This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07572479 3

Schillers Persönlichkeit

Urtheile der Zeitgenossen und Documente
gesammelt von Julius Petersen

2

Zweiter Theil

Gesellschaft der Bibliophilen
Weimar 1908

M.S.T.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY
454894
ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.
R 1900 L

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

46. Eleve Schiller mit zwölf Weidenstockstreichen, weil er vor 6 kr. Wecken auf Borg genommen.

* * *

Eleve Groß jun. [ein Strafbillet], weil er sich durch die Reinigungsmagd Coffé machen lassen und der ein Hemd davor gegeben; Eleve Schiller und Baz, weil sie in der Gesellschaft des Eleven Groß jun. Coffé bei besagter Kammermagd getrunken.

47. Es wurde . Handel mit den verpönten Sachen getrieben und zwar besonders von einem ältern der Zöglinge, welcher, nachdem er das Herbeischaffen der verbotenen Dinge schon länger für sich unentdeckt getrieben hatte, sich seinen vertrauten Cameraden zu ihrer großen Freude zum Spediteur erbot. Er versah sich daher mit allem, was von verbotenen Waaren verlangt werden mochte, mit Schnupf- und Rauchtabak, Knackwürsten, Hefenknöpfen, Backwerk ꝛc., welches alles herbeizuschaffen, er Abends bei Licht während der Vorlesungen eines kurzsichtigen Professors zum hintersten Fenster des par terre gelegenen Hörsaales leise hinaus- und vor beendigter Vorlesung wieder hereinstieg. Wir [Schüler] hießen ihn daher unter uns den Marketender der Akademie, und weil er nie bei diesem Wagstück erwischt wurde, nannte ihn Schiller den Allmächtigen.

48. Sein Aufenthalt in der Militärakademie zu Stuttgart drängte freilich manche aufstrebende Kraft in ihm zurück, doch ohne sie zu unterdrücken. Der eifrige Fleiß in allen Gegenständen des gelehrten Wissens, der die Lehrlinge jener Anstalt auszeichnete, übte seine Geisteskräfte auf die mannichfaltigste Art; und gerade jene strenge Einzwängung erzeugte einen Corporationsgeist unter den vereinigten Jünglingen, der ein Ideal von Freiheit in ihnen weckte, sie zu manchen großen, oft schwärmerischen Ideen erhob, eben deßwegen aber einem dichterischen Genie nicht ungünstig war. Auch Schiller selbst gestand in spätern Jahren, er habe in der Akademie zu Stuttgart seine glücklichsten Tage verlebt. — Eine sonderbare Auszeichnung ward ihm auf der Akademie zu Theil, gleichsam als Vorbedeutung des nachher erhaltenen Adels. Er hatte röthliches Haar und trug dieß wie alle bürgerliche Eleven ungepudert: denn gepudertes Haar zu tragen war, damals wenigstens, hoffentlich jetzt nicht mehr, ein Vorrecht der Adeligen. Dem Herzog aber war rothes Haar so zuwider, daß er Befehl gab, Schiller solle, obgleich ein Bürgerlicher, künftig gepudert erscheinen.

49. Der junge Schiller hatte zuweilen die Laune, witzig, mit Muthwillen und mit Glück Personen zu imitiren. Davon hörte der Herzog, und als er eines Tages mit Franziska die Akademie besuchte, forderte er Schiller auf, er solle einmal an ihm selber, dem Herzog, seine Kunst versuchen. Schiller weigerte sich vergeblich und erklärte zuletzt, er müsse es thun, wenn der Herzog durchaus darauf bestehe; aber alsdann brauche er auch den Stock Seiner Durchlaucht. Nun nahm er Gesten und Redeweise des examinirenden Stifters an und begann ein Verhör. Als aber Seine Durchlaucht nicht eben gut bestanden, fuhr

Schiller heraus: „Potz tauſend Sakerment, Er iſt ein Eſel!“, nahm die Gräfin in Arm und wollte mit ihr fort. Da rief der Herzog in einiger Beſtürzung: „Hör Er, laß Er mir die Franzel!“

50. Auf einer der Redouten, die Herzog Karl gab und zu denen ſeine Akademiſten eingeladen wurden, erſchien der Teufel, ſehr anſtändig in ſchwarzen Krepp gekleidet und mit einem mehrere Ellen langen vergoldeten Schweif, den er bald auf dem Boden als Schleppe nachzog, bald vorſichtig, damit niemand drauf trete, unter den Arm nahm. Der Herzog, der dieſe Tracht etwas für hyperboliſch hielt, aber den Unbekannten nicht beleidigen mochte, berieth ſich mit dem Intendanten der Akademie, Herrn Chriſtoph Dionyſius von Seeger, welcher den guten Einfall hatte, einen Harlekin in's Complott zu ziehen; dieſer rannte auf den Böſen los, der ſich auf einmal ganz unerwartet mit derben Pritſchenhieben empfangen ſah und die Flucht ergriff. Der Harlekin warf ſchnell die Thüre hinter ihm zu und kneipte ihm den Schwanz dadurch ab, welcher als corpus delicti ſchleunig auf die Seite geſchafft wurde. Nach einiger Zeit erſchien Schiller — denn er war es, der dieſe undankbare Rolle geſpielt hatte — ganz beſcheiden wieder im Domino.

Schiller als Schauſpieler.

51. Schiller lebte und webte . ganz in der Schauſpielwelt, ſo ſehr, daß ihn die Luſt anwandelte, auch einmal als würklicher Schauſpieler ſeine Kraft zu verſuchen. Es war im Jahr 1780, als Zöglinge der Akademie in Stuttgart das Geburtsfeſt ihres Herzogs auch mit Aufführung eines Schauſpiels begehen

wollten. Die Wahl des Stücks, die Vertheilung des Rollenfachs und andere Anordnungen wurden Schillern überlaſſen. Er wählte Goethe's „Clavigo" und für ſich die Hauptrolle des Stücks. Und wie trat er auf, wie ſpielte er? Ohne alle Übertreibung darf man ſagen — abſcheulich. Was rührend und feierlich ſein ſollte, war kreiſchend, ſtrotzend und pochend; Innigkeit und Leidenſchaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz, ſein ganzes Spiel war die vollkommenſte Ungebärdigkeit, bald zurückſtoßend, bald lachenerregend*). . . .

52. Haug erzählte mir [Wilhelm Waiblinger] von Schiller, denn ſie waren die beſten Jugendfreunde und der große Dichter war der liebenswürdigſte Jüngling. Haug machte mit Schiller Verſe um die Wette. Einmal wollte jeder den andern an Grobheit übertreffen. Haug ſchilderte die Göttin Grobheit auf Wolken ſchwebend und zu Schiller ſagend: „Du biſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!" Schiller ſelbſt gab ſich überwunden. In „Roſalinde im Bade" wetteiferten Schiller, Haug, Peterſen und Hoven.

*) In der Unterredung mit Beaumarchais, wo der Dichter in einer Klammer ſagt: „Clavigo bewegt ſich in höchſter Verwirrung auf ſeinem Seſſel", fuhr Schiller in ſo wilden Zuckungen auf dem Stuhle herum, daß die Zuſchauer lachend erwarteten, er falle herunter. Die Wahrheit dieſes Umſtandes können viele noch in Stuttgart lebende Perſonen bezeugen.

53. Schiller auf dem Fortschreitungswege bis zur Vollendung seiner „Räuber“.

1777—1780.

Der Lobspruch os magna sonaturum, den ein ganz unbefugter Kunstrichter dem Verfasser des Gedichts „Der Abend“ gedruckt ertheilte, machte auf den jungen Sänger einen weit stärkeren Eindruck, als Leute von Geschmack und Urtheilskraft erwartet hätten. Doch auch ohne diesen Sporn wäre Schiller gewiß derselbe Mann geworden, der er wirklich ward. Nimmermüdes Fortstreben und sichtbares Fortschreiten in allen Fächern, deren Bearbeitung oder Erforschung er sich zum Ziel gesetzt hatte, zeichneten ihn in diesem ganzen Zeitraume aus.

Das Hauptwerk, an welchem er diese Jahre über arbeitete, waren die „Räuber“. Den Grundgedanken zu diesem Schauspiel hatte er nicht aus sich selbst geschöpft. Die Geschichte des Räubers Roque im „Don Quixote“ und die Bemerkung, Rousseau rühme es an Plutarch, daß derselbe erhabene Verbrecher zum Gegenstande seiner Schilderungen gewählt habe, führten ihn darauf*). Das Stück ist nicht das Werk Eines Gusses. Schiller arbeitete einzelne Selbstgespräche und Auftritte aus, ehe er das Grundgewebe des Ganzen überdachte, ehe er Anlage, Verwicklung und Entwicklung bestimmt, Schatten und Licht vertheilt und die Formen gehörig an einander gereihet hatte. Was auf diese Weise ausgearbeitet war, ließ er sich theilweise von Bekannten vorlesen, um Eindruck und Wirkung besser beurtheilen zu können. Schiller widmete den „Räubern“ jeden Tag wenigstens einige

*) Dieß erzählt Schiller selbst im „Wirttembergischen Repertorium“. Auch wußten es noch seine alten Vertrauten. Was im „Freimüthigen“ 1805 Nr. 220 oder 21 [Nr. 87; Erster Theil Seite 124] behauptet wird, als habe ein Schubart'scher Aufsatz (im „Schwäbischen Magazin“ 1775 Seite 30) Schillern die ersten Gedanken zu seinen „Räubern“ gegeben, ist durchaus unbegründet.

Stunden, und doch wurden sie nach zehnfacher Abänderung nicht früher als im Jahr 1780 vollendet.

Neben den „Räubern" dichtete er in diesen Jahren mehrere kleinere lyrische und lyrisch-dramatische Stücke. Die merkwürdigsten darunter waren die „Fürstengruft" und der „Triumph der Hölle"*). In letzterem sang der Chor der Teufel die wiederkehrenden Schlußverse: „Pfui! heilige Dreifaltigkeit! Pfui! heilige Dreifaltigkeit!" Schiller liebte auch im Lyrischen das Große, Markergreifende, Tieferschütternde, selbst wenn es sich dem Gräßlichen und Grausenhaften näherte. Aber deßwegen war er nicht unempfänglich für das Rührende und Sanftschwermüthige. Oft las er mit gerührtestem Gefühl die kleinen Lieder Ossians. . . .

In ihrer äußeren Wirkung betrachtet war die Begeisterung bei Schiller in der That korybantischer Art. Wenn er dichtete, brachte er seine Gedanken unter Strampfen, Schnauben und Brausen zu Papier, eine Gefühlsaufwallung, die man oft auch an Michel Angelo während seiner Bildhauerarbeiten bemerkt hat. Mehr als hundertmal haben Schillers Bekannte diese Erscheinung bei ihm beobachtet, und völlig wahr ist folgende kleine Geschichte. Die ärztlichen Zöglinge der Akademie mußten am Ende ihrer Lehrjahre die Krankenzimmer besuchen und über die gehörige Pflege der Leidenden die Aufsicht führen. Als Schillern einmal die Reihe traf, setzte er sich an das Bett eines Kranken. Statt diesen aber zu befragen und zu beobachten, gerieth der Dichtende in solche brausende Bewegungen und heftige Zuckungen, daß dem

*) Beide Stücke sind, wie es scheint, verloren. Das erstere fing an:

„Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte."

Auch erinnere ich [Petersen] mich noch folgender Verse daraus:

„Schwerer murrt der Donner über'm Tanze,
Überstimmt das wilde Saitenspiel."

Kranken angſt und bange ward, ſein zugegebener Arzt möchte in Wahnwitz und Tobſucht verfallen ſein*).

Dichten war Schillers Hauptbeſchäftigung. Aber deßwegen verſäumte er ſeine ſogenannte Brotwiſſenſchaft keineswegs. Bei den öffentlichen Prüfungen im Jahr 1778 zeigte er in der Zergliederungslehre ſo viele Kenntniſſe als der erſte, dem der Preis durch das Loos zufiel, und das Jahr darauf erhielt er drei Preiſe zumal, einen in der Arzneimittellehre, einen in der äußeren und einen in der inneren Heilkunſt. Von allen Zweigen und Theilen der ſo viel umfaſſenden Geſundheitskunde war die Menſchennaturlehre (Phyſiologie) die anziehendſte für ihn. Haller war darin ſein bedeutender Führer, doch huldigte er deſſen Behauptungen nicht unbedingt. Vielmehr beſtritt er mehrere derſelben in einer eigenen Abhandlung. In der eigentlichen Krankheitslehre (Pathologie) gab er Brendel**) den Vorzug. Brendel, ein Beobachter ganz im Hippokratiſchen Geiſte, ward von Schiller ungemein geſchätzt, aber deßwegen nicht auch befolgt. Statt den Gang der Natur mit Sorgfalt und Bedachtſamkeit zu belauſchen, die Erſcheinungen darin prüfend zu vergleichen und mit Scharfſinn Folgerungen daraus zu ziehen, trug des Dichters Einbildungskraft Geſetze in Schöpfung und Geſchöpfe hinein. Schiller war in der That eine Zeitlang auf demſelben Irrwege, auf welchem unſere neueren Naturphiloſophaſter herumtaumeln.

Die Fortſchritte, die er übrigens in den Jahren 1779—1784 machte, und zwar im Denken überhaupt, in einer erweiterten

*) Dieſe Geſchichte wird der noch lebende Hofmuſicus St[rähle?] bezeugen, er war jener Kranke.

**) Johann Gottfried Brendel, † 1758, öffentlicher Lehrer der Arzneikunſt in Göttingen. Schiller hatte eine eigene Abſchrift von deſſen Praelectiones academicae de cognoscendis et curandis morbis, Vorleſungen, die erſt im Jahr 1792 Lindemann zum Druck beförderte.

Naturanſicht, in Sprache, Darſtellung und Geſchmacksbildung, ſind wirklich merkwürdig. . . .

Zur Erklärung dieſes auffallenden Fortſchreitens muß man indeſſen auch in Anſchlag bringen, daß Schiller in jenem Zeitpunct Searchs (Tukers) „Licht der Natur“, Herders „Auch eine Philoſophie“, Schlözers „Vorſtellung der Univerſalgeſchichte“ und mehrere Schriften von Sturz und Zimmermann fleißig geleſen und erwogen hatte. . . .

54. Im Jahr 1778 [?] hatte . . eine epidemiſche Krankheit in die Anſtalt ſich eingeſchlichen und unter andern auch Schiller und ſeine Freunde Dannecker, Victor Heideloff, von Hoven, Kapf, Schlotterbeck in das Krankenzimmer der Karlsſchule gebannt und über drei Wochen darin zurückgehalten. Ihrem Thätigkeitstriebe ſtand hier in der Regel eine ſo ſtrenge Aufſicht entgegen, daß ihnen auch die kleinſte Anſtrengung unterſagt war, weßhalb Schiller, der nicht geiſtig unthätig ſein konnte, ſeine Gedanken öfter unter der Bettdecke verſtohlen niederſchrieb. Dieſe Aufſicht fand jedoch einige Milderung in der Nachſicht eines Krankenwärters, der aus Rückſicht für Heideloff, in deſſen elterlichem Hauſe er bekannt war, Schillers Arbeiten, welche ſie für mediciniſche ausgaben, geſtattete.

Dieſe Muße und Nachſicht benützte nun Schiller ſchon damals zu Arbeiten an ſeinem merkwürdigen erſten Drama: „Die Räuber“. . . .

Unter ſeinen benannten Cameraden war aber Victor Heideloff derjenige, der auf Schiller bei dieſem erſten dramatiſchen Verſuche bezüglich der theatraliſch-techniſchen Geſtaltung deſſelben vorzugsweiſe einwirkte. Heideloff nämlich, ſein nächſter Bettnachbar und zwei Jahre älter als Schiller, war ein Schüler der Hiſtorienmahlerei von Guibal, der Theater- und Decorationsmahlerei der damaligen Profeſſoren . . . Scotti, Colomba . . .,

so wie endlich des ruhmvoll bekannten Architekten Christian Keim, des Lehrers der Theaterbaukunst. . . .

Es war daher sehr natürlich, daß Schiller, diese Vorzüge seines Freundes erkennend und das Bedürfniß ihrer Benützung fühlend, sich enger an Heideloff anschloß. Er theilte ihm seine Plane zu neuen Kunstschöpfungen mit und benützte dessen Belehrungen und zweckmäßige Rathschläge. Die übrigen Cameraden Schillers pflegten nicht nur Rollen bei den Darstellungen zu übernehmen, sondern tauschten auch ihre Ansichten und Urtheile darüber mit Schiller aus. Da jedoch solche ästhetische Besprechungen im Krankenzimmer bei der ängstlich-strengen Aufsicht zu beschränkt und kärglich waren, so beschloß Schiller mit seinen Cameraden, die Gelegenheit des nächsten Spaziergangs zu benützen, um an einem ruhigen und ungestörten Orte die „Räuber“ zur Beurtheilung und zum Genuß, wie Schiller es gerne that, vorzutragen.

Als darauf Genesung eingetreten war und sie in Begleitung des Hauptmanns und der andern Zöglinge am frühen Morgen eines schönen Sonntags des Mai über die Weinsteige in das sogenannte Bopserwäldchen einen Spaziergang machten, sonderten sich die in den Plan Eingeweihten ihrer Verabredung gemäß von den andern ab, und durch die Nachsicht des Hauptmanns mit etwas Freiheit begünstigt, gingen sie tiefer in den Wald hinein. Hier lagerten sie sich, ihren Schiller umkreisend, der auf den hervorstehenden Wurzeln eines der stärksten Fichtenbäume Posto gefaßt hatte. An demselben Baume lehnte sich Schlotterbeck als nächster Zuhörer, neben ihm auf dem Stamm eines gefällten Baumes saß von Hoven, rechts auf dem Rasen Kapf, etwas zurück stand Heideloff und entfernter neben letzterem Dannecker.

Nach Heideloffs, von Hovens und Schlotterbecks Angabe war Schillers Stimmung während seines Vortrags eine sehr

heitere, mit ſichtbarem Ausdruck ſeines behaglichen Gefühls der errungenen Freiheit und der Einſamkeit, in Umgebung des Waldes und der Freundſchaft. Seine Declamation war anfänglich eine ruhige. Als er aber zur Stelle der fünften Scene des vierten Acts gelangte, wo Räuber Moor mit Entſetzen ſeinen todt geglaubten Vater vor dem Thurm anredet, ſteigerte ſie ſich in dem Grade, daß ſeine Freunde, mit geſpannter Aufmerkſamkeit Aug' und Ohr ihm zugewandt, durch den Ausbruch ſeines Affects in Beſtürzung geriethen, durch die Großartigkeit ſeiner Arbeit aber in Erſtaunen, Bewunderung und in faſt endloſe Beifallsbezeugungen übergingen.

55. Stuttgart den 27. October 1779.

Chirurgienmajor Klein. Deſſen Urtheil, die Probeſchrift des Eleve Schillers betreffend.

Zweimal habe ich dieſe weitläuftige und ermüdende Abhandlung geleſen, den Sinn des Verfaſſers aber nicht errathen können. Sein etwas zu ſtolzer Geiſt, dem das Vorurtheil für neue Theorien und der gefährliche Hang zum Beſſerwiſſen allzu viel anklebet, wandelt in ſo dunkel-gelehrten Wildniſſen, wo hinein ich ihm zu folgen mir nimmermehr getraue. Die mit ſo vieler Mühe verfertigte Arbeit iſt überſtiegen, aber daher auch mit vielen falſchen Grundſätzen angefüllet. Dabei iſt der Verfaſſer äußerſt verwegen und ſehr oft gegen die würdigſte Männer hart und unbeſcheiden. In dem Abſchnitt, wo er von den viribus transmutatoriis handelt, greifet er den unſterblichen von Haller, ohne welchen er doch gewiß ein elender Phyſiologus wäre, ſo beleidigend an, daß es der ganzen gelehrten Welt empfindlich fallen muß. Eben ſo redet er wider den fleißigen Cotunnium, deſſen glücklich entdeckte Feuchtigkeit im innern Ohr er verwirft, da ich ihm doch ſolche in den anatomiſchen Lectionen ſo deutlich gewieſen habe. Und ſo bekrieget er alles, was nicht vor ſeine neue Theorien paſſend iſt.

Übrigens gibt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweiſe von des Verfaſſers guten und auffallenden Seelenkräften, und ſein alles durchſuchender Geiſt verſpricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternehmenden nützlichen Gelehrten.

* * *

Eleve Schiller.

In unterthänigſter Befolgung des Höchſten und Gnädigſten Befehls Ihro Herzoglichen Durchlaucht habe ich die Streitſchrift

des Eleven Schillers, welche den Titel führt: „Philosophia Physiologiae“, mit Bedacht durchleſen und darbei Folgendes anzumerken gefunden:

... § 3. Vires directrices, tutrices etc. Dieſe Kräfte kommen mir nicht viel beſſer vor als die ſogenannte qualitates occultae der Alten. — § 5. Quis sibi persuadebit sonum, maximum elasticitatis productum, animae per aquam minime elasticam designari? Doch ſind, wie der Autor wohl weißt, in dem Innern des Gehörorgans überall ausdünſtende Gefäße, welche die Höhlen und Zwiſchenräume mit einem wäſſerigten Dunſt erfüllen, und wann ſchon die einſaugende Gefäße ihn aufnehmen, ſo würken auch die ausdünſtende fort. — § 13. Quodsi creator etc. Was hier geſagt wird, iſt witzig, aber nicht phyſiologiſch richtig. — ... § 21. Dantur animalia acephala. Mir iſt kein Thier ohne Kopf bekannt. — Ebendaſelbſt. An nescit — ferner: quasi haec omnia et plura innumera nesciret. Der Verfaſſer ſagt in dieſem Paragraphen viel Gutes und Wohldurchdachtes, doch muß ein junger Arzt gegen den verdienſtvollen Haller eine gelindere Sprache führen, oder glaubt wohl der Autor im Ernſt, daß Haller alles das, was er ihm hier mit ſo vielem Muth vorſagt, nicht gewußt habe? — § 23. Nervi humoribus istis imbuti sunt, sed animali modo imbuti, minime vero mechanico. Dieſe Stelle iſt undeutlich, und ich ſorge, der Verfaſſer habe ſich bei dem animali modo imbuti nicht richtig genug ausgedrückt. — ... § 24. Sceleris architectos. Der Ausdruck iſt hart, und wie ſchickt ſich der gleich unten in der Note vorkommende Name des vortrefflichen Boerhave's darzu? — § 27. Quivis, quem exseris, cogitandi conatus de spiritu cogitante consumit. Ich weiß wohl, daß hier unter spiritus die Lebensgeiſter verſtanden werden, aber eben deßwegen mißfällt mir der Ausdruck: spiritu cogitante. — ... § 33. Prosiliat. Das Wort iſt

hier bei einem Kind, das ſo eben geboren wird, übel angebracht. — § 33. Partus quidem momento arcanum id animae cum corpore celebrari connubium plurima suadent. Daß die Seele erſt während der Geburt in das Kind kommen ſolle, iſt eine Meinung, die auch vor einen Dichter zu kühn wäre. Die Vermuthung, daß die Seele ſchon in dem erſten Keim des Kindes liege, hat freilich auch ihre Schwierigkeiten; aber ſie iſt doch weit wahrſcheinlicher als die Hypotheſe des Verfaſſers, und empfindet nicht die Mutter die Bewegung ihres Kinds eine geraume Zeit der Schwangerſchaft hindurch? Der Verfaſſer ſagt ferner, es ſeien viele Beweiſe vor ſeine Meinung; er hätte alſo einen kleinen Verweis verdient, daß er ſie der gelehrten Welt vorenthalten will. — . . . § 36. Cogitantes spiritus anima cogit, ut ipsi (spiritus) tremant ideas. Die cogitantes spiritus und die spiritus ideas trementes des Verfaſſers gefallen mir nicht. — § 37. Flores odoramenta cohibent sole cadente etc. Das wird aber doch nicht bei allen Blumen beobachtet. — § 41. Quare frequenter sub pauperum tabernis etc. In dieſer poetiſchen Stelle machen die tabernae pauperum mit den molliori bus magnatum pulvinaribus einen unſchicklichen Contraſt. Übrigens enthält dieſe Streitſchrift ſehr viel Gutes und macht den philoſophiſchen und phyſiologiſchen Kenntniſſen des Verfaſſers Ehre; nur dünkt mich, es ſpiele an manchen Orten der Witz zu viel, und überhaupt hätte ich mir in einer Schrift, wo es auf deutliche und beſtimmte Ausdrücke ankommt, eine weniger blühende Schreibart gewünſcht.

Stuttgart den 6. November 1779.

Profeſſor D. Consbruch.

* * *

Eleve Schiller.

Deſſen Aufſatz: „Philosophia Physiologiae" enthält den ganzen Umfang der Phyſiologie, mit manchen neuen Eintheilungen, Meinungen und Erklärungen durchwoben, in Verbindung mit philoſophiſchen Abhandlungen, Sätzen und Betrachtungen, deren Sinn aber öfters ſchwerlich jemand errathen wird.

Der Stil iſt durchaus frei und ſchwülſtig, die Gedanken reich und aufbrauſend, jedoch auch manche Stellen noch lakoniſch. — Überhaupt zeigt ſich, daß der Verfaſſer, nach ſeinen guten Gaben und Fleiß, ſich bei dieſer Ausarbeitung viele Mühe gegeben habe. Die Schrift aber zum Druck zu befördern, könnte ich deſſen ohngeachtet, meines unterthänigſten unmaßgeblichen Gutachtens, niemalen vor rathſam halten.

Stuttgart den 8. November 1779.

T. Hofmedicus Dr. Reuß.

* * *

Hohenheim den 13. November 1779.

Mein lieber Obriſter und Intendant von Seeger!

Ich habe deſſen unterthänigſte Rapports vom 9. und 12. dieſes erhalten.

... Die Disputation des Reinhards. ſolle nicht gedruckt werden, und ſo auch diejenige von dem Eleve Schiller auch nicht, obſchon Ich geſtehen muß, daß der junge Menſch viel Schönes darinnen geſagt und beſonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deßwegen aber und weilen ſolches wirklich noch zu ſtark iſt, denke Ich, kann ſie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero, glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm ſein, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelſt

ſein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, ſo daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu ſein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann.

Ich bin, Mein lieber Obriſter und Intendant, deſſen wohl-affectionirter

Karl H. z. W.

Schiller mußte, um Doctor der Medicin zu werden, eine medicinische Disputation schreiben; er schrieb solche und übergab sie medicinischer Facultät, die sofort dem Herzog darüber berichtete. Aber der Bericht war nicht ganz günstig: der Verfasser habe sich mit jugendlichem Übermuth dem damals hochverehrten und hoher Ehre zu allen Zeiten würdigen Haller entgegengestellt und sich in der Hitze des Kampfes unehrerbietige Ausdrücke gegen denselben erlaubt; daher verbot der Herzog, der Hallern wahrhaft hochachtete und nicht dulden wollte, daß aus seiner Akademie eine den großen Mann beleidigende Schrift kommen sollte, den Druck. . . . Um jedoch dem Gesetz Genüge zu leisten, mußte eine andere Streitschrift verfertigt und vertheidigt werden und da, eine andere medicinische zu schreiben, die Zeit nicht reichte, so ward eine mehr psychologische gewählt, theils weil Schiller in der Psychologie wirklich mit großem Eifer studirt hatte (er hörte sie noch nach Vollendung der meisten medicinischen Collegien zum zweitenmal aus eigenem Antrieb), theils weil er aus diesem Fach eine Materie wählen konnte, die auch Kenntniß des menschlichen Körpers erprobte und in so weit auch zu einer Probeschrift für den medicinae studiosus sich eignete. So entstand der „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ 1780 als Probeschrift des medicinae candidatus.

447. Schiller

Charakter

Taufnam Johann Chriſtoph Friederich

Maß												
	Fuß	5	5	5	5	5	5	6	6	6	6	6	6
	Zoll	5	6	8	8	9	11	„	1	2	2	2	3
	Strich	3	2	„	3	2	„	„	2	„	2	3	„
Alter 11. November 1759		16		17		18		19		20		21	

Religion evangeliſch

Beſtimmung Medicin

Genie recht gut

confirmirt den

Geburtsort Marbach

reverſirt 23. September 1774

Vater Johann Kaspar, Hauptmann unter Stain

Mutter Eliſabetha Dorothea, née Kodweißin

Stiefvater

Vormund

Zuwachs 17. Januar 1773

Abgang 15. December 1780

Regimentsdoctor zu Augé

14. Dec. 1773 — 1779

Chirurgie

Praktiſche Medicin

Materia medica.

Schiller verließ die Akademie 1780 und trat nun als Regimentsarzt in die herzoglichen Dienste. Aber als Arzt schien er wenig Glück zu machen; man klagte, daß er theils zuviel auf seine (damals neueste) Theorie vertraue, theils gewöhnlich zu starke Portionen verschreibe. Er kam dadurch mit seinem Vorgesetzten, dem Leibmedicus Elwert, der übrigens seine Talente schätzte und ihn als Verwandten liebte, in häufigen, jedoch niemals Erbitterung zeigenden Widerspruch, was um so mehr erfolgen mußte, da derselbe nicht nur ein sehr geschickter, sondern auch höchst pünctlicher Mann war.

Mit mehr Neigung widmete er sich auch jetzt wieder seinem Lieblingsfach, der Poesie: besonders arbeitete er nun die „Räuber" aus, die er schon in der Akademie zu bearbeiten angefangen hatte. Die Idee zu diesem Werk gab ihm theils der Räuberhauptmann Roque im „Don Quixote", theils die Geschichte des sogenannten Sonnenwirths oder Friedrich Schwans, von dem damals durch ganz Württemberg viel gesprochen wurde und über die er auch mich [Abel] öfters fragte (mein Vater war der Beamte, unter dem Schwan eingefangen und hingerichtet wurde) und die er auch, jedoch mit einigen Abänderungen, in einem eigenen Aufsatz bearbeitet hat. Einige Namen wie einige Charaktere sind aus seinen Umgebungen in der Akademie entlehnt. Selbst der Plan Spiegelbergs, nach dem heiligen Lande zu wandern, ist eine Idee, mit der sich einer seiner Cameraden, welchen Schiller als schlecht denkenden Menschen verachtete, oft und lange getragen hatte; daß er Graubünden das Paradies der Jauner nannte, bezog sich auf einen der militärischen Aufseher, dem die Zöglinge abhold waren. Die Sensation, die die „Räuber" erregten, war selbst über Schillers Erwartung. Besonders war ihm eben so unerwartet als angenehm, was ihm Herr von Dalberg aus Mannheim schrieb. Die Folge davon war, daß er mit

deſto größerem Eifer die Fehler des Stücks zu verbeſſern ſuchte; noch immer erinnere ich mich eines Spaziergangs, den er mit ſeinem innigſten Freunde, Bibliothekar Peterſen, und mir machte und auf dem die Fehler des Stücks der Gegenſtand der ganzen Unterredung waren. Mit Verläugnung aller Eigenliebe und mit großem Scharfſinn ſpürte er ſelbſt allen Fehlern nach, und ohne allen Schein eines Mißvergnügens oder Unwillens hörte er den Tadel ſeiner Freunde an. Nun dachte er auch auf neue Plane. Die, obwohl geſcheiterte, Unternehmung des Fiesco hatte ihn ſchon lange begeiſtert. Er war geſonnen, die ganze Kraft ſeines Geiſtes auf dieſes Drama zu wenden und daſſelbe nicht eher bekannt zu machen, bis er die Urtheile eines Leſſings, Goethe's, Wielands vernommen, deren Kritik er auf's beſte zu benutzen ſich vornahm. Einſt trat er voll Feuer zu mir in's Zimmer und ſtellte, durchaus begeiſtert, den Fiesco vor, wie er vor das Gemählde des Romano tritt und dadurch zu großen Entſchlüſſen entflammt wird. Indeſſen blieb doch dieſes Stück noch weit von dem Ideal entfernt, das Schillers Geiſt ſchon damals, nur dunkler, vorſchwebte: die Flucht aus Stuttgart und Zerſtreuungen mancher Art, die daraus entſtanden, hinderten ihn; auch machte er es, durch äußere Verhältniſſe beſtimmt, früher bekannt, als ſeine erſte Abſicht es geſtattete. Jetzt arbeitete er auch in Geſellſchaft einiger Freunde an dem „Württembergiſchen Repertorium" und gab die „Anthologie" (1782) in Druck.

Aber alle dieſe Arbeiten wurden auf einmal unterbrochen: Geheimrath von Dalberg ließ in Mannheim die „Räuber" aufführen und gab Schillern davon Nachricht; dieſer hatte nun keinen größern Wunſch, als der Aufführung beizuwohnen, beſonders da er den Nutzen vorausſah, den er bei Umarbeitung des Stücks daraus ziehen würde; aber eine abſchlägliche Antwort fürchtend, hielt er bei'm Herzog gar nicht um Erlaubniß an, ſondern reiſ'te ohne dieſe ab. Aber unglücklicherweiſe bekam dieſer ſogleich

Nachricht davon, Schiller wurde auf mehrere Tage in Arreſt geſetzt und ihm überdieß verboten, Komödien zu ſchreiben. Daß der damalige Garteninſpector Walter mit im Spiel geweſen, wie im „Schwäbiſchen Muſeum“ 1. Theil, 227 erzählt wird, habe ich nie gehört; dagegen nahm man als wahrſcheinlich an, daß der Herzog auf Schillern deßwegen ſo ſehr zürne, weil dieſer, um ſeinen Obriſten zu ſchonen, durchaus nicht habe eingeſtehen wollen, daß die Reiſe mit deſſen Wiſſen und Willen unternommen worden ſei. (Ob Schiller ſelbſt auch dieſes geglaubt habe, erinnere ich mich nicht mehr.) Wie aber auch dieſes ſich verhalte, ſo war Schiller über das Verbot, Komödien zu ſchreiben, ſo aufgebracht, daß dieſes ihn beſtimmte, Stuttgart heimlich zu verlaſſen, von wo er erſt auf die Güter der Wolzogiſchen Familie floh, nachher aber als Theaterdichter in Mannheim wieder öffentlich auftrat. Der Herzog war über dieſen Schritt um ſo mehr erbittert, je mehr er Schillers Talente ſchätzte; daher auch alle Verſuche, die von ſehr geſchätzten Fremden gemacht wurden, Schillern die Gnade des Herzogs und die Erlaubniß, auch nur auf Beſuch in ſein Vaterland zurückzukehren, wieder zu erwerben, vergebens waren. „Er iſt ein Undankbarer!“, antwortete Karl zwei deutſchen Prinzen, die von dem Ruhm, den Schiller ſich erworben, und der Ehre, die er ſeinem durchlauchtigſten Erzieher mache, zu ſprechen anfingen.

Ich ſetze noch einiges von Schillers Moralität während dieſes Zeitraums bei. Die plötzliche Verſetzung außer die Akademie und zwar unter Soldaten war in dieſer Rückſicht nicht wenig gefährlich. Eingeſchloſſen in die Mauern der Akademie, hatte er die Menſchen meiſt nur aus Theorien und aus Büchern kennen lernen, beſonders da die wenigen, die ihn umgaben, wegen Gleichheit der Verhältniſſe ſich ziemlich gleich waren; überdieß hatte er bisher, ſtets durch die akademiſchen Geſetze und Vorſchriften beſchränkt und geleitet, ſeine Freiheit noch gar

nicht gebrauchen lernen. Charakterstärke war ohnehin noch nicht vorhanden. Auch hatte sich wirklich selbst in Stuttgart das Gerücht verbreitet, daß Schiller einigen Arten von Ausschweifungen sich überlassen habe; allein da die Verbindung, die ich mit ihm als akademischem Zögling hatte, auch jetzt noch fortdauerte und einer seiner besten Freunde und häufigsten Gesellschafter mir nicht ohne sein Wissen von allem, was in dieser Rücksicht vorfiel, Nachricht gab, so kann ich mit Zuversicht sagen, daß ihm hierin nicht ganz, aber doch größtentheils Unrecht gethan wurde.

Zweimal oder dreimal geschah es nämlich, daß der junge, ohnerfahrene, zutrauensvolle, des Weins gar nicht gewohnte Mann in einer lustigen Gesellschaft, die ihn dazu aufmunterte und sogar täuschte, zu viel trank; hauptsächlich geschah dieses einmal, als der General seines Regiments den Officieren ein Essen gab, zu dem auch er eingeladen war, das aber so endete, daß er von dem Haus des Generals in sein Logis getragen werden mußte. Von diesem Tage an war die Sage, daß er sich zu betrinken pflege, allgemein.

In Rücksicht auf eine zweite Art von Ausschweifungen habe ich nicht ein einziges zuverlässiges Factum gehört; allerdings liebte er zwar eine Person, der seine Dichtkunst viel mehr Vorzüge beilegte, als sie wirklich besaß, eben die Laura, welche der Gegenstand mehrerer Gedichte in der „Anthologie" ist, allein sicher ging zwischen ihnen nichts vor, das Tadel verdient hätte.

Dagegen ist es allerdings wahr, daß seine Ungewohnheit und Unfähigkeit, mit dem Geld umzugehen, ihn in einige, wiewohl nicht bedeutende Schulden stürzte, die jedoch nicht unbezahlt blieben.

Endlich entschuldigte er seine Entweichung dadurch, daß das Verbot, ferner zu schreiben, ihn der Mittel, theils dem Publicum nützlich zu sein, theils sein geringes Einkommen zu vermehren, beraube.

Schiller hatte schon während seines Aufenthaltes zu Stuttgart den „Fiesco" zu bearbeiten angefangen; Geist und Herz war voll von diesem Gegenstand. Einst stürzte er in das Zimmer eines Freundes. „Hören Sie, hören Sie!", rief er und declamirte mit Begeisterung und frohem Selbstgefühl den siebzehnten Auftritt, in welchem Verrina und einige der Verschworenen mit dem Mahler Romano bei Fiesco erscheinen. Noch sehe und höre ich [Abel] ihn, wie er, das Gemählde an der Wand des Zimmers und sich selbst als Fiesco träumend, im Zimmer auf und ab rannte und voll Begeisterung jene berühmten Worte sprach: „Tritt her, Mahler" u. s. w. Überhaupt lag ihm die Ausarbeitung dieses Stücks sehr am Herzen; es sollte sich — das war sein Vorsatz — der Vollendung möglichst nähern und durch keinen von den Fehlern befleckt werden, die er selbst in den „Räubern" fand; kurz, auf dieses Drama sollte sich sein Ruf als dramatischer Schriftsteller gründen. Auch war er entschlossen, das Manuscript vor dem Druck Lessing zuzusenden und diesen um strenge Beurtheilung zu bitten; an Wieland und Goethe mochte er sich nicht wenden, weil der erstere in einem Brief an Werthes, der ihm auf Schillers Bitten die „Räuber" zugeschickt hatte, kein ganz günstiges Urtheil über diese gefällt und Goethe's Urtheil noch weniger günstig geschildert hatte. Allein Lessing starb, bevor er ihm das Manuscript zusenden konnte, und Schiller, aus seinem Vaterlande entflohen und dadurch in vielerlei Verlegenheiten, Sorgen und Zerstreuungen gestürzt, auch nicht selten mit Geldnoth ringend, überließ das Stück dem Druck früher, als es diejenige Vollendung erhalten hatte, welche ihm zu geben sein Vorsatz gewesen war.

60. Schiller ſich ſelbſt überlaſſen, während ſeines Aufenthalts in Stuttgart.

Schillers langerſehnte Erlöſung aus dem akademiſchen Kerker erfolgte den 15. December 1780. Die äußere Lage, in die er in Stuttgart kam, war indeſſen nicht die erwünſchteſte. Zwar ward er dem Geſchäft und der Benennung nach Regimentsarzt, aber er erhielt nur den Gehalt eines Regimentswundarztes, monatlich dreiundzwanzig Gulden, durfte auch nicht die Officierskleidung, ſondern mußte den Feldſcherersrock tragen. Dieſe Kleinigkeit, die er, freilich nur dann und wann, als eine beſchämende Hintanſetzung betrachtete, wurmte ſtärker in ihm, als man glauben ſollte. ... Doch dauerte dieſe Verdroſſenheit keineswegs lange, ſie machte der heiterſten Munterkeit und einer ſehr oft ausgelaſſenen Frohlaunigkeit Platz. ...

Seiner Kunſt und Fürſorge wurde ein Regiment Grenadiere anvertraut, das aus ungefähr zweihundertvierzig meiſt gebrechlichen und abgelebten Leuten beſtand. Dieſes Anvertrauen geſchah indeß mit Vorſicht und Beſchränkung. Herzog Karl hatte Schillern ausdrücklich befohlen, ſich in bedeutenden Fällen an den Leibarzt Elwert zu halten. Elwert, ſein Vorgeſetzter, verlangte daſſelbe von ihm. Vergebens! Dazu war Schiller zu ſtolz. Er that das Befohlene niemals. Um nun ſich keiner Pflichtverſäumniß ſchuldig zu machen, in keine Verlegenheit zu kommen und zugleich Schillern nicht zu demüthigen, traf der Leibarzt eine feinſchonende Auskunft. Er befahl den Feldwundärzten, ihm die nöthigen Berichte zu erſtatten, und änderte dann nach Befund der Umſtände ſtillſchweigend Schillers Recepte. Wirklich war das auch oft höchſt nöthig. Schiller verordnete zum Beiſpiel Miſchtränke, die, nach ſeiner Vorſchrift zubereitet, zu keinem geraumen Glaſe hätten herausfließen können. Bemerkenswerth hiebei iſt, daß er ſeine Schwäche als ausübender Arzt gar wohl fühlte, daß er über ſich ſelbſt, als Heilkünſtler be-

trachtet, treffend ſcherzte. . . . Schiller trug ſich ſchon frühe mit dem Gedanken, die ausübende Heilkunſt aufzugeben und Lehrer der Menſchennaturkunde und anderer theoretiſcher Theile der Arzneiwiſſenſchaft zu werden. Doch hat er nie wirklich ernſtliche Vorbereitungsanſtalten hiezu gemacht, hat ſich auch während jenes ganzen Aufenthalts in Stuttgart nur eine einzige unbedeutende Schrift aus ſeinem Fache angeſchafft: den Almanach für Apotheker auf das Jahr 1781.

61. Schiller war in dieſer Zeit [1782] in der froheſten Laune. Dichteriſche Entwürfe und angefangene Werke beſchäftigten ihn ganz, als unvermuthet ein bedeutender Sturm ſich gegen ihn erhob. Er ließ in ſeinen „Räubern“ den Spiegelberg ſagen: „Graubünden iſt das Athen der Räuber“. Bei dieſer Stelle hatte der Dichter ſicher kein Arges dabei. . . . Indeſſen erregte ſie die Galle und Rachſucht einiger Schweizer, und Schiller ward deßwegen bei Herzog Karl förmlich verklagt. Karl, ganz ohne Sinn für Dichterwerth, . . . ließ ihn ſogleich zu ſich auf ſeinen Landſitz kommen, fuhr ihn auf das heftigſte an, ſchalt ihn auf das derbſte aus und ſchloß mit den Worten: „Ich ſage, bei Strafe der Caſſation ſchreibt Er keine Komödien mehr!“ Unmittelbar nach dieſem Auftritt ging Schiller in den von ihm gewöhnlich beſuchten Garten und kegelte, anſcheinend gelaſſen, ja heiter. . . .

* * *

Kein Sinn für körperliche Schönheit. Seine Liebe mit der Viſcherin, einem wie an Geiſt ſo an Geſtalt gänzlich verwahrloſ'ten Weibe, einer wahren Mumie. Dieß die Laura, die er in der „Anthologie“ beſang.

* * *

Sein Fourierſchütz Kronenbitter, den er ſich als Regimentsmedicus unter ſeinen zweihundertundvierzig Grenadiers als Aufwärter ausſuchte, eine ſeltſame groteske Geſtalt.

* * *

Sommers alle Abende Kegelſpiel, Winters Manille, ein leichtes Kartenſpiel.

* * *

Schiller ging oft um Mitternacht ganz allein durch den ſtundenlangen Solitudenwald.

* * *

Ein Schnupfer wie Schiller war nicht leicht zu finden. Hatte er bisweilen gerade keinen Tabak, ſo kitzelte er ſeine Geruchsnerven mit Staub.

Kratzende Weine, ſchlechter Schnupftabak, garſtige Weiber waren Beweiſe für mangelndes Feingefühl im Sinnlichen.

* * *

Reiſe nach Mannheim im Januar 1782 zur Aufführung der „Räuber". Ein ſchmuckes Kellermädchen in Schwetzingen beſchäftigte ſie (Schiller und Peterſen) ſo angenehm, daß ſie zu ſpät nach Mannheim kamen.

* * *

Um dieſe Zeit [1776 ff.] waren beinahe alle beſſeren Köpfe der Akademie in Parteien getheilt: einige wahre Anhänger der Engländer, die meiſten dagegen Freunde der Amerikaner. Schiller

kümmerte ſich um dieſe Völkerſache im geringſten nicht, er las gar keine Zeitung.

* * *

Einem Spiel mit ſchön geſagten Gegenſätzen opferte er die Wahrheit auf.

* * *

Bei Schiller reinigte, ſtärkte die Luſt am Schönen und Erhabenen die ſittlichen Gefühle, was ſelten vorkommt.

* * *

Eine dichteriſche Beſchreibung einer Gegend machte mehr Eindruck auf ihn als der Anblick in der Natur ſelbſt.

* * *

Noch keine Begeiſterung mit Beſonnenheit unter der Zucht des Schönheitsgefühls, ſondern eine Fülle von wildem Feuer, brauſender Kraft.

* * *

Schiller liebte in ſeiner Jugend vorzüglich Schinken. Hätte er Schinken von Eſtremadura, abgekocht in rothem ſpaniſchem Wein, einmal zu eſſen bekommen, er würde ein Loblied auf dieſen Leckerbiſſen gedichtet haben.

* * *

Als Schiller und ich [Peterſen], von Abel verleitet, im Jahre 1781 oder 82 Spittler beſuchten, ſchwatzte er von nichts als dem Werth der Geſchichte und der Empfehlenswürdigkeit dieſes Stu-

diums, lauter längſt abgedroſchene Sachen: er glaubte Schüler vor ſich zu haben.

* * *

In den Jahren 1781 und 82, wo Schiller doch das Jünglingsalter zurückgelegt, hatte ſein Geſicht ganz nichts Ausgezeichnetes. Seine Naſe war eingedrückt, und den Ordensſtern des Genius trug er, mit Lavater zu reden, nicht im Auge. Wie ganz anders erſchien er ſeinen Freunden in Stuttgart im Jahr 1794! Während jener Zwiſchenzeit ſchien ſein Geiſt gleichſam aus dem Innern herausgequollen zu ſein, ſich in die ernſten Geſichtszüge ergoſſen und denſelben eine andere Wölbung und Geſtalt gegeben zu haben. Jetzt hatte ſeine Naſe die Adlersform, und aus allen ſeinen Zügen leuchteten Tiefgefühl, Dichtergeiſt, Forſchungskraft, Großheit und inſonderheit Seelenadel auf das ſprechendſte hervor.

62. Man hat geſagt, Schiller habe gern getrunken; das iſt nichts, wenigſtens ſo lange wir [Scharffenſtein und Schiller] mit einander lebten. Ein paar Räuſche, die er gehabt haben mag, bekam er durch geſellſchaftliche Verführung. Zu Hauſe hielt er ſich meiſtens etwas von Likör, aber mehr für ſeinen damals ſchon ſchwachen Magen; es kann ſein, daß dieß ihn mehr verdarb. Schiller war, ſo lange ich mit ihm lebte, nicht ſinnlich und liebte die Weiber im Grunde nicht. Er be-

hauptete, das dümmſte Weib könne perfider und für den ſcharfſichtigſten Mann unerforſchlicher ſein als der verſtockteſte Böſewicht. Er kannte nur die Extreme: Excentricität oder thieriſchen Genuß. Dieſes war ſcharf abgeſondert und ſchmolz zu einer die Hauptangelegenheit ſeiner Exiſtenz machenden Leidenſchaft; ſeine göttlichſten erotiſchen Schilderungen ſind Divinationen ſeines Buſens. Außer ein paar Sprüngen mit Soldatenweibern, auch en compagnie, weiß ich keine Debauche von ihm.

Schiller hatte bereits die Akademie verlassen, lebte in Stuttgart, als Regimentsarzt bei einem Grenadierbataillon angestellt, und hatte schon seine „Räuber" in den Druck gegeben, als der Verfasser dieser wenigen Blätter [Conz], drei Jahre jünger, als Schiller damals war, mit ihm bekannt wurde oder eigentlich eine vorübergehende Jugend- oder Knabenbekanntschaft mit ihm erneuerte; denn da Schiller, in Marbach geboren, mit seinem Vater, der, früher bei dem Geniecorps angestellt, den Ort seines Aufenthalts nach der Bestimmung seines Dienstamtes öfter zu verändern hatte, auch einmal einige Zeit in dem Orte, wo der Verfasser dieses geboren ward*), sich aufhielt, so erinnere ich mich aus dieser Periode noch dunkel seines Bildes und einiger weniger bedeutenden, mit ihm durchlebten Knabenscenen.

Jetzt, als Schillers Ruhm aufzublühen begann und ich selbst in engerer, von der Natur mir gezogenen Sphäre für die Musenkunst und ihre Lorbeern nicht ohne jugendlichen Enthusiasmus glühte, brachte mich verwandter Trieb wieder in seine Nähe. Ich hatte damals mehrere Gedichte theils in das schwäbische, vom Professor Haug besorgte „Magazin", in das Schiller früher von der Akademie aus verschiedne Poesien lieferte, deren einige ihrer genialen Merkwürdigkeit halber dem größern Publicum, ich glaube in dem „Morgenblatte", mitgetheilt worden sind, theils in den ersten Jahrgang des schwäbischen „Musenalmanachs", dem Schiller ebenfalls eines seiner Gedichte, „An Laura"**), ein-

*) Lorch.

**) Gelegentlich bemerke ich, daß der Verfasser der neuesten Nachricht über Schiller, Herr Dr. Döring, in seiner sonst interessanten Schrift irrt, wenn er sagt, die Laura-Gedichte seien in Mannheim verfertigt worden und veranlaßt durch eine Liebe Schillers für eine Demoiselle Schwan. Dieß möchte höchstens von der Ode „Resignation. An Laura" der Fall sein. Die übrigen alle, die feurigsten, wie das oben genannte, sind in Stuttgart componirt worden, wie dieses der Umstand schon beweis't, daß sie alle in der bei Metzler im Jahr 1782 er-

verleibt hatte, bereits einrücken lassen. Er würdigte sie seines Beifalls, auch öffentlich in einer für das Ganze des Instituts, da er bald nach der Erscheinung des Almanachs mit dem Herausgeber, von dem er sich, ich weiß nicht mehr wodurch, gekränkt glaubte, zerfallen war, eben nicht günstigen Anzeige. Ich besuchte ihn öfter von Tübingen aus in den Ferien, und der schüchterne jüngere Freund der Musen genoß von dem gereifteren kühnstrebenden jungen Manne viele Aufmunterung.

Ich erinnere mich noch mit Vergnügen, lange von ihm ein Stammbuchblatt aufbewahrt zu haben, um das ich bei der nachmaligen öftern Veränderung meines Aufenthaltes endlich doch kam, nicht ohne daß ich mich noch manchmal wie über andere ähnliche Fälle einer Nachlässigkeit darüber anklage, in das er mir aus Sallust, seinem damaligen Lieblingsschriftsteller folgende Sentenz geschrieben hatte:

„Animi imperio, corporis servitio magis utimur. Quo mihi rectius esse videtur, ingenii, quam virium opibus gloriam quaerere et, quoniam vita ipsa, qua fruimur,

---

schienenen „Anthologie" gedruckt sind. Schiller hat nur einige davon seiner spätern Sammlung von Gedichten einverleibt. Ob sie veranlaßt worden sind durch eine jugendliche Leidenschaft für irgend ein Frauenzimmer, wage ich nicht zu bestimmen. Man wollte im Publicum eine junge geistvolle Officierswitwe angeben, die mit Schiller im nämlichen Hause damals wohnte und wenigstens in Bekanntschaft mit ihm stand. Allein es ist so gewöhnlich, daß man dergleichen Producten, die oft bloß Erzeugnisse der Dichterphantasie sind, im Urtheile eine wirkliche Veranlassung durch ein Liebesverhältniß unterlegt. Man sieht, Petrarca hatte ihn damals begeistert, und die Gluth des Italiäners, an der, wie man weiß, die Phantasie auch noch mehr Antheil hatte denn das Herz, hatte auf dem Focus seiner kühnen Einbildungskraft eigenthümlich gezündet. In jedem Falle hat an den Laura-Gedichten, worin schon wie in spätern die Macht des Idealistischen, nur auf eine ungezügeltere Weise, sich regt, nach Feuer, Farbe und Ton die Phantasie bei weitem mehr Antheil als die Empfindung.

brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere."

Lebhaft schwebt mir noch das kleine Zimmerchen vor der Phantasie, worin Schiller damals wirthschaftete. Er bewohnte es eine Zeitlang in Gesellschaft mit einem Akademiefreunde und Jugendgenossen, dem Lieutenant Kapf, einem jungen Manne von Talent, heftig und aufbrausend, wie Schiller selbst damals war, im Professor Haug'schen Hause.

Einst, als ich von der Straße aus, wo ich Schillern getroffen hatte, mit ihm nach seinem Logis ging, Kapf aber nicht zu Hause war und Schiller seinen Schlüssel zu sich zu stecken vergessen hatte, stieß er in der Ungeduld, um die Mühe, bei'm Eigenthümer des Hauses einen Schlüssel zu holen, so sich zu ersparen, ohne Umstände geradezu mit dem Fuße die Thüre auf Einen Ansprung ein.

Einmal traf ich auf seinem Schreibetisch — er hatte meist wenige Bücher um sich her — Klopstocks Oden an, den Karlsruher Nachdruck. Als ich sie eröffnete, fand ich mit Befremdung, daß eine nicht gar unbeträchtliche Anzahl mit großen, quer in's Kreuz gezogenen derben Tintenzügen rein durchstrichen war. Als ich ihn lächelnd fragte, was dieß zu bedeuten habe, sagte er: „Diese gefallen mir nicht."

Ich blätterte nach und freute mich, daß meine Lieblingsoden: „Der Zürcher See", die an Cidli, an Fanny, an Ebert, „Wingolf" u. a. von dieser strengen Kritik waren verschont geblieben und sie doch meist nur diejenigen getroffen hatte, worin der Geist der Reflexion und eine oft grammatisch-wissenschaftliche Tendenz vor der eigentlich begeistert-lyrischen voranherrscht.

Als ich einst seines Gedichtes, das er einige Jahre früher schon in das „Schwäbische Magazin" gegeben hatte, „Der Eroberer", gegen ihn mit Theilnahme erwähnte, sagte er: „O! damals war ich noch ein Sklave von Klopstock." Es war mir

auffallend; denn nicht sowohl Klopstockische, als schon Shakespeare'sche Nachbildung schien mir darin zu herrschen. Nur in der Idee des Ganzen und einigen Bildern schien er mir von Klopstocks Gericht über die Könige in der „Messiade" ausgegangen zu sein. . . .

Aus jener Periode erinnere ich mich ebenfalls lebhaft, wie mir Schiller öfter erzählte, daß er anfänglich dem geistlichen Stande gewidmet gewesen sei, es freue ihn aber, daß sein Schicksal nun diese Wendung genommen, er würde die langsame Klosterlaufbahn, wie die württembergischen Theologen sie gewöhnlich machen, eine Bahn, die in der Regel an die neun Jahre dauert, haben durchlaufen müssen; so sei er nun fertig, ausgerüstet für die Welt. „Was wäre ich jetzt?", setzte er hinzu, „Ein Tübingisches Magisterchen!" Ich war es selbst damals noch nicht, und so konnte die Rede, übrigens mit vieler Gutmüthigkeit hingeworfen, für mich nichts Beleidigendes haben. Später, wo überhaupt Schillers ganze innere und äußere Natur eine durchgreifende Umwälzung erfahren hatte, wie ich zu meiner Verwunderung fand, als ich in Jena wieder mit ihm jene frühere, durch seine bald eingetretene Flucht aus Stuttgart unterbrochene Bekanntschaft zu erneuern das Glück hatte, sprach er mir doch mehrere Male von seinem oft bei ihm rückkehrenden Wunsche vor, der Laufbahn eines Predigers nicht entzogen worden zu sein*). Vor einer versammelten Gemeine über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens und der Menschheit zu reden, stelle er sich als etwas Großes, Erhebendes vor; und gewiß — Schiller, mit diesem tiefen Gefühl, diesem ernsten Sinn für alles der

*) Die mehrmalen bekannt gemachte Anekdote, Schiller habe die geistliche Laufbahn darum aufgegeben, weil er bei einer der öffentlichen Prüfungen, die ehemals fünf Jahre durch, vom zehnten Jahre bis in's vierzehnte, in Stuttgart mit Candidaten der Theologie angestellt wurden, als unfähig sei bezeichnet oder doch monirt worden, ist nicht verbürgt.

Menschheit Wichtige, dieser glühenden Einbildungskraft, dieser hinreißenden Darstellungsgabe, würde auch von der Kanzel herab mächtig auf das Volk gewirkt haben ....

* * *

Ich erlaube mir hier noch einige einzelne zerstreute Bemerkungen, wie meine Erinnerung sie mir anbietet, mitzutheilen, und werde in der Folge vielleicht noch mehrere nachliefern.

Von kleineren, in Einzelnheiten gehenden Untersuchungen, selbst eines Lessings u. a., konnte Schiller wohl öfter, nicht hämisch, aber doch mit einem Lächeln, welches dieselben als unbedeutend herunterzusetzen schien, reden. Er hatte hierin Unrecht, und Recht; Unrecht, weil wir solchen scharfsinnigen Forschungen feinbegabter Männer, für die aber oft gerade das umfassendere Genie minder geschaffen ist, so vieles danken; Recht, weil er den Naturberuf in sich fühlte, den ich mit den Worten der Kleopatra gegen Antonius möchte ausdrücken, als sie ihn fischen sah, und durch Taucher, die unter dem Wasser gedörrte Fische an die Angel ihm hefteten, hinterlistig täuschen ließ: „Beherrsche du Königreiche, und überlasse das Fischen mit der Angel uns kleineren Gebietern deiner Provinzen.“ —

* * *

Die Anekdote, die sich im Konversations-Lexikon über Schiller findet, daß sein erstes Trauerspiel, ein sehr jugendlicher Versuch, den Titel gehabt hätte: Der Student von Nassau, ist nicht ungegründet. Döring, der neueste Biograph Schillers, übergeht sie, und der Recensent der Döring'schen Biographie (Hall. Lit. Zeit. Monat Jul. 1822) vermißt die Aufführung derselben. Vielleicht bezweifelt Döring ihre Echtheit. Aber der Verfasser dieser Blätter erinnert sich genau, sie mehreremals aus Schillers Munde selbst gehört zu haben: und er war es auch, der sie zu-

erst im Morgenblatte bekannt machte. Das Thema war das ganz einfache: Eine Zeitung erzählte den Selbstmord eines Studenten, der aus Nassau gebürtig war. Dies erhitzte die jugendliche Phantasie des Dichters so, daß er es als willkommnen Stoff zu einer Tragödie ergriff. Er selbst äußerte, er wünschte nur das unreife, jugendliche Produkt, um einiger gelungenen Scenen willen, noch zu besitzen, die er vielleicht anderwärts noch benutzen könnte.

„Mein letztes Hemde auf dem Leibe", konnte er oft sagen, „hätte ich in jenen Tagen oft hingegeben um einen dankbaren tragischen Stoff, meinen jugendlich-aufstrebenden Geist daran zu üben." Auch von einer frühe verstorbenen geistreichen Schwester erzählte er, daß sie viel Lust und Anlage zum Drama gehabt, und manche Versuche in den abgelegensten Plätzen des Hauses aus Furcht vor dem Vater, der eine solche Beschäftigung nach seinen strengen Grundsätzen für Mädchen zu unzweckmäßig hielt, als daß er sie an der eigenen Tochter hätte dulden können, scenenweise komponirte oder niederschrieb.

Ueberhaupt scheint es mehr die Mutter Schillers*) gewesen zu sein, von der, wenn eine gewisse Vererbung der geistigen Anlagen angenommen werden kann, zu behaupten sein dürfte, daß ihr zarter, gefühlvoller Sinn auf Schillers dichterischen Geist möchte Einfluß gehabt haben. Der Vater war ein rechtlicher, in seinem Fache sehr verständiger Mann, und besonders ein sehr guter Kenner der Landwirthschaft, — in welchem Felde er später noch Schriften, die mit Beifall aufgenommen wurden, herausgab, dabei fruchtbar an allerlei weitaussehenden Entwürfen, wie diejenigen, die ihn genauer kannten, von ihm versichern; die Mutter, ohne besondere Bildung, voll natürlich-glücklicher Anlagen, und,

*) Daß Schillers Mutter nicht, wie das Konversations-Lexikon angibt, aus Kodweis gebürtig, sondern eine geborne Kodweis gewesen, ist anderwärts schon (S. F. Weissers nicht poet. und poet. Werke. III. Th. S. 61), als Berichtigung bemerkt worden.

wie alle die ſie kannten behaupten, voll Milde, Güte und zarten, auch religiöſen Sinnes. Schiller ſelbſt erzählte mir einmal, ſein erſtes lyriſches Gedicht ſey mittelbar auf ihre Ermahnung hin entſtanden, und ein — religiöſes Gedicht geweſen. Den Tag vor der Konfirmationshandlung, als ſie ihn ſorglos nach Knabenweiſe auf der Straße umherſchlendern ſah, rief ſie ihn zu ſich, machte ihm ſanfte Vorwürfe wegen ſeines Leichtſinnes, und indem ſie ihm eindringlich die Wichtigkeit des morgenden Tages vorſtellte, war die Frucht davon bei'm gerührten Sohne ein frommes Gedicht.

Es ist eine Frage, die er im späteren Leben oft an sich selbst that, ob er im freieren bürgerlichen Verhältniß sich nicht der Medicin mit Eifer und Glück für immer würde gewidmet haben? In verschiedenen Lebensepochen entstand diese Idee wieder in ihm, und immer behielt er große Vorliebe für diese Wissenschaft. Ein geschärfter Blick in die menschliche Natur, ein feines Auffassen aller individuellen Zustände, blieb ihm immer als Gewinn dieses frühern Studiums. Er fürchtete oft, die Liebe zur Wissenschaft hätte ihn als praktischen Arzt zu allzukühnen Fragen an die Natur verleiten können. Aber sein Herz und seine Sympathie mit jedem menschlichen Leiden hätten ihn sicher vor jedem Uebermaße geschützt.

Seine Dienstgeschäfte veranlaßten natürlich eine Pause in seinen dichterischen Arbeiten; er legte sich selbst ein strenges Gelübde auf, den Lockungen der Muse zu widerstehen. Seine Zeitgenossen behaupten, daß er sich als praktischer Arzt durch Geist und Kühnheit, aber nicht im gleichen Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Lange konnte diese Entsagung bei einem so mächtigen Talente nicht dauern. Mehrere kleine Gedichte entstanden, die Kindesmörderin, die an Laura und verschiedene andre, die zum Teil nicht öffentlich bekannt wurden. Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverständniß mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin; sie scheinen mehr das Erzeugniß eines ihm bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für den bestimmten Gegenstand entsprungen. Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten auch, nach der so lang entbehrten Freiheit ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen für unsern Freund herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und

wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrſchte, ſich in ſtrenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hing, der Wunſch, ihre Erwartungen von ihm nicht zu täuſchen, beſonders eine Warnung im weichen Liebeston der Mutter, hielt den jugendlichen Leichtſinn in Schranken und ſtellte das Gleichmaß wieder her. Auch erhielt im Umgang mit aufſtrebenden Jugendfreunden, zu denen ſich Haug und Peterſen geſellten, die Geiſtigkeit immer die Obergewalt über das ſinnliche Leben. Er entſchloß ſich zur Herausgabe der Anthologie, wovon nur ein einziges Bändchen (auf das Jahr 1782) erſchienen iſt.

Der Herzog blieb immer aufmerkſam auf Schillers emporſtrebendes Talent. Einige Gedichte, beſonders eines auf den Tod eines Officiers, das ihm verſchiedene Seiten der fürſtlichen Exiſtenz zu verletzen ſchien, erregte ſein Mißfallen. Ob es ihm gleich ſchmeichelte, auch einen Dichter aus ſeiner Pflanzſchule hervorgehen zu ſehen, ſo ſollte dennoch die Art der Dichtung in eine ihm gefällige Form gegoſſen ſeyn, und freie Geſinnung lag außer der Sphäre dieſes Herrſcherſinnes. Bemerkenswerth iſt es immer, wie jede Aeußerung des Geiſtes ſeinen hellen Verſtand anſprach und ſeine Neigung gewann. Schiller bemerkte, daß in mehreren kleinen Handſchreiben des Herzogs, die deſſen Verhältniß zu ihm veranlaßte, dieſer ſogar ſeine damalige Schreibart, in der oft Gedankenſtriche vorkamen, nachahmte.

Zu dieſem Kreiſe geſellte ſich, durch Schiller's Vermittlung, die Wittwe des im Jahre 1779 verſtorbenen Hauptmanns und Regimentsquartiermeiſters Viſcher. Der Dichter wohnte zur Miethe bei ihr, und es entſtand ein Verhältniß zwiſchen ihnen, welches in ſeiner ſeltſamen Miſchung aus Freundſchaft und liebevoller Neigung, von vielen nicht begriffen, und deshalb vollkommen mißdeutet wurde. Luiſe Dorothea Viſcher, geborene Andreä aus Stuttgart, war eine magere Blondine mit blauen, ſchwimmenden Augen. Man konnte ſie durchaus nicht ſchön nennen, auch war ſie acht Jahre älter als Schiller*), doch beſaß ſie, vielleicht eben für jüngere Männer, etwas Anziehendes und Pikantes. Weder durch Geiſt, noch durch Talente zeichnete ſie ſich beſonders aus; dagegen wurde ihre Herzensgüte allgemein gerühmt. Sie war muſikaliſch, und obgleich nur in ſehr geringem Grade, ſo reichte ihr Spiel dennoch hin, bei Schiller jenen exaltirten Zuſtand hervorzurufen, der ſich in ſeiner Dichtung „Laura am Klavier" kundgiebt. Frau Viſcher hatte einen Sohn und eine Tochter; dieſe klammerten ſich voll Liebe an den Jüngling, deſſen Gemüth ſich ſo gern dem kindlichen Alter hingab, und wenn er Abends heimkehrte, trieb er rechte Kindereien mit ihnen**).

Auf ſolche Weiſe entwickelte ſich ein traulicher Verkehr zwiſchen Schiller und ſeiner Nachbarin. Er bedurfte des weiblichen Umgangs, und wie hätte er eine Frau zurückſtoßen können, die ihm mit tauſend Gefälligkeiten entgegenkam. Willig übertrug er ſogar die Vorzüge ihres Gemüths auf ihre äußere Erſcheinung, und idealiſierte ſich, was andere unſchön fanden. So lebten

*) Sie wurde geboren am 24. Auguſt 1751.

**) Dieſe Mittheilungen empfing ich [Boas] zum großen Theil durch Schiller's Tochter Emilie, Freifrau von Gleichen-Rußwurm, welche ſie nach den Erzählungen der Tante Reinwald gab, „der die alten Zeiten noch wie geſtern und heute vorſchwebten."

denn beide gar bald in einem Freundschaftsbündniß, welches möglicher Weise auch einen sinnlichen Anflug haben mochte, ohne jedoch irgend die Grenzen der guten Sitte zu überschreiten.

Friedrich Förster nach Minna Körners Erzählung.

66. Als ich einmal Veranlassung fand, die verehrte Freundin über Schillers „Entzückung an Laura" und andere Liebesverhältnisse zu befragen, erfuhr ich darüber Folgendes: „Wenn Schiller, was öfter vorkam, von einem wunderschönen Mädchen erzählte, deren nähere Bekanntschaft er machen müsse, von deren Clavierspiel er entzückt sei und was dergleichen ihm sehr geläufige Redensarten mehr waren, dann erinnerten wir ihn an seine „Entzückungen" und an „Laura am Clavier". Als wir ihn nun auch wieder einmal damit neckten, machte er uns darüber ein Geständniß, das ich nimmer für Wahrheit gehalten haben würde, wenn Schiller nicht eine so grundehrliche Seele gewesen wäre. „Jene Laura", sagte er, „als deren Petrarka ich mich erklärt hatte, war eine Hauptmannswittwe, bei der ich in Mannheim [lies Stuttgart] wohnte, und die mich weit mehr durch ihre Gutmüthigkeit, als durch ihren Geist, am wenigsten aber durch ihre Schönheit anzog. Sie spielte sehr gut Clavier und verstand es, ein vortreffliches Glas Punsch zu machen. Sie selbst hat nie eine Ahnung davon gehabt, daß ich sie zu meiner „Laura" erwählt und in Entzückungen sie besungen. Meine Ansicht war schon damals, daß

der Dichter nur in einer idealen Welt leben müſſe, und wenn ich in jenen Tagen noch einer Brücke bedurft hätte, um aus der armſeligen Wirklichkeit da hinüber in das Reich der Ideale zu gelangen, ſo würde meine gute Frau Hauswirthin eine ſehr bedenkliche Himmelsleiter abgegeben haben. Ich dächte aber, man hätte es meinen Gedichten auch anmerken müſſen, daß es mit ihnen nicht ſo ernſtlich gemeint geweſen ſei, denn mit ſolchen „Ueberſchwenglichkeiten" — dies war ſein Ausdruck — würde mich kein vernünftiges Mädchen und am allerwenigſten eine Schwäbin angehört haben*).

*) Hiermit ſtimmt nicht ganz überein, was ich in ſpäteren Jahren von zwei, Schiller naheſtehenden Freundinnen, der Frau von Wolzogen in Jena und der Frau von Kalb in Berlin vernahm, welche beide das traurige Schickſal betroffen, in ihrem hohen Alter zu erblinden. Frau von Wolzogen erzählte mir — und hat es ja auch drucken laſſen: „Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverhältniß mit einer mehr geiſtreichen als ſchönen Nachbarin; ſie ſcheinen mehr das Ergebniß eines, ihm bis dahin unbekannten Gefühls, als wahrer Leidenſchaft für den beſtimmten Gegenſtand entſprungen." Frau von Kalb verſicherte: ſo viel ſie ſich erinnere von Schiller noch in Mannheim gehört zu haben, ſei Laura die talentvolle Tochter eines Concertmeiſters geweſen, die weder ſchön noch jung war, an deren Clavierſpiel Schiller, der mit ihr in demſelben Hauſe gewohnt, große Freude gehabt.

67. Schiller, Reinhard und die arabiſchen Dichter.

Wie Schiller für Alles, was ihm neu war, die regſte Empfänglichkeit hatte, wie Alles in ſeiner hohen Phantaſie ſogleich mächtig zündete, ſo konnte es nicht fehlen: das Eigenthümliche, Kriegeriſchrauhe, und dann wieder doch in die zarteſten Empfindungen der tiefſten Gefühle, der Liebe, der Schwermuth Eingehende, wie das einſame Nomadenleben ſie oft nährt, der arabiſchen Dichter mußte ihm, als er das erſte Mal zufällig mit denſelben bekannt wurde, ungemein zuſagen. Ich [Conz] erinnere mich, Zeuge davon geweſen zu ſein. Er hatte die Akademie vor kurzer Zeit erſt verlaſſen, und lebte als Arzt bei einem Grenadierbataillon angeſtellt, in Stuttgart, in der erſten Blüthe ſeines Ruhms. Seine Räuber waren bereits erſchienen, die Ausarbeitung ſeines Fiesko, von dem er mir um dieſelbe Zeit einmal ſagte: „Meine Räuber mögen untergehen, mein Fiesko wird leben!“ beſchäftigte ihn ſo eben. Ich beſuchte ihn mit einem meiner älteſten Univerſitätsfreunde: es war der durch ſeine Talente, ſeine Schickſale, vor allem ſeinen trefflichen Charakter ſo achtungswürdige Graf Reinhard, der damals noch in Tübingen, wenige Jahre älter als ich, die Theologie ſtudirte. Reinhard, von echt dichteriſchen Anlagen, keiner Kenntnis fremd, durch frühe Schulfreundſchaft ſchon und frühe Liebe zu den Muſen mit mir verbunden, hatte auf der Univerſität Tübingen, unter des trefflichen Orientaliſten Schnurrers Anleitung, ſich dem Studium der orientaliſchen Sprachen vorzüglich zugewendet, und bei der Leichtigkeit ſeines Kopfes, womit er alles erfaßte, ſehr ſchnelle Fortſchritte darin gemacht. Er, damals ſchon Verfaſſer einer für ihre Zeit glücklichen Überſetzung Tibulls, die ſpäter noch der verewigte Wolf, als Werk eines jungen Mannes zumal, mit ſeine Lobſprüchen krönte, hatte ſich an das Wageſtück gegeben, eine nicht unbeträchtliche Anzahl Liebeselegien und andere Gedichte der Araber, wie ſie die damals uns jungen Männern zugänglichen Anthologien anboten, metriſch zu verdeutſchen. Proben

davon theilte er Schillern mit und las ſie ihm vor, der ihn ſehr aufmunterte, auf dieſer Laufbahn, auf der er gewiß, wie auch auf der begonnenen dichteriſchen, Lorbeern pflücken würde, fortzufahren. Ich erinnere mich, wie Schillers Angeſicht voll Glut wurde, wie er ſich in eine ganz neue Welt verſetzt fühlte, und uns geſtand, daß eine neue ihm hier eröffnet ſey, als R. ihm ſeine Nachbildungen arabiſcher Poeſien vorlas ....

68. Aus Reinhards Aufzeichnungen.

Damals [1781] ſahe ich zum erſten- und letztenmale nur drei Tage lang Schillern, der ſo eben die Karls-Akademie verlaſſen hatte. Eine hohe hagere Figur, mit hochblondem Haar, blaſſer Farbe und militäriſchem Schritt, nicht Haltung; ſo erſchien er mir damals. Meine metriſchen Überſetzungen aus dem Arabiſchen und aus Tibull gefielen ihm. Er faßte zu mir eine Zuneigung, die ihn nie verlaſſen hat. Bei einer Fehde, die aus jugendlichem Übermuth und aus Rivalität ſich entſpann zwiſchen dem Herausgeber der Anthologie und dem Herausgeber des Schwäbiſchen Almanachs gab er mir Beweiſe davon und nach ſeinem Tode fand ich andere mir wichtig und werth gewordene in Weimar.

So wurde ich nun bald näher mit ihm [General Rieger] bekannt, und so oft ich ihn besuchte, lud er mich nicht nur wieder aufs neue ein, sondern er bat mich auch, von meinen Freunden mitzubringen, welche ich wollte, besonders aber wünschte er Schillern, den Verfasser der Räuber, von welchem er wußte, daß er mich öfters von Stuttgart aus besuche, persönlich kennen zu lernen. Ich versprach, daß dies gleich bei seinem nächsten Besuch geschehen solle, und der General, um sich den Besuch Schillers zu einem Fest zu machen, forderte Schubart, der Schillern auch noch nicht persönlich kannte, zu einer Recension der Räuber auf, welche er ihm, als einem Fremden, vorlesen sollte. Schubart war mit seiner Recension fertig, Schiller kam, wir begaben uns auf die Festung, der General, hoch erfreut über den Besuch Schillers, überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und nun wurden wir zu Schubart geführt. Abgeredeter Maßen wurde diesem Schiller unter dem Namen eines Doktor Fischer vorgestellt, und sobald die erste Begrüßung vorbei war, von dem General das Gespräch auf die Räuber geführt. Der angebliche Doktor Fischer sagte, daß er den Verfasser genau kenne, und sehr wünschte, das Urtheil Schubarts über das Stück zu hören. Da fiel der General plötzlich ein: „Sie haben ja, sagte er, sich zu Schubart wendend, eine Recension der Räuber verfaßt; wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sie dem Herrn Doktor vorzulesen?" Schubart holte sein Manuskript, las, ohne zu ahnen, daß der Verfasser der Räuber vor ihm stehe, die Recension vor, und als er am Schlusse der Recension den Wunsch äußerte, daß er den großen Dichter persönlich kennen möchte, sagte ihm Rieger, indem er ihn auf die Schulter klopfte: „Ihr Wunsch ist erfüllt, hier steht er vor Ihnen". „Ist es möglich? rief Schubart frohlockend aus, das ist also der Verfasser der Räuber!" Dies gesagt, fiel er Schillern um den Hals, küßte ihn, und Freudenthränen glänzten in seinen Augen. Rieger war hoch erfreut über das Gelingen der Ueber-

raſchung, welche er Schubart bereitet hatte. Schiller und ich verließen vergnügt die Feſtung, und gedachten in der Folge noch oft dieſer Scene.

70. Aus den Erinnerungen von K. A. Göritz.

Als das Schauſpiel „die Räuber" bekannt wurde, ſollte es auch in Mannheim gegeben werden, wo damals unter der Direktion des Barons v. Dalberg, Bruders des Fürſten Primas, ſich die beſten Schauſpieler von Deutſchland verſammelt hatten. Dalberg, der ſich für das Stück und den Verfaſſer lebhaft intereſſierte, ſchrieb an Schiller und lud ihn ein, der erſten Aufführung ſeines Schauſpiels beizuwohnen. Dazu fühlte er in ſich eine große Neigung, aber er war (die näheren Umſtände mögen ehemaligen Zöglingen der Akademie und ſeinen Freunden beſſer als mir bekannt ſeyn) feſt überzeugt, daß Herzog Karl es nicht erlauben, ja, daß ſchon das Geſuch als ein Vergehen geahndet werden würde. In welchem näheren Verhältniß er mit dem Obriſten v. Rau, dem damaligen Commandeur des Grenadierregiments v. Augé geweſen ſeyn mag, weiß ich nicht; kurz, er erhielt von dieſem die Erlaubniß, die Reiſe in Civilkleidern machen und ſich krank melden laſſen zu dürfen, unter der Vorausſetzung, daß er ihn nicht compromittiren werde. Er reiste alſo, und er wurde in Mannheim ſo gut aufgenommen, daß er dieſe heimliche Reiſe nachher mehrere Male unter der nämlichen

Begünſtigung und Vorausſetzung wiederholte. Herzog Karl erfuhr es endlich, und als Schiller von einer ſolchen Reiſe zurückgekommen war, ſchickte er ihm ein Pferd aus dem Marſtall und den Befehl, ſogleich nach Hohenheim zu ihm zu kommen und keinem Menſchen etwas davon zu ſagen. — Als Schiller in Hohenheim ankam, empfing ihn der Herzog ſehr freundlich und liebreich, erzählte ihm von ſeinen Anlagen und zeigte ihm einige, erkundigte ſich nach ſeinen Umſtänden, und endlich ſagte er raſch zu ihm: „Er iſt auch in Mannheim geweſen, ich weiß Alles; ich ſage, Sein Obriſter weiß darum“. Schiller bekannte, daß er in Mannheim geweſen ſey, leugnete aber ſchlechterdings, daß Rau etwas davon wiſſe, und ſo beharrlich, daß der Herzog vergeblich Bitten und Drohungen anwandte, vergebens drohte, ihn auf die Feſtung bringen zu laſſen und ſeinen Vater außer Brod zu ſetzen. Schiller beharrte auf ſeinem Leugnen; er wurde ſehr ungnädig vom Herzog entlaſſen („es werde nachkommen“) und mußte zu Fuß wieder nach Stuttgart zurückkehren. Die Sache war in Stuttgart ſogleich bekannt. Der General Augé ſtellte auf der Parade Schillern zur Rede, warum er zum Herzog gegangen ſey, ohne ſich zu melden, und zog ſich auf die Antwort Schillers: „es ſey des Herzogs Befehl geweſen“, furchtſam zurück. Obriſt v. Rau war in großer Angſt, und getraute ſich weder öffentlich auf der Parade mit Schiller zu ſprechen, noch zu ihm in's Haus zu gehen oder ihn zu ſich kommen zu laſſen, weil dem Herzog jede Zuſammenkunft konnte verrathen werden. Schiller wohnte damals in dem ehemaligen Hauſe meines Vaters, dem Haugſchen Hauſe auf dem kleinen Graben. Das Haugſche Haus ſtand durch einen Gang mit dem Elſäßerſchen in Verbindung, und in dieſem war, da es auf der Stadtmauer ſtand, eine Thüre durchgebrochen, wodurch man in den Garten kommen konnte. Am Seelthor ging ein anderer Eingang in den Garten; da kamen v. Rau und Schiller bei Nacht zuſammen, und erſterer wurde

beruhigt. — Ich erzähle dieſe Geſchichte weitläufig, weil Schiller ſie immer mit großer Behaglichkeit in vertraulichen Stunden mittheilte.

71. Aus Peterſens Papieren.

Nach beendigter Vorſtellung ſpeiſte Schiller mit ſeinem Reiſegefährten Peterſen in Geſellſchaft aller Schauſpieler, welche das Stück geſpielt hatten. Die Tiſchgeſpräche enthielten viel Erfreuliches und Erhebendes, aber auch viel leeres Kunſtgeſchwätz.

72. Aus den Akten des Mannheimer Theaters.

Die Reiſekoſten, welche dem Verfaſſer der Räuber von Stuttgart nach Mannheim bewilliget worden ſind, und welche Hr. Hofkammerrath Schwan vorgeſchoßen hat, ſind demſelben von der Theater-Caſſa zu erſetzen, und in Rechnung zu bringen.

Mannheim, den 26. Jenner 1782.

Frh. v. Dalberg.

Den Betrag der dem Hrn. Verfaßer der Räuber, laut der darüber dem Herrn Baron von Dalberg überlieferten Original-Quittung, bezahlten Vier Carolin von der Theatercaße richtig reſtituirt bekommen.

Mannheim, den 27. Janr. 1782.

C. F. Schwan.

Stuttgardt. d: 13ten May. 1782.

Herr Doctor Schiller und Herr Bibliotarius Petersinn,
Belieben güttigst wie folgt

			Fl	Kr
d: 13ten	May	H: Doctor Schiller 3/4 Mß Wein schuncken u Brodt	—	34.
d: 15ten		H: D: u H: B: Petersinn 1 Maaß Wein	—	32.
		Vor Schuncken u Salat u Brodt	—	26.
d: 19ten		H: D: Schiller 1 Deller Schuncken abhohlen Lassen	—	12.
d: 23ten		H: D: Schiller 2 1/2 Schoppen Wein schuncken u Br	—	24.
d: 7ten	Junj	H: D: Schiller 1 1/2 Maaß Wein	—	48.
		Vor Schuncken Butter Redig u Br	—	22.
d: 8ten		H: D: Schiller vor dessen Theil Lauth Rechnung	—	44.
d: 10ten		H: D: 1 Maaß Wein schuncken u Br	—	42.
dito		H: B: Petersin 1/2 Maaß Wein u Br	—	18.
d: 11ten		Beede Herrn 1 1/2 Maaß Wein u Br	—	52.
d: 12ten		Beede Herrn 3/4 Mß Wein u Br	—	26.
d: 14ten		Beede Herrn 3/4 Mß Wein schuncken u Br	—	35.
d: 15ten		H: B: Petersin 1/2 Maaß Wein schuncken u Br	—	26.
d: 17ten	"	Beede Herren 1/2 Mß Wein u Br	—	18.
d: 18ten	"	Beede Herren 1/2 Mß Wein 3 Personen Salat u Br	—	36.
d: 19ten	"	H: D: Schiller 1/2 Maaß Wein schuncken u Br	—	21.
d: 20ten	"	H: D: Schiller 1/2 Mß Wein, u schuncken u Br	—	25.
dito	"	H: B: Petersin 1/4 Mß Wein u Br	—	9.
d: 21ten	"	H: D: Schiller 1/2 Mß Wein Schuncken u Br	—	33.
dito		H: Petersin 1/2 Mß Wein schuncken u Br	—	21.
d: 22ten		H: D: Schiller 1/2 Mß Wein schunck u Br u 1 Pfeifen	—	23.
d: 24ten	"	H: D: Schiller 1 Mß Wein u Br	—	34.
d: 26ten	"	H: Petersin 3/4 Mß Wein u Br	—	25.
d: 27ten	"	H: D: Schiller u H Petersin. 3/4 Mß Wein Salat u Br	—	38.
d: 12ten	July	H: D: Schiller u H Petersin. 3/4 Mß Wein u Br	—	26.
d: 13ten		H: Petersin 1/4 Mß Wein u Br	—	9.
d: 16ten		H: D: Schiller u H Petersin 3/4 Mß Wein Schuncken Salat selbander	—	42.
d: 18ten		H: Petersin 1/4 Mß Wein u Br	—	9.
d: 19ten	Julj	H: Petersin 1/4 Mß Wein u Br	—	9.

S: 18 Fl 39 Kr

Stuttgardt. d: 1ten Aug. 1782.

T: Johannes Brodhag. ochßenwirth.

An Uxkull.

6. Juli 1813.

Wir zwei werden es [das fiat lux des Leſſingſchen Laokoon] wohl ſeinerzeit in ſeiner ſiegenden Kraft gefühlt und fürs übrige denkende Leben genug daran gehabt haben, um uns bei jeder Anſchauung zurechtzufinden. Wenigſtens iſt's bei mir eine ſehr markierte Epoque, ich war ein ganz junger Menſch, Schiller war wie eines Triumphs voll, als er das erſtemal von dem Buch ſprach, er nannte es eine Bibel für den Künſtler. Ja, es iſt mit jenem Buch viel wie mit der Bibel: man ſtolziert und ſublimiert mit eigen ſein ſollender Weisheit und vergißt der Quelle, aus welcher im Grunde alles herſtammt. —

An Uxkull.

20. Juli 1813.

Die heroiſchen Geſtalten des Altertums weckten und nährten Schillers energiſchen Genius, Plutarch war ſeine erſte entſcheidende Lektüre; die Stoa war Lempps erſte Schule. Leſen Sie, was Montesquieu, dieſer kraftvolle Geiſt, der auch aus dem Altertum ſeine Härtung erhielt, von der ſtoiſchen Sekte ſagt. Auch in mich ging ein zündbarer Funke dieſes hehren Geiſtes der Alten über, und zwar durch das Medium der Freundſchaft, wie ich überhaupt alles, was für das beſſere Leben Gehalt hatte, nur durch Freunde erhielt. Schiller, als er wegging, hinterließ mir nebſt ſeinem Plutarch ausdrücklich ſeinen Freund Lempp, den ich damalen nur dem Namen nach kannte. Ich war ſchon empfänglich für die Bedeutung des Vermächtniſſes, für mich war und blieb es ein Feengeſchenk.

An Lempp.

30. November 1815.

Ich habe mich immer einer Äußerung Schillers aus dem Umgang unſerer Jugend, bei paſſender Gelegenheit geſprochen, er-

innert: man müſſe die Jugend nicht immer in abstracto, ſondern in concreto nehmen. Ich glaube, der Fall, wo dies am meiſten gelten kann, iſt gegen einen inkorrigiblen Tyrannen, ja gegen den iſts vielleicht erlaubt, die pünktlichen Regeln der Moral zu vergeſſen, um das Recht zu retten!

75. Aus Scharffenſteins Lebenserinnerungen.

Endlich ging Schillers Sonne auf. Der Buchhändler Schwan, durch Dalberg veranlaßt, machte ihm die ſchmeichelhafte und hinſichtlich des Lukrativen beſonders in Schillers Lage vorteilhafte ſchriftliche Propoſition, die Räuber für die Mannheimer Bühne umzuarbeiten. Schiller war entzückt und machte ſich friſch an die Arbeit. Nach der Einſendung erhielt er eine dringende Einladung, ſelbſt nach Mannheim zur Probe und Aufführung des Stücks zu reiſen. Dieſes konnte nicht anders als heimlich geſchehen. Er fingierte eine Unpäßlichkeit und ging. Er kam zurück mit Verſprechungen und Hoffnungen, die ihn exaltierten und glücklich machten. Wegen Fiesko war ſchon Akkord gemacht, und dieſes Stück wurde mit Feuer ausgearbeitet. Inzwiſchen war es bekannt geworden, daß Schiller ohne Urlaub außer Landes geweſen ſei. Die Räuber hatten ohnehin keinen guten Geruch bei den Schergen der Form verbreitet. Der Herzog, wahrſcheinlich durch einſeitige Berichte über Schillers Zeitverwendung präokkupiert, verbot ihm ſtrenge, etwas drucken zu laſſen. Das war freilich ein Stoß durchs Herz ſeiner geiſtigen Exiſtenz und ſeiner

hohen Anſprüche. Doch wer weiß, wie lange Schiller dieſen Zwang noch getragen hätte? Vielleicht würde ſich ſein reicher Geiſt eine andere, unangefochtene Tätigkeit gewählt haben; aber dieſes Verboth war außerdem vorzüglich weder mit den neuen, beſtimmten Engagements und reizenden Hoffnungen, noch mit den ſich vermehrenden Bedürfniſſen und einigen Schulden Schillers verträglich. Er ſagte kurz: ich kann ſo unmöglich leben; ich muß gehen. Er ging, und ſo wurde er eigentlich in ſeine nachherige glänzende Laufbahn verſtoßen.

76. Beitrag zu einem ſchwäbiſchen Martyrologium.

Friedrich Schiller, der Verfaſſer der Schauſpiele: die Räuber, die Verſchwöhrung des Fiesko, Kabale und Liebe war weiland Zögling der Karls Hohenſchule in Stuttgardt, und nachher Arzt bey einem wirtembergiſchen Feldregiment. Er ſchrieb die Räuber, unſtreitig das Genievollſte ſeiner Schauſpiele, bey allen Auswüchſen einer luxurioſen Einbildungskraft, zu einer Zeit, wo er zwiſchen den akademiſchen Palliſaden, Welt und Menſchen nur durch die Brille des Ideals ſah, ſehen konnte und ſehen durfte. — Er mußte alſo — eine natürliche Folge ſeiner Erziehung — nach Extremen hintaumeln, entweder Engel oder Teufel mahlen, im Fach der Menſchenkunde manchen unlogikaliſchen Schlußſprung machen, und hie und da an Klippen ſcheitern, denen ein Welt und Menſchenkundiger ſehr leicht ausgewichen wäre. Die Räuber würckten bey allen Verſtößen dieſer

Art mit der Allgewalt des Genies von Stuttgardt bis — Graubündten. Eine Stelle des dritten Auftrittes im zweyten Akt machte bey einigen warmen Köpfen dieser Republik große Sensation. Spiegelberg sagt daselbst: „zu einem Spizbuben will's Grüz. — Auch gehört darzu ein eigenes Nationalgenie, ein gewißes, daß ich so sage, Spizbuben Klima, und da rath ich dir: Reis du in's Graubündtner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner!" — Und diese Stelle kostete Sch. — durch Kabale eines Manns, den wir bald näher kennen werden — Familie, Stellen, Vaterland. Die Sache war diese. Herr Wredow, Gouvernör einiger Herren von Salis aus Chur ließ zuerst in den Hamburger Korrespondenten eine Apologie von Bündten gegen den Verfaßer der Räuber einrücken, die hernach mit sehr beißenden und — wenigsagenden Anmerckungen des Herrn D. Amsteins im Sammler, einer in Chur herauskommenden Wochenschrift wieder abgedruckt wurde. Herr Wredow ward zur Belohnung für seine, mit vieler Delikateße und Mäßigung geschriebne Apologie mit dem übrigens höchstunbedeutenden Bürgerrecht von Bündten belohnt. Nun erhielt auch ein Korrespondent der B. ökonomischen Gesellschaft in Stuttgardt den Auftrag, Sch. zu einem Widerruf jener harten Stelle zu bewegen — und dieser Korrespondent war ein gewisser Garteninspektor Walter in Ludwigsburg. Dieß zur Einleitung. Und nun soll Herr W. in eigener Person erzälen, durch welche Schleichwege er einen der gröstn Köpfe Wirtembergs seinem Vaterland und einer edlen, liebenswürdigen Familie stahl. Seine Orginalbriefe liegen vor mir. Ich schreibe sie bis auf die Orthographie ab.

Ludwigsburg den 2 September 1782.

— — Der Comedienschreiber (Schiller) ist ein Zögling unsrer Akademie. Ich hatte nicht sobald ihre Apologie vor Bündten gelesen, so machte ich so gleich Anstalt, daß es auch mein Sou-

verän*) bekam. Dieſer verabſcheute das Betragen ſehr, ließ ſolchen vor ſich ruffen, weſchte ſolchen über die Maſſen, bedeutete ihm bey der gröſten Ungnad, Niemals mehr weder Comedien noch ſonſt was zu ſchreiben! ſondern allein bey ſeiner Medizin zu bleiben. Hier hat es niemals Beyfall gefunden, deßwegen hat er ſolche vor die Mannheimer Bühne ſuchen einzurichten, hat aber zur Strafe ſchon damals 14 Tage im Arreſt ſizen müſſen**). Er kann zwar nicht läugnen, daß er einen Brief aus Bündten erhalten, ſchämet ſich aber, daß er ſo mit ſeinen Räubern angelauffen, ſo, daß weiter dermalen aus Ihme nichts heraus zubringen, und da Er nicht nur die Apologie ſelbſten zu leſen bekommen, ſondern Ich ſolche überall ausgebreitet, ſo weiß er, daß dieſes Ihm von Mir geſpielt worden, und ich muß alſo noch etwas warten, ehe ich eine weitere Erklärung bekommen kann.

Schiller muſte ſein Vaterland verlaſſen.

Ludwigsburg 7 Oktober 1782.

Mich freuet der Beyfall Ihres regierenden Bundshaupts. Mein Verfahren mit dem bekannten Comedienſchreiber hat noch die Satisfaktion vor Bündten vor etlichen Tagen ganz vollkommen gemacht. Der Verfaßer der Räuber hat ſich einfallen laßen, (vielleicht Orginale wo ander zu ſeinen Comedien zu ſuchen, weil es ihme ſo hart mit Bündten gieng) eine unbe-

*) Wäre Herr Garteninſpektor Walter nicht — Herr Garteninſpektor Walter geweſen, ſo hätt' er dieſe Privatſache, als Privatſache behandelt, und Sch. wäre noch unſer! Aber der gute Mann wollte am Verfaſſer der Räuber zum Ritter, und wie wir hernach hören werden — Bündtnerbürger, Republikaner! werden — vermuthlich weil er nicht ahnete, daß ſeine Handlung von der Fackel der Publicität gelegentlich dürfte beleuchtet werden!

Der Einſender.

**) Leider ſind alle dieſe Fakta nur allzuwahr. Kyrie Eleiſon!

ſtimte Reiſe zu unternehmen, kurz zu ſagen, er iſt deſertirt und hat damit vollends jedermänniglich gezeigt, wer er iſt. Ohngeachtet nicht das geringſte Intereße die Triebfeder dieſer Handlung war, da Ich mit Vergnügen gern Jedermann ſo viel meine Kräfte es zulaßen, dienen ſo machte mir es doch ein großes Vergnügen, wenn mich eine Hochlöbliche Standes Verſammlung zu einem Bündner (Bürger) annehmen würde!"

Selbſt in Bündten ärgerte man ſich über die Hirnloſigkeit des Korreſpondenten und bedauerte den Verfaßer der Räuber. Herr W. erhielt zur Ehre des Bündtnerſchen Freyſtaates das Bürgerrecht nicht; das Ende war folgendes:

1783 den $\frac{10}{21}$ Merz.

Vor

Löblich großer Congreßualverſammlung wurde beliebt, wann durch ein Originalſchreiben, dasjenige, was der Herr Inſpektor Walter gemeldet haben ſoll, das in Betreff des Doctor Schillers als Authoren der Komedie wegen den Räubern*) vorgegangen ſeyn ſolle, ſich beſteifen und erhärten würde, daß ſodann durch den Actuarium ebenfalls in einem höflichen Schreiben von Seiten des Standes dem Herrn Inſpektor Walter gedankt werden ſoll.

In fidem Hercules de Pestalluz
Faed^{is} Cathed^{is} Cancell^{s}.

*) Das iſt verdollmetſchet: — des Doctor Schillers, als Autor des Schauſpiels: Die Räuber. D. E.

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes wird ſich nennen, ſobald es begehrt wird. Y. Z.

Mannheim und Oggersheim (1782).

77. Schwans Erinnerungen.

Kurze Nachrichten aus meinem Leben.

In dieſen Zeitraum, nämlich in die 80ger Jahre, fällt auch die erſte öffentliche durch mich veranlaßte Erſcheinung Schillers. Ich habe dem Herrn Appellationsrath Körner in Dresden auf ſein Verlangen, weil er von Cotta in Tübingen aufgefordert worden, Schillers Leben zu ſchreiben, welches der neuen Auflage ſeiner ſämmtlichen Werke vorgedruckt werden ſoll, das was mir während ſeines Aufenthaltes in Mannheim bei mir bekannt geworden, mitgetheilt.

Körner an Schwan.

Dresden am 3. Juni 1811.

Ew. Wohlgeb.

würde ich nicht ganz unbekannt ſeyn, wenn Sie ſich an eine Reiſe erinnern wollten, die Sie in dem Jahre 1786, wenn ich nicht irre, da Schiller mit mir zuſammen lebte, nach Dresden unternahmen. Ich beſinne mich ſehr wohl damals die Ehre gehabt zu haben, Sie in meine Wohnung zu ſehen. Auf jedenfall entſchuldigen Sie gewiß um der Sache willen, einige Anfragen, ſelbſt wenn ſie von einem ganz Unbekannten geſchehen. Ich habe Auftrag über Schillers Leben einen Aufſatz zu fertigen, der bei der Herausgabe ſeiner Werke gebraucht werden ſoll. Aus dem Zeitraum vor 1785 fehlen mir noch einige Nachrichten, die ich von Niemand beſſer als von Ew. Wohlgeb. erlangen kann. Sie waren es, der zuerſt im Auslande Schillers poetiſche Thätigkeit aufgemuntert hatte, indem Sie ihn zu einer 2ten Ausgabe der Räuber für die Mannheimer Bühne auffoderten. Schiller war dafür ſehr dankbar, und während ſeines Aufenthalts in Mannheim mit Ihnen in ſehr freundſchaftlichen Verhältnißen. Es kann Ihnen alſo wohl nicht unbekannt ſeyn,

(1) was Schillern veranlaßte nach seiner Flucht aus Stuttgard sich wieder öffentlich in Mannheim zu zeigen. Ich weiß das S. den Herrn von Dalberg in Mannheim gebeten hatte, seine Entlassung in Stuttgard zu bewürken. Dieß verzog sich, und S. flüchtete, ohne es abzuwarten, unter einem fremden Namen nach Franken. Wißen Sie nicht, ob alsdann Schritte vom Herrn von Dalberg geschehen sind, die S.'n es möglich machten, sich mit Sicherheit wieder in Mannheim zu zeigen?

(2) Wurde S. damals bey dem Mannheimer Theater ordentlich angestellt, und auf welche Art?

(3) Wie wurde S. am Hofe zu Darmstadt bekannt, wo er im Jahre 85 den Anfang des Carlos vorlas und den Herzog von Weimar zum erstenmal sah?

(4) Sind in der Zeitschrift die Schreibtafel, die damals in Mannheim erschien, vielleicht Aufsätze oder Gedichte von S.?

Dieß sind die Fragen, um deren gütige Beantwortung ich Ew. Wohlgeb. ersuche . . .

Schwan an Körner.

Heidelberg d. 14ten Jul. 1811.

Wohl erinnere ich mich noch mit Vergnügen der angenehmen Tage, die ich im Jahre 1786 in Dreßden zubrachte, und der freundschaftlichen Aufnahme, die ich und meine beiden Töchter vorzüglich auch in dem Zirkel Ihrer Familie genossen. Die Gelegenheit, die Ew. W. mir geben, diese Erinnerung in mir lebhaft zu erneuern, ist mir auch deßhalb um so schätzbarer, da sie ein Beweis ist, daß auch mein Andenken bey Ihnen nicht ganz verloschen ist.

Es ist so eine eigene Sache das Leben eines merkwürdigen Mannes zu schreiben, den man nur unter gewissen Verhältnissen gekannt hat, und Sie haben Recht, wenn Sie vorher data dazu sammeln, und zwar von Menschen, die mit dem Helden der Ge-

ſchichte in einer genauen Verbindung geſtanden. Wie unvollkommen und ſogar unwahr im entgegengeſetzten Falle dergleichen Lebens Beſchreibungen ausfallen, davon iſt unter andern Leſſings und Schubarts der Welt mitgetheiltes Leben ein Beweis. Es entſtehn dadurch gewöhnlich Lücken, wodurch einzelne in die Geſchichte verwebte Auftritte und Ereigniſſe dunkel und unerklärbar bleiben.

Von der frühern Exiſtenz Schillers in der ſogenannten Carls-Schule in Stutgardt bis zu ſeiner Flucht nach Mannheim iſt niemand beſſer unterrichtet, als der Bibliothekar Peterſen in Stutgardt, der ſein Mitſchüler und vertrauter Freund war, und der ihn auch, als er das erſte Mal heimlich und ohne Erlaubniß des Herzogs nach Mannheim kam, um die erſte Vorſtellung der Räuber zu ſehen, dahin begleitete. Mit dieſem Schauſpiele hat es übrigens folgende Bewandniß.

Schiller hatte dieſes noch in der Carlsſchule geſchriebene Stück ins geheim bey einem Buchdrucker in Stutgardt drucken laſſen. Öffentlich durfte es dort um ſo weniger erſcheinen, da mehrere Hauptrollen darin unverkennbare Characterzüge von einigen Vorgeſetzten und Aufſehern in dieſer Anſtalt enthielten. Durch die von mir ſchon früher in Mannheim herausgegebene Schreibtafel, zu welcher Schiller nie Beyträge geliefert, ſo wie auch dadurch, daß ich, wie es allgemein bekannt war, mit dem Mannheimer Deutſchen Theater, zu deſſen Errichtung ich zufälliger Weiſe die erſte Veranlaſſung gegeben, wie nicht minder dadurch, daß mich der Kurfürſt Karl Theodor nach Braunſchweig ſandte, um mich mit Leſſing über die künftige Einrichtung deſſelben zu beſprechen, war ich vermuthlich Schillern bekant geworden. Er ſandte mir daher ein gedrucktes Exemplar von ſeinen Räubern, mit der Anfrage, ob ich die ganze Auflage nicht als einen Handlungs-Artikel käuflich übernehmen wolle? Ich fand bey Durchleſung deſſelben ſo viel innern Gehalt für die Schaubühne,

daß ich wünſchte, es auf die Mannheimer Bühne zu bringen. Da es aber, ſo wie ich es aus ſeinen Händen erhielt, einem neugebornen Kinde glich, daß noch nicht von dem ihm von ſeinem bisherigen Aufenthalte noch anklebenden Schmutze geſäubert iſt, und mitunter auch Scenen enthielt, die ich als Buchhändler dem ehrſamen und geſitteten Publikum verkäuflich anzubieten, für unſchicklich hielt, ſo lehnte ich die käufliche Übernahme von mir ab, ſchrieb ihm aber dabey, daß ich dieſes Stück nicht nur dem Hn. von Dalberg, damaligen Intendanten des Mannheimer Theaters und dem Hn. Otto von Gemmingen, Verfaſſer des deutſchen Hausvaters vorgeleſen, ſondern wir auch das Urtheil unſerer vorzüglichſten Schauſpieler, eines Iffland, Böck, u. ſ. w. darüber vernommen, welches einſtimmig dahin ausgefallen, daß die Räuber, wenn ſie vom Schmutze gereinigt, und mit einigen Veränderungen, die das Theater-Coſtüm nothwendig machte, aufgeführt würden, eine große Wirkung machen müßten. Er antwortete mir unverzüglich, daß er, mit den Regeln der Dramaturgie unbekannt, dazu willig und bereit ſey; ich möchte nur die Stellen unterſtreichen, die uns anſtößig wären, und ihm einen Fingerzeig geben, wie gewiſſe Auftritte für das Coſtüm des Theaters ſowohl, als den Regeln der Schauſpielkunſt gemäß zu verändern und einzurichten wären. Dieſes geſchah nun mit Zuziehung der vorhin genannten Perſonen, und ſo erhielt dieſes Stück die Form und Geſtalt, in welcher es in Mannheim zum erſten Male mit dem gröſten Beyfall des Publikums aufgeführt wurde. Schwerlich iſt es auch je auf irgend einem Theater ſo gegeben worden, denn beſſer war damals kein Theater beſetzt, als das unſrige. Selbſt Schröder ſagte, als er auf einer Reiſe von Wien nach Hamburg ſich einige Tage bey uns aufhielt: — „Ich kenne alle deutſche Schaubühnen, habe auf jeder einzelne vorzüglich gute Subjecte gefunden; aber das Ganze (l'Ensemble) welches ich in Mannheim finde, trifft man nirgends an.“

Als alles zur ersten Aufführung bereit war, lud ich Schillern ein, wenn er irgend abkommen könne, der Vorstellung persönlich beyzuwohnen. Er kam in Begleitung seines Freundes Petersen und stieg bey mir ab. Er war heimlich, ohne Erlaubniß des Herzogs abgereiset, in der Hoffnung, daß seine Abwesenheit durch die Vorkehrungen, die er getroffen, verschwiegen bleiben werde. Man räumte ihm eine eigene Loge ein, wo er unbemerkt und unerkannt sehen und fühlen könne, was sein Stück auf der Bühne für Wirkung thue. Da er aber die Unvorsichtigkeit begangen, bey seiner Ankunft seinen Namen am Thore anzugeben, so ward es gleich in der ganzen Stadt bekannt, Schiller, der Verfasser der Räuber sey selbst da. Wie konnte das nun in Stutgardt verschwiegen bleiben? Die Folge davon war ein derber Verweis und ein strenges Verbot nichts mehr zu dichten oder für das Theater zu schreiben, nebst dem Befehl, sich bloß dem Studium der Arzeneiwissenschaft zu widmen, worin er schon rühmliche Fortschritte gemacht.

Dieses Verboth empörte unsern Dichter. Er verließ Stutgardt zum zweiten Male heimlich und kam zu mir. Durch einen wirtembergischen Offizier, der sich in Mannheim sehen ließ, in Furcht gesetzt, entfernte er sich, wie Ew. W. von ihm selbst gehört. Was es indessen mit der unerwarteten Erscheinung des wirtembergischen Offiziers für eine Bewandniß gehabt, und wie der Herzog die Sache genommen, werden Sie am besten aus beyliegendem Briefe seines Vaters an mich, ersehen.

Als er wieder nach Mannheim zurück kam, miethete er sich ein eigenes Quartier und vollendete seinen bereits angefangenen Fiesko, seine Cabale und Liebe und schrieb das erste Heft seiner Thalia. Ob und mit welchem Erfolge sich der H. v. Dalberg bey dem Herzog für ihn verwendet, davon ist mir nichts bekannt geworden, ob ich gleich damals den H. v. Dalberg täglich sahe und sprach.

Im Jahre 1785 ging Schiller endlich nach Leipzig. Ich hatte

ihm immer gerathen, die Medicin nicht ganz bey Seite zu ſetzen, ſondern dieſe als ein ſicheres Brotſtudium nun weiter zu cultiviren, die Dichtkunſt aber nur nebenher zur Erholung und als eine Nebenbeſchäftigung des Geiſtes zu treiben. Geßner, Hagedorn, Kleiſt u. a. m., ſagte ich, hatten Ämter, welche ſie ernährten, und waren berühmte Dichter dabey. Ich legte ihm das Dat Galenus opes ans Herz und er verſprach mir zu folgen. Er ſchrieb mir aus Leipzig unterm 24ten April 1785:

„Hier bin ich Willens ſehr fleiſſig zu ſeyn, an dem Carlos und „an der Thalia zu arbeiten, und was Ihnen vielleicht das „Angenehmſte zu hören ſeyn wird, unvermerkt mich wieder „zu meiner Medicin zu bekehren. Ich ſehne mich ungeduldig nach „dieſer Epoche meines Lebens, wo meine Ausſichten gegründet „und entſchieden ſeyn werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung „bloß zum Vergnügen nachhängen kann. Überdem habe ich ja „die Medicin ehemals cum amore ſtudiert. Sollte ich das jetzt „nicht um ſo mehr können?“

Was ihn in ſeinem Vorſatz wankend gemacht, weiß ich nicht. Von nun an beginnt eine Epoche ſeines Lebens, die Sie wahrſcheinlich beſſer kennen als ich.

Bey dem Mannheimer Theater iſt Schiller nie angeſtellt geweſen, wohl aber war man damals Willens ihn bey der deutſchen Geſellſchaft als beſtändigen Sekretär mit einer anſtändigen Beſoldung anzuſtellen, welches auch geſchehen wäre, wenn nicht der Exjeſuit, nachheriger Titulargeheimerath und ſogenannter Ritter von Klein gegen ihn cabalirt hätte, welchem auszuweichen Schiller ihm aus dem Wege ging.

In Darmſtadt wurde er gelegentlich einer Reiſe von Mannheim nach Frankfurt bekannt. Dort hat er den Herzog von Weimar zum erſten Male geſehn. Da Göthe damals der beſtändige Gefährte des jungen Herzogs war, ſo würde dieſer am beſten über die Art der Bekanntſchaft Auskunft geben können.

Dieſes iſt es, was ich Ew. W. in der Kürze von Schillern ſagen kann, und es freut mich dadurch Gelegenheit erhalten zu haben, mich Ihrer ferneren Gewogenheit beſtens zu empfehlen — — —

78. Zwei Aufſätze von K. Geib.

Berichtigung der Aufſätze über Schiller im Morgenblatte.

Der Verfaſſer der in dem Morgenblatt enthaltenen trefflichen Aufſätze über den verewigten Schiller ſagt in Nr. 181 des verfloſſenen Jahrgangs dieſes Journals: „daß Schiller als Eleve der herzogl. Akademie Solitüde bey Stuttgart, wohin er Anno 1773 gekommen, anfänglich in keiner Sprache und Wiſſenſchaft, außer in dem Lateiniſchen, Fortſchritte gemacht habe.“ Ferner in Nro. 186: „daß ihm während ſeines dortigen Aufenthalts nie etwas von den wegen Leibesübungen, Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften gegebenen Preiſen zu Theile geworden ſey.“ Dies bedarf einer Berichtigung. Denn es iſt gewiß, daß Schiller folgende Preiſe erhielt:

Einen auf der Militär-Akademie Solitüde im Jahr 1773 wegen ſeiner Kenntniß der griechiſchen Sprache;

Dann drey auf der Akademie zu Stuttgart im Jahr 1779 wegen ſeiner erprobten Geſchicklichkeit in der Chirurgie, praktiſchen Medizin und materia medica.

Die Patente über dieſe Preiſe ſind alle auf Pergament ausgefertigt, mit dem Siegel der herzogl. Akademie verſehen, und

von dem damaligen Intendanten derselben, Herrn Obersten und General-Adjutanten Christoph Dionysius Seeger, unterschrieben. Auch ist dem Patent vom Jahr 1773 die Unterschrift des Professors M. Johann Friedrich Jahn, und jenen von 1779 die des Professors Dr. Consbruch beygesetzt.

Schiller verließ bald darauf dieses Institut, weil er, wie man sagt, keine Lust mehr hatte, sich der Heilkunde zu widmen, und kam, in Begleitung eines jungen, sehr talentvollen Musikers, Namens Streicher, nach Mannheim. Er nahm auf kurze Zeit seinen Aufenthalt in Oggersheim, einem auf dem linken Rheinufer, eine Stunde von Mannheim gelegenen Städtchen, wo er sein Trauerspiel Fiesko für die Mannheimer Bühne schrieb, bey welcher man ihn hierauf als Theaterdichter anstellte. Als er von Mannheim abging, ließ er die genannten Patente bey einem seiner in Oggersheim wohnenden Bekannten in Verwahrung, ohne sich jemals wieder darnach zu erkundigen. Derselbe besitzt solche noch, und hat sie dem Einsender der gegenwärtigen Bemerkung, als einem warmen Verehrer der Schillerschen Muse, mitgetheilt.

Die Nachricht von diesen Belegen zur Jugendgeschichte des unsterblichen Dichters wird für das deutsche Publikum, so wie für seine spezielleren Landsleute, nicht ohne Interesse seyn. Auch ist es nicht unmerkwürdig, zu sehen, wie er, der allein für die Kunst geschaffen schien, worin sein Genius schon frühe manchen herrlichen, aber wilden Aufflug genommen, bis er sich zu dem Gipfel ihrer höchsten und reinsten Vollendung emporschwang, sich auch einst in ganz heterogenen Wissenschaften, wie Chirurgie, praktische Medizin ꝛc., wenn er gewollt, auszeichnen konnte.

Beitrag zu Schillers Jugendgeſchichte.

Schiller wohnte, nachdem er im Anfange der 1780er Jahre ſich von Stuttgart entfernt hatte, bekanntlich eine Zeitlang in Mannheim, wo er für die Bühne wirkte u. ſeine Rheiniſche Thalia herausgab. Doch war ſein gewöhnlicher Aufenthalt das nahe gelegene Städtchen Oggersheim. Als er dieſe Gegend verließ, gab er einem dortigen Bekannten, dem jetzt verlebten Hn. Derheim, einige Diplome, die er als Zögling der Stuttgarter Militärakademie erhalten hatte, in Verwahrung, ohne ſich jemals wieder danach zu erkundigen. Nach Schiller's Tode ſah der Unterzeichnete dieſe Aktenſtücke bei genanntem Hn. D., dem Freunde ſeines Vaters, u. der gute Mann überließ ſie ihm, als einem warmen Verehrer der Schiller'ſchen Muſe, zum Geſchenk, welches er nunmehr als eine köſtliche, zur Lebensgeſchichte des unſterblichen Dichters gehörige, Reliquie bewahrt.

Der Preisſtücke ſind vier, wörtlich und buchſtäblich mit folgenden Aufſchriften:

Patent für den Eleve der Herzogl. Militär-Akademie auf der Solitude, Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, vor den Preiß in der Griech. Sprache, ad Annum 1773. —

Patent für den Eleve Johann Chriſtoph Friederich Schiller, bei der Herzogl. Militär-Akademie zu Stuttgard, vor den Preiß in der Chirurgie, ad Annum 1779. —

Patent für den Eleve Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, bei der Herzogl. Militär-Akademie zu Stuttgard, vor den Preiß in der Materia medica, ad Annum 1779. —

Patent für den Eleve Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, bei der Herzogl. Militär-Akademie zu Stuttgard, vor den Preiß in der praktiſchen Medicin, ad Annum 1779. —

Sämmtliche, mit dem Siegel der Akademie verſehene, Patente ſind auf Pergament ausgefertigt, das erſte vom 14. Dec. 1773, unterſchrieben von dem Intendanten der Herzogl. Militär-Aka-

demie, Obriſtwachtmeiſter u. Flügel-Adjutant, Chriſtoph Dionyſius Seeger, dem M. Johann Friedrich Jahn, Prof., u. dem Bau- u. Herzogl. Militärakademie-Kaſſier, qua Actuarius, Wilhelm Andreas Ergenzinger; die drei letzten vom 14. December 1779, unterſchrieben von dem gedachten Intendanten C. D. Seeger, als Oberſten u. General-Adjutanten, des St. Karl Militär-Ordens Ritter, dem Prof. D. Consbruch, u. dem Rentkammer- u. Militärakademie-Sekretarius J. G. Seeger. —

Obgleich Schreiber dieſes bereits vor mehren Jahren von dem vorliegenden Gegenſtande eine Anzeige in dem Morgenblatte gegeben hat, ſo hält er es doch für zweckmäßig u. ſogar für ſeine Pflicht, das Andenken deſſelben in gegenwärtiger Zeitſchrift, die namentlich dem Fortgange rein-wiſſenſchaftlicher Bildung gewidmet iſt, zu erneuen. Denn man erkennt daraus, wie Deutſchland's großer Genius ſchon frühe durch ſein Talent Lohn u. Beifall ärndtete, u. man wird ſich zugleich wundern, daß der ſpäter ſo ganz u. ausſchließlich im Reiche der Poeſie u. der äſthetiſchen Kunſt Lebende ſich auch einſt in ſehr verſchiedenen Wiſſenſchaften, wie Medicin u. Chirurgie, auszuzeichnen vermochte. —

79. Der ehemalige Viehhof [in Oggersheim], deſſen Schild längſt eingezogen, iſt das drittletzte Haus in der Speyerer Straße, und zwar rechter Hand, wenn man dem Ausgange des Städtchens zuſchreitet . . . Rechts der Thorfahrt hat es drei, links zwei, im obern Geſchoſſe acht Fenſter, und die Stube, in welcher Schiller als Dr. Schmidt mit ſeinem getreuen Streicher hauſte, iſt die obere Eckſtube. Da iſt indeß keine Spur mehr von der ehemaligen Einrichtung, kein Gegenſtand, der an den großen Dichter erinnerte. Von der Familie des damaligen Viehhofwirths Schick wohnt niemand mehr in Oggersheim; deſſen Tochter, eine

Wittwe Schumann, aber lebt noch in Germersheim und bewahrt als einzige Reliquie von Schiller ein blaues Bändchen.

* * *

Ich habe inzwiſchen Gelegenheit gehabt, die noch lebende Tochter des damaligen Viehhofwirths Schuhmann zu ſprechen. Sie hat mir erzählt von dem Bande, das Schiller von einem Gange nach Frankenthal nicht ihr, ſondern ihrer älteren Schweſter mitgebracht hatte, und das ſo geſchmacklos geweſen ſeyn ſoll, daß man ſich höchlich darüber wunderte, wie ein ſo äſthetiſch gebildeter Mann, ein ſo großer Dichter ein derartiges Geſchenk kaufen konnte. Dagegen, daß es in Schillers Zimmer ſo ausgeſehen habe, wie Rank es beſchreibt, wehrt ſich die alte Frau ganz entſchieden, da in ihrem Vaterhauſe von zerbrochenen Fenſterſcheiben, die durch Papierbogen erſetzt werden mußten, und von einem Haufen Kartoffeln im Zimmer eben ſo wenig die Rede ſeyn könne, als von einem Tiſche, dem zwei Beine gefehlt haben ſollen.

Bauerbach (1783).

80. Schwan an Wieland.

Anfang 1783.

Schiller hält ſich ſeit einem Monat in Bauerbach, in der Gegend von Meinungen auf. Der Herzog verbot ihm das Schreiben und drohte ihm mit dem Aſchberg, wenn er noch etwas ohne ſein Wiſſen drucken ließe. Das konnte Schiller nicht ertragen; weil er noch vieles im Kopfe hatte, das er der Welt mitzutheilen ſich berufen hielt. Er machte alſo linksum, entfloh heimlich aus Stuttgart und dürfte wohl, ſo lange der Herzog lebt, ohne Gefahr nicht dahin zurückgehen. Er hat ſich vorgenommen Sie im Frühjahr in Weimar zu beſuchen. Ich habe ihn ſo viel möglich abgemahnt, ſich fürs erſte weiter in das Feld der Dramaturgie und Dichtkunſt zu wagen, ſondern ſich vielmehr ſeinem Hauptſtudio, der Medicin, worin er wirklich ſehr gute Progreſſen gemacht haben ſoll, ganz zu widmen. Ich glaube aber nicht, daß er meinem Rathe folgen werde. Ich habe ein neues Trauerſpiel von ihm unter der Preſſe, das ich ihm abgekauft, um ihm Reiſegeld zu verſchaffen.

31. Aus Charlotte v. Kalbs Erinnerungen.

Nicht lange waren wir in Meiningen, als eine Hinrichtung in einem nahen Gerichtsbezirk ſtattfand .... Einſt ging Schiller durch die Waldung, wo, wie man ſagte, der Mord geſchehen war, einige Buchen durchkreuzen den Pfad; ich ging

allein, ſagte er, heftig bewegten ſich die Aeſte; wie Klage und Aechzen war das Rauſchen der Zweige umher. Bei der Rückkehr nach Bauerbach folgte mir ein Bote, dieſer hielt bei den Bäumen an, faßte meinen Arm, deutete nieder mit den Worten: „Hier lag Martin' erſchlagen!"

82. Aus Reinwalds Tagebuch.

Heute ſchloß er mir ſein Herz auf, der junge Mann — Schiller — der ſo früh ſchon die Schule des Lebens durchgemacht, und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen. Ich glaube nicht daß ich mein Vertrauen einem Unwürdigen geſchenkt habe, es müßte denn Alles mich trügen. Es wohnt ein außerordentlicher Geiſt in ihm und ich glaube, Deutſchland wird einſt ſeinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken geſehn, die dieſe vom Schickſal umdüſterten Augen ſprühn und den reichen Geiſt erkannt, den ſie ahnen laſſen. F[leiſchmann] iſt derſelben Meinung. Auch er ahnt den koſtbaren Schatz, den der Neid mit ſeinen Schlacken zu begraben trachtete; aber das Genie bricht ſich Bahn und ſollten alle Leiden der Welt es überfluthen! —

83. Reinwald an Chriſtophine Schiller.

Meiningen den 24. May 1783.

Vielleicht kann ich Ihnen oder Ihren lieben Eltern auch manche Unruhe benemen, die ihnen über die Situazion Ihres Herrn Bruders aufſteigt, und ich werde gerade ſeyn und nie ſchmeicheln, weil mich auch die glänzendſte Frucht der Schmeichelei nicht verfüren würde, und weil ich überhaupt nicht ſonderlich viel von der Zukunft hoffe. Warum ſollt ich nicht um recht zu thun, meinen Gang gehn? —

Sie finden unter andern Räthsel in dem Bezeigen der Fr. v. W[olzogen] — Ich kenne diese Dame einigermaßen von verschiedenen Jaren her: aber ganz wird man sie nicht leicht faßen, denn sie ist unbeständig in vielen Dingen und schwach; doch auch gut, und hat schon vielen Menschen gedient, viele froh und manche glücklich gemacht. Niemand ist mer geneigt, allen Zwang, um des Vergnügens willen, zu verschmähen: aber nach meiner Einsicht hat sie oft für das Hergebrachte nicht Achtung genug, läßt oft den Wolstand seitwärts liegen, und schilt die, so sich dran ärgern, als bösartig oder schadenfroh, trennt sich von ihnen und flieht aufs Land, wo sie dann von der Neugierde noch ungestümer verfolgt wird .... Der, den ich liebe, kann zwar Freundschaft, Menschenliebe und Gutthätigkeit bei der Fr. v. W. lernen, aber Ordnung und Beständigkeit lern er woanders!

Mir ist es selbst Räthsel, warum sie so ser Verrathung fürchtet, und daß sie auf die Veränderung von unsers Freundes Aufenthalt dringen soll; viele Umstände scheinen dem Letztern zu widersprechen; es müste denn seyn daß sie aus Beweggründen der Sparsamkeit handelte, die sie oft übertrieben anwandelt. Alle Gefaren des Bekanntseyns wären gleich Anfangs vermieden gewesen, wenn man entweder niemanden auswärts geschrieben hätte daß Ihr H. Bruder da wäre wo er ist, sondern nur Meiningen angegeben, oder, wenn er wirklich, wenigstens in dem traurigsten Theile des Jares, hieher gezogen wäre. Hier residiert ein Herzog, den der Ihrige nicht im geringsten deshalb züchtigen kann, wenn er jemand da wonen läßt, dem der Würtenbergische Hof ungünstig ist. Welche Verantwortung kann da der Fr. v. W. auf den Hals fallen?

Ihr Herr Bruder muß menschliche Charaktere viel kennen, weil er sie auf der Büne schildern soll, item, er muß sich durch Gespräche über Natur u. Kunst, durch freundschaftliche, innige Unterhaltung aufheitern, wenn durch Denken und Niederschreiben

das Mark seines Geistes vertrocknet ist. Die Gegend wo er sich izt aufhält, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht mer der Gegend, wo Ixions Rad sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichter Insel; und einen zweiten Winter da zugebracht, wird H. D. S. völlig hypochondrisch machen ....

Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inclinirt, er scheint ganz an seine Wolthäterin gefeßelt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat. Vielleicht sind ihre Furchtsamkeits-Äußerungen und besonders ihre Wünsche, daß er wo anders hingehen möchte, Verstellungen —

Ich hatte die Idee, ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nemen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine GesundheitsReise thun werde; ich wollte ihn den dasigen zum Theil wichtigen, Gelerten präsentiren, ich wollte ihn wider an die offne Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewönen, die er beinah scheut, und sich allerhand unangenemes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlag war, so ser scheint izt sein Geschmack davon entfernt. Ich werde also das Vergnügen dieser Reise nicht mit ihm theilen können.

Ob ich gleich selbst unendlich dabei verliere, wenn Ihr Herr Bruder einst diese Gegend verlaßen sollte, und keiner meiner bisherigen Freunde mir diesen Verlust ersetzen würde, so wollt ich doch lieber all mein Vergnügen der Ausbildung und Glückseligkeit eines so guten, und künftig großen Mannes aufopfern.

84. Am Vorabend seines Abschiedes von Bauerbach soll Schiller bei den Freunden in Bibra gewesen sein, welche ihn nur als Doctor Ritter kannten, und den alten Pfarrer um seine Meinung in Betreff der Räuber gefragt haben, welcher sie übertrieben fand. Schiller soll darauf erwidert haben: „Sie haben ganz recht, aber die Tendenz ist doch edel und gut.“ Der junge Pfarrer Freißlich soll ihn dann, wie öfter, bei Nacht eine Strecke zurückbegleitet haben. Auf dem Kirchhof bleibt Schiller stehen und citirt, während der Mond über den Gräbern steht, den Anfang der Leichenphantasie. Er fragt seinen Begleiter, ob er das Gedicht kenne? Dieser antwortet: „Ja, aus der Anthologie, es ist von Schiller.“ . . „Ja, es ist von Schiller, und ich selbst — bin Schiller. Leben Sie wohl mit ihrem ganzen Hause und bewahren Sie mir ein freundliches Angedenken.“

85. Wilh. Christ. Ludw. v. Wurmb an Reinwald.

25. Januar 1784.

Schiller schrieb mir im vergangenen Sommer, und schickte mir seinen Fiesko. Seit der Zeit habe ich aber nichts wieder von ihm gehört. Mehr Erfahrung, dann kälteres Blut, werden ihn hoffentlich zum brauchbaren Manne und stätigeren Freunde machen. Es ist eine Folge unserer gegenwärtig so hoch gepriesenen Erziehung, daß junge Genies, gleich jungen kraftvollen Füllen, in Gefahr sind, Hals und Beine zu brechen, alles um und neben sich zu zertreten und übern Haufen zu werfen, ehe sie Zaum und Gebiß, die doch hienieden unvermeidlich sind, ertragen lernen. Die wohlthätige Seele des erfahrungsvollen Menschen-Freundes findet indessen Wollust in dem Gedanken, durch freundschaftliches Bemühen der Genius der künftigen Zierden der Menschheit zu werden. Alcibiades wäre nie geworden, wenn Sokrates nicht gewesen wäre.“ —

Mannheim (1783–1785).

86. Charlotte v. Schiller an Prinzessin Luise von Sachsen-Weimar.

Heidelberg, 20. August 1810.

Wie ich da über Schiller trauerte, da ich die Plätze sah, die er mit aller Hoffnung und Kraft des Lebens zuerst betrat! — Aber dort legte er auch den Grund zu seiner Kränklichkeit, weil er da so viel am kalten Fieber litt und sich immer mit China curieren wollte. Den ersten rührenden Eindruck gab mir die Sachsenhäuser Brücke bei Frankfurt. Dort hat er bei seiner Flucht so oft gestanden ohne Freund, ohne Schutz und ohne Rath; und er erzählte mir oft, daß er da die reichen großen Wohnungen und die lebendigen Menschen, die alle so ohne Antheil an ihm vorüber gegangen wären, schmerzlich angeblickt hätte. Dort möchte ich ihm können ein Denkmal stiften! Es ist ein so reicher schöner Anblick den Main da zu sehn und die cultivierten Ufer!

87. Gefühl höherer Kraft unter drückenden Umständen.

Bey einem mit dem verstorbenen Staatsrathe Baz, einem Jugendfreunde Schillers, zu Mannheim gemachten Besuch fanden wir Schillern am kalten Fieber krank und durch Krankheit sowohl als durch einige nicht angenehme Verhältnisse gedrückt. Die Räuber und Fiesko waren schon erschienen und hatten einige Celebrität errungen, aber noch lag die Zukunft sehr trüb vor ihm, keine Aussicht eröffnete sich dem Manne, der sein Vaterland verlassen hatte, der aber auch in dem neuen Lande, welches ihn aufgenommen, nicht bleiben zu können glaubte und überdieß seines früheren Erwerbungsmittels, der Ausübung der Medicin, sich selbst beraubt hatte, ob er wohl den Gedancken, diese aufs neue zu studieren und auszuüben, damals immer noch nährte.

Um so mehr war ich [Abel] erfreut und verwundert, als

Schiller (mehrmals waren einſt die Plane für ſeine Zukunft Gegenſtände unſerer Unterredung geweſen) auf einmal zu mir hintrat und voll Selbſtgefühl und hohen Muths mir die Verſicherung gab, er wiſſe, er fühle es, es werde eine Zeit kommen, wo ſein Name durch ganz Deutſchland mit ausgezeichneter Achtung werde genannt werden und dann werde er auch eine ſeinen Wünſchen entſprechende Lage erhalten.

Mehrmals in m. Leben habe ich ähnliche Vorausſagen einer glücklichen Zukunft von jungen ſich fülenden Männern gehört, aber nie wurde eine ſolche Vorausſagung auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe erfüllt wie dieſe. Denn jene andern floſſen nicht aus einer ſo guten Quelle, dem innigen Gefühl höherer Kraft, die in dem Manne lag und wirkte und die oft gerade zur Zeit ſchmerzhaft empfundenen Drucks nur um ſo mächtiger ſich zu äußern pflegte.

88. Schiller hielt ſich, als er eben ſeine Laufbahn als Schriftſteller begann, in Mannheim auf. Er hatte dort vielen Umgang mit den damaligen Schauſpielern der Mannheimer Bühne, dem nachmaligen Hofſchauſpieler Müller in Wien, mit Iffland, Beck, Böck u. A. Beſonders beſuchte er oft Müller und brachte dort manchen Abend in der Geſellſchaft der oben genannten Schauſpieler und der Gattin Müller's zu; wenn die Andern ſich aber entfernten, forderte er mehrmals noch Wein, Kaffee, Tinte und Papier und ſchrieb die Nacht hindurch mehrere Scenen zu ſeiner Tragödie: „Kabale und Liebe". Müller fand ihn dann gewöhnlich des Morgens in ſeinem Zimmer auf einem Lehnſeſſel, in einer Art von Starrkrampf, ſo daß er ihn einmal wirklich für todt hielt. Die Gattin des Schauſpielers Beck fragte ihn einſt: ob ihm nicht die Gedanken ausgingen, wenn er ſo die ganze Nacht dichte? — „Das iſcht nit anders", antwortete

Schiller, der damals noch ganz den breiten ſchwäbiſchen Dialekt ſprach; „aber ſchaun's, wenn die Gedanken ausgehn, da mal ich Röſſel.“ In ſeinen Manuſcripten ſind auch wirklich ganze Seiten, auf welchen er nichts als kleine Pferde und Männchen gekritzelt hat. Wenn Madame Beck in der Folge irgend eine Stelle in Schiller's Arbeiten nicht gefiel, ſo fragte ſie ihn ſcherzend: „da haben Sie wohl Röſſel gemalt?“

89. ## Aus Rahbecks Lebenserinnerungen.

Auch Schiller, wie ſehr verſchieden ſein höherer Geiſtesflug auch war, fand Gefallen an meinem Schauſpiele, und wenn ich nicht irre, brachten wir Beide denſelben Abend im Pfälzerhof bei einem Glaſe Wein zu, da Iffland und Beck früh nach Hauſe gingen. Ohne Zweifel war es auch an dieſem Abend, wo, weil die Rede natürlicherweiſe bald auf ſeine dramatiſchen Arbeiten kam, ich mich darauf beſann, daß ein wackerer junger Medikus, Feller in Leipzig, Jüngern und mir erzählt hatte, daß Schiller ſeine Räuber aus einem alten engliſchen Schauſpiele The Life of Charles Moor genommen, welches er in einer phyſiologiſchen Abhandlung von Schiller citirt gefunden hätte. — Da ich mich nun wohl bewandert in der engliſchen Litteratur glaubte, und meines eifrigen Suchens ungeachtet nicht im Stande geweſen war, ein ſolches Stück aufzufinden, konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, indem ich mich nun unter vier Augen mit dem Dichter befand, ihn zu fragen, wo das engliſche Schauſpiel, aus dem er die Idee zu ſeinen Räubern genommen, zu finden, und von wem es wäre? Schiller ſchien betroffen. Befürchtend, ihn verletzt zu haben, da ich, ohne Zweifel, beſonders durch Iffland einen ziemlich lebhaften Begriff von ſeiner Empfindlichkeit erhalten hatte, beeilte ich mich, ihn zu bitten, mir doch die Einſicht zuzutrauen, das rohe Erz, wovon ein Kunſtwerk

gebildet würde, von dem Kunstwerke selbst unterscheiden zu können, und daß das englische Schauspiel, wenn es größere Vorzüge gehabt hätte, als den, einen Stoff abzugeben, aus dem eine geniale Hand ein effectvolles Drama bilden könnte, kaum so unbekannt sein würde. Zugleich sagte ich, woher ich diese Idee hätte.

Mit sehr freundlicher Gutmüthigkeit erzählte mir nun Schiller, daß er, während er den Kopf von seinen Räubern voll gehabt, eine medicinische Probeschrift in dem Militär-Institute in Stuttgart zum Ausarbeiten bekommen, und dazu einen Gegenstand von dem Zusammenhange zwischen der thierischen und geistigen Natur des Menschen gewählt hätte, der ihm Anlaß gegeben, mehrere Stellen aus dem Schauspiele, womit er schwanger ging, zur Erläuterung anzuführen. Da er indessen diese auf deutsch, oder als Stellen aus einem deutschen Stücke nicht hätte citiren dürfen, damit man ihn nicht beschuldigte, sich mit einer gegen das Reglement streitenden Arbeit befaßt zu haben, so hätte er seine Zuflucht zu der Fiction eines alten englischen Schauspieles, worin sich diese befinden sollten, genommen. Ich hätte indessen nicht geglaubt, sagte er, daß diese Schrift sich weiter als in der Heimath verbreitet haben würde, und daher wurde ich unruhig, als ich sie nennen hörte, weil ich nun in die Verlegenheit gesetzt werden kann, mich öffentlich darüber erklären zu müssen. Dieß that er indessen nicht; und erst nach seinem Tode fand ich, bei der Veranlassung einer Anzeige von obenerwähnter Probeschrift als eine Anekdote, wenn ich nicht irre, in einer Wiener Zeitschrift, mich verpflichtet, in einem dänischen Blatte etwas darüber zu sagen*).

*) Noch muß ich hinzufügen, daß ich beim Durchsehen meines deutschen Briefwechsels zum Gebrauch für die gegenwärtige Arbeit, in einem Briefe, datiert Leipzig, den 2. Aug. 1786, von Schillers enthusiastischem Freund und Bewunderer Jünger, Folgendes gefunden habe:

„Schiller schreibt nun an einem neuen Stücke: Des Räubers Moor letzte Schicksale; es ist bald fertig; denn er hat mir schon zugemuthet, die

. . . . . Als ich den folgenden Tag Iffland Lebewohl ſagte, trat Beck ein, um mir eine Entſchuldigung von ſeiner Frau zu bringen, daß ſie nicht Abſchied von mir nehmen könnte, weil ſie ſchlummerte, und ſie dieſelbe nicht gerne wecken möchten; wir würden uns ja ohnedieß in wenigen Wochen, nach meiner Rückkehr von Paris, wiederſehen, wo alsdann meine Sophie aufgeführt werden ſollte.

Mit dieſen Träumen verließ ich den nächſten Tag Mannheim, um nach Strasburg zu gehen. Unterweges beſuchte ich Schillern in Schwetzingen, wo er den Sommer über wohnte, um mein Stammbuch zu holen*) und ihm Lebewohl zu ſagen. Er fragte mich nun, ob ich wüßte, daß Madame Beck krank ſey.

Ich, der ich nichts Böſes ahnete, ſagte ihm, welche Nachrichten ich hätte; allein er erzählte mir, daß — wenn ich nicht irre, —

Reviſion davon zu unternehmen; doch dieß ſey nur sub rosa geſagt, denn wir wollen das Publikum damit überraſchen."

Zwar iſt nicht zu hoffen, daß jetzt, nach Verlauf von beinahe 40 Jahren, etwas von dieſer Schillerſchen Dichtung, von der ich mich nicht erinnere, irgendwo eine Spur angetroffen zu haben, ſich auffinden ließe; indeſſen halte ich es für meine Pflicht, dieſen flüchtigen Fingerzeig nicht entſchlüpfen zu laſſen, da doch vielleicht dadurch etwas, z. B. von der verehrten Körnerſchen Familie, bei und mit der Schiller zu der Zeit lebte, entdeckt werden könnte.

*) In dieſes Stammbuch hatte Schiller folgende Zeilen aus Wieland geſchrieben, welche ich, nach langem Durchſuchen, weil ich ſie, nach einer ſo langen Zeit, nicht vollſtändig im Gedächtniß behalten hatte, endlich wiedergefunden habe:

„Das Liebesbündniß ſchöner Seelen
Knüpft oft der erſte Augenblick,
Wenn Andre, eh' ſie Freunde wählen,
Was ſich dabei gewinnt, erſt emſig überzählen,
Verbindet jene ſchon ein Wort, ein ſtiller Blick.
Gleich Spiegeln ſtrahlet eins des Andern Blick zurück,
Sie wählen nicht, ſie fühlen ſich getrieben,
Und lieben ihren Freund, wie ſie ſich ſelber lieben."

mit der Unterſchrift: „Der erſte Augenblick entſcheidet gewöhnlich, und ſo, glaub' ich, ward unſre Freundſchaft entſchieden."

ſeine Schweſter, die ſich bei ihm aufhielt, den vorigen Abend von Mannheim gekommen wäre, und wiſſen wollte, daß ihr Zuſtand bedenklich ſey.

90. Der Platz unter der Rieſenpappel auf der Mühlau-Inſel war Schillers Lieblingsaufenthalt; dahin lenkten ſeine liebſten Spaziergänge! . . . Ein tiefer, ſinnender und melancholiſcher Ernſt lag wie ein Schleier über ſeinem ganzen Weſen, gleich dem dunklen traumhaften Zuge, der die ſchwarze Pappel umgiebt."

91. Eine im Jahre 1788 geborene Nichte der Wirtsleute [Hunzinger] ſprach in meiner Gegenwart öfters davon, wie ſehr heimiſch ſich der Dichter bei ihren Verwandten gefühlt; eine Laube im Hofe ſei ſein Lieblingsplätzchen geweſen, woſelbſt er bei einem Schoppen zu ſchreiben pflegte. Das alte Fräulein erzählte ferner, daß Schillern die Pfälzer Weine trefflich gemundet und er die Worte: „E feins Wainle" ſehr häufig gebraucht habe.

92. Schiller wohnte den Proben von Kabale und Liebe bei, und äußerte laut ſeinen Unwillen über die Derbheit, mit welcher des Muſikanten Rolle vorgetragen wurde. — Der Schauſpieler (Beil) ſchwieg. Kurz darauf kam eine Stelle, wo Müllers Frau zu früh abging; der Schauſpieler rief ihr nach, er habe noch eine Nüance zu beobachten. „Welche?" fragte ſie. — „Ich habe Ihnen noch nach des Verfaſſers Vorſchrift einen Tritt zu geben." — Der jugendliche Autor ſchwieg.

93. Schiller hatte ihr [Katharina Baumann] einen persönlichen Beweis seiner Bewunderung und Liebe zugedacht, und als er sie nach einer Vorstellung von „Kabale und Liebe" in ihre Wohnung begleitete, steckte er ihr ein kleines Päckchen in die Hand, es war sein Miniaturbild.

Katharina hat dem Regisseur Düringer, welcher sie als die Wittwe des Kapellmeisters Ritter in hohem Alter zu Mannheim kennen lernte, erzählt, daß sie an Schiller die Frage gerichtet: Was soll ich damit? Worauf dieser auf gut schwäbisch sehr verlegen geantwortet habe: „Hm! Ja sehen Sie, i bin a kurioser Kauz, das kann i Ihne nit sage." Übrigens sagte sie, habe es sie kindlich gefreut, wenn Schiller ihr den Hof gemacht, aber sie habe durch seine saloppe Erscheinung abgeschreckt, seine Gefühle nicht erwidert. Schillers Liebesbriefe, welche Md. Ritter wie ein Heiligthum aufbewahrte, verbrannte sie einige Tage vor ihrem Tode 1850.

94. ## Aus Scharffensteins Erinnerungen.

Ich weiß nicht mehr, wie lange Schiller in Mannheim blieb; eine geraume Zeit ging es gut. Dort fing er die Rheinische Thalia an, worin ich in den Briefen an Julius eine Fortsetzung unseres geistigen Verhältnisses wiederfand. Er schrieb mir, ihm Absatz zu verschaffen, und um ein Porträt von ihm in Miniatur, das ich schon angefangen hatte; denn es war im Werk, daß Schiller eine Tochter des spekulativen Herrn Schwan heiraten sollte. Es wurde nichts, und Schiller ging bald darauf nach Leipzig als Professor der Geschichte.

95. ## Aus einem Briefe von Joh. Wilh. Peterſen.

Stuttgart 14. Merz 84:

Schiller heuratet nun des Buchhändlers Schwan Tochter und wird alſo ſelbſt ein Buchhändler werden. Wie ein Prophetiſcher Geiſt ſagte er mir ſchon vor einigen Jahren: wenn alle Strike brächen, ſo müſſe er noch dieſen Stand ergreifen. Ståudlin war, wie ich höre, bei der neulichen Vorſtellung ſeiner Räuber und wurde von den vielen Schönheiten ſo angeregt, daß er geſagt haben ſoll: er reiſe nach Mannheim und ſtifte mit Schillern wieder Freundſchaft.

96. ## Ausſage der Caroline Fecht.

Nach dem Original.

Ich Endesunterſchriebene bezeuge hierdurch, daß ich mit Erſuchen des Herrn Hofbuchhändler Fr. Götz, von Heidelberg nach Mannheim gereißt bin, um demſelben der Wahrheit gemäß, die verlangte Aufklärung über die Verhältniſſe Schillers zur älteſten Tochter des Herrn Hofkammerraths Schwan zu geben, ſo nach reiner Wahrheit gewiſſenhaft geſchehen iſt

Mannheim 26t. July 1829. —

Caroline Fecht.

27 Jahr pflegte ich Herrn Hof Cammer Rath Schwan.

Notiz

über Schillers Verhältniß zu Hofkammerrath Schwan's älteſter Tochter, Margarethe.

Nach der ausführlichen Erzählung der Caroline Fecht, einer braven vernünftigen Perſon habe ich folgendes darüber wahrheitgemäß aufgezeichnet.

Schiller kam im Spätjahr 1783 nach Mannheim. Er besuchte die Buchhandlung von Schwan und dessen Familienzirkel fast täglich.

Schwan war damals schon Witwer und hatte nur zwei Töchter, eine jüngere mit Namen Louise, 10 Jahr alt, und eine ältere Namens Margarethe damals 17—18 Jahr alt. Margarethe ein sehr schönes Mädchen mit großem ausdrucksvollem Auge, besaß einen äußerst lebhaften Geist, welcher sie mehr zur Welt, Kunst und Literatur, als zur Stille der Häuslichkeit hinzog. In dem gastfreien Hause ihres Vaters, das ein Sammelplatz für Gelehrte und schöne Geister war, gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, und machte damit wohl auch Fortschritte in der Kunst zu gefallen. —

Schiller in Schwans Familienzirkel aufgenommen fühlte sich bald zu Margarethen hingezogen, und auch auf Sie machte er Eindruck, so ernst und zurückhaltend er auch sonst war. —

Bei seinen zahlreichen Besuchen geschah die Unterhaltung fast nur in Gegenwart des Vaters. Sie gehörte gewöhnlich einer geistigen Sphäre an; Schiller laß ihr vor die Scenen seiner Trauerspiele, wie sie seiner Feder entsprungen, und recitirte ihr oft mit gesteigertem Affecte poetische Stellen und seine Verse. Auch brachte er ihr oft von seinen Gedichten in von ihm selbst gefertigten Abschriften. — Die gewöhnlichen Vertraulichkeiten zwischen Verliebten fanden indessen zwischen ihnen wohl niemals statt.

Daß Schiller außer der Schwan noch eine andre Herzensneigung in Mannheim gehabt habe, widerspricht die Caroline Fecht gerade zu. — Schiller war sehr ernst und abstrakt. Er lebte ganz seiner Poesie, wenig dem äußern Leben. Nie waren üble Gerüchte über seine sittliche Aufführung im Mannheimer Publicum.

Er war oftmals so sehr in höhere Sphären entrückt, daß er die Fecht, welche vom Hofkammerrath Schwan ihm Billete brachte

und in sein Zimmer eingetreten war, starr anblickte, aber doch nicht eher erkannte, als bis sie ihren Auftrag fast schon zu Ende ausgerichtet hatte. —

Als Schiller im März 1785 Mannheim mit Leipzig vertauschte, erhielt er beim Abschied ein Angedenken von Margarethe, eine von ihr gearbeitete schöne Brieftasche, die ihm viele Freude machte. Zugleich versprachen sie sich öfters einander zu schreiben, und damals hegte die Schwan gegründete Hofnung zu einer alsbaldigen Verbindung mit Schiller.

Noch denselben Monat erhielt sie auch einen Brief von demselben aus Leipzig. Und am 24ten April 1785 schrieb Schiller wirklich auch an Hofkammerrath Schwan und hielt um die Hand seiner Tochter an. — — Dies ist wahr und gewiß. — Schwan aber gab, ohne Margarethen davon etwas zu sagen, eine abschlägliche Antwort und gründete solche auf die besten Motive, indem der Karakter seiner Tochter nicht für Schiller paßte. — Die Zukunft hat es bewiesen, daß Schwan Recht hatte, der als wahrer Biedermann und Freund sich auch hierinn gegen Schiller benahm. Fernere Briefe von Schiller an Margarethen unterblieben, worüber sie, die die Ursache nicht wußte, sich sehr bekümmerte und oft frei deswegen ihren Schmerz äußerte. Die Schwan mochte sich indessen immer noch Hoffnung machen auf Schiller, besonders als sie ein Jahr später mit ihrem Vater nach Leipzig zur Messe reißen durfte, wo sie beide bei Schiller die freundschaftlichste Aufnahme fanden. — Hier hat Schwan Schillern ohne Zweifel die Gründe, welche ihn bestimmten, seine Tochter ihm zur Ehe zu verweigern, auf das genügendste mündlich enthüllt.

So löste sich dies Verhältniß ohne alle Schuld von Seiten Schillers. —

Margarethe heurathete 10 Jahre später einen subalternen Beamten, und starb früh, kaum 36 Jahr alt im Kindbett.

Schreiber dieſes iſt der Sohn des vor 25 Jahren verſtorbenen Hofbuchhändlers Götz, der mit Schwan anfangs aſſociirt, dann ſpäter, aber ſchon vor mehr als 30 Jahren, die Buchhandlung allein übernahm.

Friedrich Götz.

Als Tante Wolzogen Schillers Leben ſchrieb, hat ſie dieſe Notiz bekommen, wohl auf Verlangen, um klar über das Verhältniß Schillers zu Margarethen zu werden. Aus ihrem Nachlaß bekam ich das Original, wovon ich Abſchrift genommen.

Emilie von Gleichen
geb. von Schiller.

Hieraus geht hervor, daß ſich auch keine Briefe an Margarethe von Schiller finden können, wenn es ſo iſt, daß ſie nur den einen aus Leipzig bekommen, aber Gedichte von Schillers Handſchrift können in ihrem Nachlaß geweſen ſein, welche die Schweſter Louiſe nachherige Piſtorius in Händen hatte, — man ſagt an Friedrich Götz nach ihrem Tod gekommen ſind. — Warum brachte er ſie wohl nicht als Facſimile in den geliebten Schatten?

Dieſelbe.

97. Aus Berichten der Luise Pistorius geb. Schwan.

An Emilie v. Gleichen.

Zu der Zeit, als Schiller in Mannheim lebte, waren dort 3 Schauspieler, die damals für die vorzüglichsten in Deutschland galten und in genauem Verhältniß mit Schillern standen. Es war Iffland, Beck und Beil. Die beiden Ersteren zeichneten sich durch eine geordnete Lebensweise aus, was damals unter den Schauspielern nicht gewöhnlich war. Beil, ebenso leichtsinnig als gutmüthig, stand eigentlich unter der Vormundschaft der beiden Anderen. Da Iffland sowohl als Beck meinem Vater besonders empfohlen waren, der durch sein Verhältniß zu Herrn v. Dalberg vielfach zu Theaterangelegenheiten beigezogen wurde und als Mitglied der deutschen gelehrten Gesellschaft den Leseübungen der Schauspieler beiwohnen mußte, so besuchten diese öfter unser Haus, wo sie immer gewiß waren, Schillern zu treffen, — sowie auch Hr. v. Dalberg und mehrere der ersten Häuser ihre Abendzirkel durch sie zu beleben suchten. Früher war es unerhört, daß Schauspieler in Privathäusern Umgang hatten.

Beck war ein schöner und sehr interessanter junger Mann, blond, groß und schlank. Er verliebte sich in die Tochter des Hofkammerrath Ziegler, Caroline, die ebenso schön und ebenso blond als er, seine Neigung erwiederte und eine entschiedene Vorliebe für das Theater hatte, dem sie sich widmen und mit Beck verheirathen wollte. Dieß gab nun einen gewaltigen Lärm. War es schon arg genug in den Augen des Publikums, daß meine Schwester sich in einen Theaterdichter verliebt hatte, so mußte man nun gar erleben, daß ein katholisches Mädchen sich in einen protestantischen Schauspieler verliebte und die zu damaliger Zeit noch excommuniciert waren, — und daß sie gar selbst Schauspielerin werden wolle. Die Pfaffen thaten ihr möglichstes, die Liebenden ihrerseits auch. Während diesen Debatten schrieb Schiller die Rolle der Louise ganz nach ihr, dieser Caroline, und für sie. Er copirte sie eigentlich sammt ihren Ver-

gißmeinichtsaugen, — ſowie auch der Muſikus Miller eine frappante Copie von Beil war, weßhalb dieſer auch die Rolle ſo vorzüglich ſpielte, da er eigentlich zu dieſem Character geſeſſen war. Schiller hatte damals das dreitägige Fieber, kam aber immer zwei Abende dazwiſchen zu meinem Vater und las ihm vor, was wieder entſtanden war, oder ließ es meine Schweſter vorleſen; den dritten Abend, wo das Fieber kam, ſchickte er die Aushängebogen, auch nicht ſelten bekam er das Fieber bei uns. Du kannſt Dir denken, wie intereſſant es war, Kabale und Liebe ſo nach und nach entſtehen zu ſehen; aber mein Vater bekam oft Händel mit Schillern, und nannte ihn einen Schinder, einen Folterknecht ꝛc.

... Dalberg war nie ein aufrichtiger Freund von Schiller, ſonſt hätte ſich deſſen Schickſal vielleicht ganz anders geſtaltet. Dalberg war damals ſelbſt Theaterdichter, überſetzte mehrere Stücke aus dem Engliſchen und brachte den Julius Cäſar von Shakeſpeare auf die Bühne, den er mit großer Pracht aus eigenen Mitteln ausſtattete und der durch das Zuſammenwirken der vorzüglichen Schauſpieler ſeine Wirkung nicht verfehlte. Ich erinnere mich noch vielen Streites über die Austheilung der Rollen, ſo daß D.'s Kammerdiener oft dreimal im Tage mit Billets an meinen Vater kam, und ich muß noch ein Paquet ſolcher Theatercorreſpondenz von Dalberg beſitzen, nur weiß ich es nicht zu finden, da dieſe Papiere lange Zeit nicht in meinen Händen waren. Es war ſehr natürlich, daß Dalberg Schillern mit eiferſüchtigen Augen anſah und daß er nichts that, um ihn in ſeine Nähe zu feſſeln.

Schiller wohnte in Mannheim bei ſehr braven Leuten, dem Zimmermeiſter Hölzle, deſſen Frau ſich mütterlich um ihn und ſein verwaistes Weißzeug annahm. Einmal erinnere ich mich, nach einem Spaziergang mit meinem Vater kamen wir an Schillers Wohnung vorbei. Die Läden waren feſt verſchloſſen. Mein

Vater sagte, er wolle doch hineingehen und sehen, was es mit ihm sei. Schon vor der Stubenthüre hörten wir ihn laut perroriren. In dem ganz finstern Zimmer brannten zwei Kerzen, auf dem Tisch stand eine Bouteille Burgunder und ein Glas und Schiller rannte in Hembärmeln auf und ab. Mein Vater zankte sehr mit ihm und sagte, ob er deßhalb Medicin studirt habe, um sich in seinem fieberhaften Zustand in eine solche Aufregung zu versetzen. Nachdem er ausgeschnauft hatte, sagte er, drum habe er gerade den Mohren am Kragen gehabt, — nämlich im Fiesko — und er könne nicht begeistert werden, wenn das Tageslicht zu ihm hereinscheine.

Die Anspielung auf eine Brieftasche in Cabale und Liebe galt meiner Schwester, die sich getroffen fühlte und damit beeilte. —

An Christophine Reinwald.

5. Februar 1847.

— — — Die Karlsschüler haben eine Welt von Gedanken in mir hervorgerufen, obgleich ich dieses Stück bis jezt nur in Bruchstücken kenne. Die damaligen Zeiten, ja der erste Besuch Ihres theuern Bruders bei meinem Vater stehen lebendig vor meiner Seele; — ich wollte ich könnte dieses Bild, das in mir lebt, in den Schauspieler einpfropfen, der die Rolle von Schiller zu geben hat!

Später verlebte er viele Abende in meinem väterlichen Hause, und so unbedeutend ich damals war, so erinnere ich mich doch manchmal in Conflict mit ihm gerathen zu seyn. Wenn er z. B. manchmal in dem Zimmer saß, welches meine Schwester und ich bewohnten, und er dieser gerade etwas vorlesen wolte, so konnte ich unglücklicherweise beschäftigt seyn, Evakathel und Schnudi für mein Marionettentheater einzustudieren; und wenn auch dies nur

halblaut geschah, so fand er sich doch bewogen, mir ganz absonderliche Namen zu geben, um sich Stillschweigen zu verschaffen; — z. B. kleiner Grasteufel, Knipperdolling ꝛc. Späterhin sah ich ihn, leider zum leztenmal, in Dresden in dem Hause des Appellationsrath Körner, wo ich mir eines Concerts bei Kappellmeister Naumann errinnere. Auch führte uns Schiller zu Maler Graff, der gerade an seinem Portrait arbeitete, und auch meinen Vater malte. — — —

Berichtigung in Menzels Litteraturblatt (17. Juli 1847).

In der Einleitung zu Laube's Karlsschülern findet sich irrigerweise eine Mlle. Baumann, nachherige Gattin des Kapellmeister Ritter, als erste Darstellerin der Louise in Kabale und Liebe angeführt. — Dem war nicht so, sondern Schiller schrieb diese Rolle eigends für die Geliebte seines Freundes, Heinrich Beck, eines damals sehr gefeierten Schauspielers, dem er den Ferdinand bestimmte. Diese war eine Tochter des Hofkammerrath Ziegler in Mannheim, eine schöne Blondine von 18 Jahren, die Schiller ganz von Außen und Innen kopirte, und sie auch der Leonore im Fiesko anpaßte. Sie hatte eine entschiedene Neigung für das Theater und für Beck; beidem aber widersetzten sich ihre Eltern, da sie katholisch waren und Beck Protestant, und damals die Schauspieler noch eigentlich exkommunizirt waren. — Endlich aber siegte die Liebe, und Caroline Ziegler debütirte als Louise und Becks Braut, mit ungeheurem Beifall. Man denke sich in den beiden Rollen zwei junge liebenswürdige Leute, die sich leidenschaftlich liebten, und durch Schiller und Iffland eingeschult waren, und man wird sich den Effekt denken können, sie wäre gewiß unter dieser Leitung und bei ihrem natürlichen Talent eine der ersten Schauspielerinnen geworden, aber ihr glücklicher, schwer errungener Ehestand dauerte kaum ein Jahr,

wo sie, allgemein bedauert, im Wochenbett starb. Schiller litt damals viel für seinen Freund Beck, da es bei dem Begräbniß noch so viele Unannehmlichkeiten mit der katholischen Geistlichkeit gab, wie früher bei der Heirath. Damals sollten weder Schauspieler noch Wöchnerinnen bei andern Christen ruhen, und Caroline Beck wurde endlich ganz in der Stille auf den lutherischen Kirchhof begraben. — Ich habe noch eine dunkle Idee von Versen, die Schiller bei diesem Ereigniß an seinen Freund Beck gedichtet hat, die aber wie ich glaube nicht veröffentlicht wurden. Vielleicht finde ich solche einmal noch in einer Schublade meines Gedächtnisses.

Nach Carolinens Tod erhielt erst die Mlle. Baumann die Rolle der Louise, und da es sehr schwer war, die Nachfolgerin der Beck zu seyn, so nahm sich Schiller so wie auch Iffland sehr um sie an, und suchten sie zu heben, was auch theilweise gelang. Von einer besondern Neigung zu ihr war aber nichts zu bemerken, da er sich damals ausschließlich mit meiner Schwester beschäftigte. Später huldigte er in Dresden der liebenswürdigen Sophie Albrecht, die für dasselbe Rollenfach ganz vorzüglich war.

Schiller las jedesmal, wenn ein Bogen von Kabale und Liebe aus der Druckerei kam, denselben am Abend meinem Vater vor, weßhalb alles was darüber gesprochen und verhandelt wurde, mir noch sehr erinnerlich ist, besonders da Herr von Dalberg meinen Vater immer bei Vertheilung der Rollen zu Rath zog. — Es leben vielleicht in Mannheim wohl noch Menschen aus jener Zeit, aber sicher Niemand, der in den Verhältnissen war, wie ich.

An Christophine Reinwald.

25. Juli 1847.

Schiller bekam eines Abends, wo er wie oft geschah in unserm Familienkreise war, einen Anfall von kaltem Fieber. Er war sehr unwohl, wurde auf ein Bett gelegt, warm zugedeckt, mußte

Chinathee trinken, und als der Frost nachließ, wurde er in einer Portchaise nach Hause gebracht. Den andern Tag ging mein Vater wie gewöhnlich mit mir spazieren und auf dem Heimweg sagte er, er wolle nur noch nach Schiller sehen, wie es mit ihm gehe; ich solle im Saal auf ihn warten, er werde wohl zu Bett liegen. An der Saalthüre angekommen, hörten wir ein arges Geschrei und was sahen wir! Schiller war allein und rannte in Hemdärmeln auf und ab, gestikulirte und krakeelte ganz barbarisch. Zwei brennende Lichter standen auf einem Tisch mit Papieren mitten im Saal, und alle Läden waren geschlossen. Mein Vater rief ihm zu: Aber, lieber Schiller, was treiben Sie denn, daß Sie hausen wie ein Türke und gestern erst das Fieber hatten. Sind denn Sie ein Mediciner und wollen Sie sich mit Gewalt ruiniren? — Schiller athmete tief auf und sagte: Drum hatte ich gerade den Mohren am Kragen. Mein Vater ermahnte ihn sehr, seinem Fieber abzuwarten und alle Mohren laufen zu lassen, was er auch versprach. Den folgenden Abend kam er wieder und brachte diese Scene aus Fiesco mit, die er meinem Vater vorlas. Er hatte meinen Vater recht lieb, dies bewies er unter andern dadurch, daß er bei einer Reise nach Dresden ihm bis Meißen entgegen ritt. Ich sehe ihn noch unter dem Posthof stehen, als wir dort anfuhren und die freudige Ueberraschung meines Vaters. — In Dresden hatten wir sehr vergnügte Tage durch ihn, bei Naumann, Körner, Maler Graff, im Stock'schen Hause ꝛc. — Mein Vater war aber auch der liebenswürdigste alte Mann, den man sich nur denken kann.

In späterer Zeit traf ich einmal auf einen alten Bürgermeister Iseflamm, der in Marbach mit Schiller in die Schule gegangen war. Er versicherte mich, es gehe ganz kurios in der Welt her. Er sei in der Klasse immer über dem Schiller gewesen und jetzt spreche die ganze Welt von diesem und von ihm spreche niemand.

Haben Sie nicht auch die ſchöne Lore Franquemont gekannt? Das war die Großmutter der Luiſette Lützow. Könnte nicht dieſe unter der Laura in den Karlsſchülern verſtanden ſein?

An Friedrich Götz.

Stuttgard, den 20ten Dez. [1852].

Was bringt man aber nicht alles noch über den guten Schiller ans Tageslicht!! Da leſe ich in der Europa einen Artikel von einer verſtorbenen Präſidentinn v. Kalb, worüber ich lachen mußte. Ich erinnere mich dieſer Pr. v. Kalb und ihrer Schweſter, Frl. v. Marſchall noch ſehr lebhaft. Erſtere war ſehr klein, u. reichte Schillern kaum an die Weſtentaſche, ſehr zart, wie von Wachs, blond, u. unausſtehlich empfindſam. Sie muß vor ihrem Lebensende noch die fixe Idee bekommen haben, Schiller ſey in ſie verliebt geweſen. In Mannheim wurde davon nichts bemerkt. Schiller war zu ernſt, und von zu edlen Gefühlen beſeelt, als daß er ſich bald da bald dort verliebt hätte, am wenigſten aber auf eine Art, die den Präſidenten zu einer Trennung u. Flucht nach Paris veranlaßt haben könnte. —

An Friedrich Götz.

Stuttgard den 5ten Juli [1853].

Ihren Wunſch, nähere Nachrichten über meine Schweſter zu erhalten, kann ich leider nicht erfüllen. Außer ihrer Liebſchaft mit Schiller, was ihre Glanzperiode war, läßt ſich nichts von ihr ſagen. Sie hat meinem guten Vater viel Verdruß gemacht, ihm ſein Alter, u. auch mir meine Jugend verbittert. Mein Vater hat die Verbindung mit Schiller nicht gutheißen wollen, weil er ſie dieſes reinen edlen Mannes nicht werth hielt.

Sie werden an einem der Briefe eine Andeutung von ſeiner eigenen Hand über dieſen Gegenſtand finden. Caroline Fecht hätte Ihnen mehr ſagen können als ich. —

98. Schwans Randbemerkung zu Schillers Brief vom 24. April 1785.

Laura in Schillers Reſignation iſt niemand anders als meine älteſte Tochter. Ich gab derſelben dieſen Brief zu leſen und ſagte Schillern er möchte ſich gerade an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache nichts geworden, iſt mir ein Räthſel geblieben.

Glücklich wäre Schiller mit meiner Tochter nicht geweſen.

99. Aus den Erinnerungen von K. A. Göritz.

Was ich von Schillers frühern Verhältniſſen im Auslande erfahren habe, zeigt, durch wie mancherlei traurige Erfahrungen und harte Schickſale er geläutert werden mußte, ehe ein freundliches Geſtirn ihm eine glücklichere Lage verſchaffte. In Mannheim, ohne alle Welt- und Menſchenkenntniß, ſcheint er, wie ſchon in Stuttgart, die Beute jedes liſtigen weiblichen Geſchöpfs geweſen zu ſeyn. Oft dankte er gerührt der Vorſehung, daß er nicht Gatte der Tochter des Buchhändlers S. daſelbſt ge-

worden ſey, was nahe war, da ſie ſeinem Ideal von Weiblichkeit ſo wenig entſprach. Dies erreichte, ſo viel es überhaupt möglich iſt, ſeine Gattin vollkommen.

100. Förſter nach Minna Körners Erzählung.

Schiller's Gretchen war die achtzehnjährige Tochter des Buchhändlers Schwan in Mannheim. „Was mir", erzählte Frau Körner, „unſer Freund hierüber vertraut hat, war etwa Folgendes: „Margarethe und ich", ſagte er, „waren ganz für einander geſchaffen, die Eltern wußten um unſere Neigung und der Vater war mir gewogen. Als ich nun aber Ernſt machte und ihn um die Einwilligung zur Heirath bat, ſagte Herr Schwan: „mein lieber Herr Schiller, ich würde mich nicht eine Sekunde beſinnen, Ihnen die Hand meiner Tochter zu geben, aber eine Bedingung muß ich machen: laſſen Sie das Verſemachen und Komödienſchreiben, damit kommt nichts heraus, ich laſſe Ihnen freie Wahl: werden Sie, was Ihr Beruf iſt, Regiments-Feldſcheer, oder meinethalben Doctor, oder treten Sie in mein Geſchäft als Commis, Buchhalter, Compagnon, dann ſollen Sie meine Tochter haben, aber — und das ſehen Sie wohl ſelbſt ein, ſo als Poet in's Blaue hinein muß man nicht heiraten wollen." —

„Bald nach dieſen Erklärungen des Vaters wurde Gretchen, da ſich Schiller auf die, ihm geſtellten Bedingungen nicht einließ, mit einem Andern verlobt. Schiller gerieth hierüber in Zuſtände äußerſter Verzweiflung, welche ihn bis zu dem entſetzlichen Entſchluſſe trieb, ſeinem Leben durch Selbſtmord ein Ende zu machen. Aus dem Briefe an Körner, in welchem er ſich entſchuldigt, die Zuſendung unſerer Portraits und die dabei befindlichen Briefe länger als ein halbes Jahr unbeantwortet gelaſſen zu haben, lernen wir ſeine damalige Gemüthsſtimmung kennen. In ähn-

licher Weiſe aber, wie Goethe ſich von dem trübſeligen Entſchluſſe: ſeinem Leben ein gewaltſames Ende zu machen, dadurch befreite, daß er die Leiden des jungen Werther ſchrieb, ſo bekannte uns Schiller, daß er nicht blos unſerer freundſchaftlichen Zuſendung ſeine Lebensrettung verdanke, er habe ſich außerdem noch durch ein Gedicht, in welchem er die, von dem Himmel auf ihn entſendeten Blitze zurückgeſchleudert habe, das Herz erleichtert und ſich das Gefühl des Sieges und der Ueberwindung der Schickſalsmächte gegeben. Er hatte dieſem verwegenen Gedichte die Ueberſchrift: „Freigeiſterei der Leidenſchaft“ gegeben; in der Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke unter den Gedichten der zweiten Periode Bd. 1, S. 171 führt es die Ueberſchrift: „Der Kampf“. Um nicht mit der Cenſur in Conflikt zu gerathen, vielleicht auch um ſchwachen Gemüthern keinen Anſtoß zu geben, wurden fünf Verſe nicht mit abgedruckt .... In der Thalia ließ Schiller dieſe Verſe mit abdrucken, fügte jedoch auf wohlgemeintes Zureden meines Mannes eine Erklärung hinzu, in welcher er bat: „der Leſer möge die Aufwallung einer Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Syſtem und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anſehen“. Wir, die wir von den Leiden und Leidenſchaften des Dichters nähere Kenntniß hatten, wußten recht wohl, welche Bewandtniß es mit dem „erdichteten“ Liebhaber hatte.“ —

Auch über dieſes Liebesverhältniß Schillers finde ich in meinem Notizbüchlein aufgezeichnet, was die beiden oben genannten Freundinnen Schillers mir mitgeteilt. Frau v. Kalb erzählte: „Schiller hatte Gretchen ſo lieb, daß er ſich zuletzt wohl entſchloſſen haben würde, in die Buchhandlung einzutreten. Dies fürchtete der Compagnon Schwan's Namens Goetz; dieſer war es, der die Heirath hintertrieb. Ich habe von Gretchen ſelbſt gehört, wie unglücklich ſie darüber war, und als Schiller in ſeiner Verzweiflung nach Leipzig zu Körner abgereiſt war, beſchwor ſie

den Vater, sie mit zur Messe zu nehmen, um von Schiller in aller Freundschaft Abschied zu nehmen. Unterdessen aber hatte der Vater bereits ihre Hand vergeben; über ihr Herz konnte er nicht verfügen. Schiller hatte mir sein ganzes Vertrauen geschenkt, und ich versprach, ihm Nachricht von dem zu geben, was ich über Gretchens Benehmen und Schicksal nach seiner Abreise erfahren würde. Von jeder Poststation, wo die Wagen umgeladen wurden, schrieb er mir und bestürmte mich mit Fragen; mit der Zeit legte sich der Sturm, denn Schiller gehörte zu den Naturen, welche in Herzens-Angelegenheiten sehr schnell in Feuer und Flammen aufgehen, aber er war ein zu genialer Geist, um am gebrochnen Herzen zu sterben." —

Die Mittheilungen, welche mir Frau von Wolzogen machte, und die im Wesentlichen mit dem übereinstimmen, was sie in dem von ihr verfaßten Leben Schillers (Bd. 1, S. 206) erzählt, weichen von denen der Frau Körner und Frau v. Kalb darin ab, daß Frau v. Wolzogen bestimmt wissen will: „Schiller habe noch nach seiner Abreise nach Leipzig mit Gretchen im Briefwechsel gestanden und erst von dort aus sich bei dem Vater um ihre Hand beworben. Dieser habe ihm jedoch eine abschlägige Antwort ertheilt und zwar unter dem entschuldigenden Vorwande: „seine Tochter dürfte sich bei der Eigenthümlichkeit ihrer beiderseitigen Charaktere schwerlich zu seiner Gattin eignen". Als ich Frau von Kalb die Stelle aus dem Leben Schillers von Frau v. Wolzogen einst vorlas, welches sich auf jenes Liebesverhältniß bezieht, bemerkte sie: „Diese Erzählung ist nicht ganz richtig. Schiller wußte schon, bevor er nach Leipzig abreiste, genau, wie es mit Margarethe stand, und wie sehr er sich auch darüber poetisch exaltirte, er hat sich, wenn auch nicht als ein guter Christ, doch als genialischer Dichter und Philosoph in das Unabänderliche zu fügen gewußt. Seinem Herzen war nicht blos die ideale Liebe, sondern auch ein wirkliches, obschon ganz unschuldiges,

Liebesverhältniß ein immerwährendes Bedürfniß. Er ſchenkte mir damals ein großes Vertrauen; ich kam als kürzlich verheirathete junge Frau mit meinem Manne nach Mannheim; ich war ſiebenundzwanzig Jahre alt, aber doch ſchon ebenſo determinirt, wie ich es heut noch in meinem achtzigſten Jahre als erblindete Caſſandra bin. Dadurch, daß ich mit Schiller öfter über die weiblichen Charaktere in den Räubern und Fiesko ſprach, ihm auch nicht vorenthielt, in welcher Hinſicht ich meiner Meinung nach, dieſen und jenen Zug für verfehlt halte, mag ich einigen Einfluß auf die Charakterzeichnung der Frauen im Don Carlos gehabt haben. Gegen mich war Schiller in betreff ſeiner Liebesverhältniſſe nie zurückhaltend. Zu derſelben Zeit, aber vor der näheren Bekanntſchaft mit Gretchen, war er in eine Schauſpielerin des Mannheimer Theaters ſo verliebt, daß er mir einmal ſagte: „Könnt ich nur ein einziges Mal dieſe Göttergeſtalt im Lilataffetkleid mit dem weißen Schleier in meine Arme ſchließen, ich wollte von dieſer Stelle nicht lebendig wieder aufſtehen“. Um ſie mir näher zu bezeichnen, fügte er hinzu: „heut nennt man ſie Amalia“. Sie ſpielte dieſe Rolle in den Räubern, die ich, was man mir immer nicht glauben will, niemals habe aufführen ſehen, ebenſowenig Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos. — Hierbei will ich noch eines eigenthümlichen Vorfalls gedenken. Mir iſt nicht näher bekannt, wie Schiller dazu gekommen, in Kabale und Liebe einem ſo niederträchtigen Menſchen, wie dem Hofmarſchall den Namen „v. Kalb“ zu geben. Bald nach meiner und meines Mannes Ankunft kam Schiller zu uns; Kabale und Liebe war für den nächſten Tag angekündigt, es ſetzte ihn in große Verlegenheit, daß ein Namensvetter meines Mannes eine keineswegs ehrenvolle Rolle in dieſem Stücke ſpiele. Er erbot ſich, dafür zu ſorgen, daß der Name „Kalb“ verändert und nie wieder auf dem Zettel erſcheinen werde. Wir überzeugten ihn, daß anſtatt die Aufmerkſamkeit des Publikums von dieſem Namen abzulenken, man

nun um ſo mehr eine nähere Beziehung unſerer Familie mit dem Kalb in Kabale und Liebe vermuthen werde. Schiller ſah dies ein, und ſo blieb ſeinem Herrn v. Kalb die Unſterblichkeit geſichert.“ —

101. H. Beck an Rahbeck

Mannheim 6. November 1487.

Schiller arbeitet mit Macht an ſeinem Journal und verſpricht ſich viel Vortheil, ſuch ihm doch ſo ſehr als möglich Subſcription zu verſchaffen! ich komme zwar nicht oft zu ihm, doch bin ich noch der einzige von ſeinen Freunden, der ſeit ſeinem ſogenannten Fall an ihm hängt (denn ſo nimmt man ſeinen Abſchied als Theaterdichter).

102. Aus der Berliner Staats- und Gelehrten-Zeitung vom 11. Januar 1785.

Darmſtadt 29. Dezember 1784. Am 20. dieſes laß Hr D. Schiller, aus Mannheim, auf Veranlaßung des Herzogs von Weimar in Gegenwart unſerer durchlauchtigſten Herrſchaften und des Hofes, den erſten Aufzug aus einem noch unvollendeten jambiſchen Trauerſpiel, Don Karlos, vor; den anderen Morgen wurde er von dem Herzoge von Weimar durch ein eigenhändiges Schreiben zum Rath ernannt.

Des andern Tages reiſten wir über Darmſtadt, und kamen ſpät nach Mannheim. Reinwald und Frau v. Wolzogen hatten Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er ſelbſt. — In der Blüthe des Lebens, bezeichnete er des Weſens reiche Mannigfalt, ſein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichſam ſinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutſam war ihm ſo manches, was ich ihm ſagen konnte, und die Beachtung bezeigte, wie gern er Geſinnungen mit empfand.

Einige Stunden hatte er geweilt, da nahm er den Hut und ſprach: „Ich muß eilends in das Schauſpielhaus“. Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde dieſen Abend gegeben und er habe den Schauſpieler erſucht, ja nicht den Namen „Kalb“ auszuſprechen. — Bald kehrte er wieder, — freudig trat er ein, Willkommenheit ſprach aus ſeinem Blick.

Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenſeitig mit dem Gefühl des Verſtandenſeins das Wort geſprochen werden konnte, löſte der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachſinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Geſprächs raſche Heftigkeit, wechſelnd mit faſt ſanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnſucht beſeelt. — Vollendet iſt, was uns verſchwunden; allein jene heitere Gelaſſenheit des Gemüths, — möchte ſie immer möglich ſein!

* * *

Das Vorhaben, in Mannheim zu wohnen, ward Ende Juli (1784) ausgeführt. Nach einigen Tagen Aufenthalt daſelbſt ward König Lear aufgeführt, durch wiederholte Leſung ſchon bekannt. Von Zuſchauern gedrängt voll waren Logen und Parquet, und die ſtille Erwartung bezeugte, daß man Außerordentlichem entgegenſah.

Friedrich Schiller fanden wir in der Loge, und bald nachher

trat auch Major Hugo ein; als man Schiller ihm nannte, grüßte er ihn ehrend und sprach: „Erlauben Sie mir einen Vergleich mit dem englischen Dichter und unserm Tragiker. Sein Spottgedicht, durch Rauben veranlaßt, erweckte im Zorn den Eifer des Talents; und Sie, durch die Räuber selbst, haben uns den Beweis gegeben, wie fruchtbar ihr Genius sei.“ Wechselnd war die Rede.

„Keine Vorstellung kann mir mehr geben, als ich durch Lesen für die Anschauung gewonnen. Selten kann uns Erscheinung und Stimme befriedigen, wenn sie Phantasien darzustellen sucht. Besonders von Shakespeare's Genius; denn eine mächtig offenbarende Erkenntniß bezeugt uns sein prophetischer Geist.“

„Welch' eine Bethätigung des Spruchs, bei den Töchtern: Deine Rede sei: Ja, ja, nein, nein!“

„Wer nur Farben zu reiben versteht, hat freilich nicht Kraft, den Kern der Wesenheit zu erwecken. Durch seinen Meißel nur sprühen lichte Funken.“

„Zur Würdigung dieses Gedichtes wäre es auch ein Gewinn, die nackte Sage zu kennen.“

„Die reine Gluth die wir auch hier erkennen, ist gleich bedeutsam. Da uns die alte Sage nicht bekannt, der Zeit entrückt, wirkt es wie eine Mythe, die ihre verschiedene Auslegung findet.“

„Kent, ein so holdseliger Jüngling — welch' Feuer der Treue — der Ehrfurcht, — der Liebe für Cordelia.“ —

Hugo sagte eilend: „Solche Weihung ist nicht getrennt, doch verschieden von der Neigung. Das Erhabene in Jedem ist ein Lichtstrahl der Liebe, in einer Höhe erfaßt, wo das Vergängliche kein Recht mehr hat. Lässest du der Menschheit nur, was die Natur bedarf, dann sprießt kein Lorbeer, noch weniger der Oelzweig des höheren Friedens.“

„Wir sollen Alles denken können, — zu dieser Kraft bereitet uns der hohe Dichter.“

„Das Trio der Narrheit verfolgt mich in tauſendfachen Vergleichen, ob nicht die Menſchheit in dieſe drei Arten ſich theile. Angemaßte Tollheit, um Schutz zu finden, mit Liſt bewaffnet; dann die von Irrthum Bedrängten, von ſolchen Banden Gefeſſelten, und endlich der Narr par excellence, oder die Ironie in der Ueberſchauung aller Dinge mit ſcharfem Gleichſinn, mit den Klingeln des Scherzes, mit der Geißel des Hohnes; nach den Graden des Talents iſt die Kappe erhöht.“

„Du predigſt über der Welt Seele.“

„Ich predige dir, ja wohl iſt in dieſem Sermon ein ganzer Orbis pictus.“

„Den Denkenden darf nichts verwundern, noch überraſchen, nur ſo entgeht er dem Wahnſinn, dem eignen Schatten als einem Verräther nachzujagen.“

„O Meiſter alles Schönen, Bewältiger des Entſetzens! Du demüthigeſt und erhebeſt; denn aus dem reinen, freien Gemüthe, aus der Phantaſie leuchtendem Strome haſt du geſchöpft. Dieſer vermag Schranken zu brechen und Zwang zu löſen, denn was aus dem Geiſte geboren, kann auch der Geiſt nur aufnehmen.“

„Lear — Cordelia — Kent! — welch' eine Dreifalt der Verklärung.“

Wir genoſſen die Wonne der Wehmuth, der Begeiſterung. Vor Allen hatte Kent gefallen. Das gemüthlich Eigenthümliche, was dieſem Kent der Schauſpieler Beil verlieh, ward durch deſſen Individualität zum ſprechenden Bilde.

Der Gewinn einer höheren Anſchauung geleitete uns, und da wir uns trennten, ſchien Hugo ſehr bewegt und ſagte, das Haupt erhoben zu Friedrich: „Biſt du ein Geiſt? — wann biſt du geſtorben? Du biſt ein ſel'ger Geiſt!“ Das iſt der ſchönſte Gruß.

* * *

Den zweiten Tag nach der Geburt des Kindes war der Vater ferne. In der folgenden Nacht rauschten die Vorhänge um mein Lager; in bloßen Armen und Füßen, mit aufgelöstem Haar, war mir entweder eine Nachtwandlerin oder Betrunkene nahe, die ich wohl erkannt hatte, riß an Vorhang und Decke; ich wollte sie anrufen, aber die Sprache versagte. Wie lange ich in Ohnmacht gelegen, ist mir unbekannt. Durch solchen Ungestüm erwachten endlich auch Andere, da eilte man zum Arzt. Krampfhaft hatte mich der Schrecken befangen, nach manchen äußern und innern Mitteln konnte ich erst wieder Laute finden; heftiger Schrecken in diesem Zustand soll öfter die Sprachlosigkeit zur Folge haben. Der von Schmerz Gefesselte fühlt das Nagen des Augenblicks, er zählt die Minuten, die in Geistesqual vergehen, ohne Hülfe zu bringen. Tage vergingen, ehe Genesung mich erlöste. Heinrich war dies Ereigniß, welches Aufsehen und Neugierde erregt hatte, sehr unangenehm. Später erfuhr ich, daß Friedrich Schiller den Hülfe bringenden Arzt herbeigeholt. Nachdem ich genesen, begegnete Kalb dem Freunde und sagte mir: „Jener äußert, es sei unverzeihlich, daß man ihn deine Besserung nicht habe wissen lassen. Ich habe ihn ersucht, mit mir zu kommen, damit er sich überzeuge, daß die Gefahr vorüber ist.“ Er führte ihn ein und sprach: „Erkennen Sie selbst, nun ist alles wieder gut — die jugendliche Natur hat überwunden!“

Erfreut durch dieses unverhoffte Wohl, schien er bewegt. Nach so lang entbehrter Mitteilung vernahm ich gern trauliche Rede und ein sanftes Licht ward dem Gemüth sichtbar.

* * *

In der Mittagshelle waren wir auch eines Tags versammelt, Traulichkeit und Scherz waltete bei den Genüssen; da ward durch Fabri das Gespräch unterbrochen; hastig fragte er: „Wollen Sie

den Oberſten v. Z. ſehen? — ſprechen? — Sie haben die Möglichkeit, er iſt hier." —

„Hat er Sie erſucht, uns ſeine Gegenwart anzuzeigen?" —

„Eigentlich nicht, allein ich meine, Ihnen gefällig zu ſein."

Die beiden Offiziere folgten ſeiner Mahnung. Da fragte Friedrich: „Wer iſt dieſer Mann?" —

„Sollten Sie Fabri, einen penſionirten Offizier, nicht ſchon geſehen haben? — Er iſt ja oft auf Promenaden und im Schauſpiel zu finden."

Friedrich. „Wie erinnert er an den lauſchenden Sclaven, den auch Sie im Atelier geſehen, ſo aufhorchend, ſo ſtarr die Haltung. Er iſt gefällig, minutiös, ſchlau, um ſeine Abſicht zu erreichen."

Charlotte. „Wie ſchnell haben Sie den Gehalt dieſes Weſens erfaßt."

Friedrich. „Dies war wohl leicht, da ich ſein Urbild erwogen."

Charlotte. „Da Sie ſo leicht erkennen, bin ich wohl verlangend, Ihre Meinung über Perſonen zu hören, die mir nur namentlich bekannt."

Ich ſammelte auf dieſe Weiſe Portraits, und nach ſpäterem Erkennen fand ich ſie zu weich gezeichnet. Zu ſtrenger Unterſcheidung werden wir ein Leben hindurch erzogen, und oft wird, was der Jugend verträglich, dem Alter zur Widerwärtigkeit. Früher bleibt unklar Tadel wie Preis.

Charlotte. „Wäre es Ihnen nicht entgegen, ſo zeigen Sie mir von der weiblichen Gallerie Ihre Bilder." —

Friedrich. „Die Witthöft kennen Sie, eine treffliche Künſtlerin, aber leider ſo wenig anmuthig, daß ſie nur durch ein reiches Talent Beachtung auf der Bühne erregen kann."

Charlotte. „Doch wer unter dieſen Künſtlerinnen hat noch Anmuth neben dieſem Talent?"

Friedrich. „Man nennt ſie Amalia! Amalia!" — (Wie von einem unwillkürlichen Anruf erröthete er bei dieſem Namen.)

Charlotte. „Ein lieblich holdes Weſen, das bis zu Thränen Sie bewegen kann.“

Friedrich. „Zu Ihnen kann ich traulich reden, wie der Augenblick ſchafft; was uns bewegt, was ſo reizt, es iſt der Stimme ſüßer Zauber, und wer den Blick nicht empfangen, wie kann der von Entzücken ſagen? — Wie iſt ihr Auge von der dunklen Wimper beſchattet. — Ja ſie iſt ſchön!“

Charlotte. „Die Macht Ihres Lobes hat auch mich für ſie gewonnen, ſagen Sie noch mehr von ihr.“

Friedrich. „Ihre Frage, ob ich ein anmuthiges Weſen kenne, flammte ſo ſchnell mich an, — allein ich vermag nicht auszuſprechen, wie ich empfinde und denke; — die Begeiſterung, die aus mir ſpricht, iſt wohl nur Laune des Augenblicks. Doch ſähe ich ſie in einem violetten Tafftgewand (Farben haben auch eine Macht), der Locken Schmuck von einem Schleier umfloſſen, — o welch' edle Erſcheinung!“

* * *

„Vergeblich habe ich Sie, wie oft, aufgeſucht“, ſagte Friedrich, „und auch keine Zeile von Ihnen in dieſen Tagen erhalten. Wo waren Sie? wie müſſen Sie zerſtreut geweſen ſein?“

Charlotte. „Beſuche von reiſenden Verwandten, ſelbſt tagelange Excurſionen in der Umgegend haben mir Zeit und Muße geraubt; auch ich habe verlangt, Sie wieder zu ſprechen.“

Friedrich. „Wohl mir, daß ich Sie allein finde, denn ich habe Bedeutſames zu ſagen. Meine hieſige Lage ſcheint ſich ändern zu müſſen, und daß ich vermuthlich das Geſchäft beim Theater aufgeben werde, ſollen Sie vor allen von mir erfahren.“

Charlotte. „Aufgeben? — meines Bedünkens war es für Sie ein geringfügiges Geſchäft, das Ihnen wenig Zeit raubte. Die Direction kann Sie nicht entbehren. Wer wohl würde es mit Talent und Einſicht behandeln können?“

454894

Friedrich. „Ich kann es nicht ändern. Das Verhältniß könnte noch beſchränkter werden, und das darf ich nicht zugeben.“

Charlotte. „Wohl hat ein doppeltes Mißtrauen ſowohl gegen die Behörde, als gegen Sie gewirkt; — ſolche Andeutungen haben verlautet.“

Friedrich. „In dieſem Verhältniß iſt ſo Vieles zu ſchonen, was nicht der Beachtung wert iſt.“

Charlotte. „Daß ſolche Erregungen Ihnen widrig ſind, iſt mir wohl verſtändlich, doch ich kann dieſe Aenderung nicht denken, ein Bewohner des Rheinlandes bleiben Sie dennoch. Welche Hoffnungen ſind dahin, wenn Sie dieſe ſchönen Gefilde verlaſſen.“

Friedrich. „Wenn gleich das Herz ſich ſträubt — geheime Macht zieht uns dahin. Wer vermag den Stern des Lebens zu deuten?“

Charlotte. „Warum aber wollen Sie neue Feſſeln ſuchen, mit reichem Segen ſind Sie ja geſchmückt; der Dichtung vollen Köcher, ein Herz, zu fühlen, einen Geiſt, zu denken, und Kraft, zu bilden, was der Geiſt zu denken vermag. — Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Ein ſolches Loos ſchien mir unbedingt das der Frauen. — Iſt es Täuſchung? — Mein Hoffen nach freundlicher Gegenwart ſchien erfüllt; höherer Natur verbunden, mit des Vertrauens Ernſt und Milde fand ich den Muth der Freudigkeit.“

Friedrich. „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beſeelt! Ja, ich war beängſtigt, es Ihnen auszuſprechen. Das Feuer meiner Seele hat ſich in Ihrem reinen Licht entzündet. Muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel laſtet? Ihre Gegenwart gab mir eine Begeiſterung und einen Frieden, den ich früher nicht gekannt.“

Charlotte. „Nein, es darf nicht ſein, wollen Sie nur.“

Friedrich. „O Sie erſcheinen mir ja mit eifriger Huld, gleichſam wie Mutter- und Schweſterliebe.“

Charlotte. „Wenn dem alſo, müſſen wir verſtehen, das Geſchick zu wenden. Sind Sie fern, darf ich Gedanke und Geſinnung nicht fürder ausſprechen, und ſo mich ſelbſt vergeſſen.“

Friedrich. „Lauterkeit, Vertrauen, leiten uns zur Einheit. — Das Saitenſpiel unſerer Seelen weiß von einer höheren Harmonie.“

Charlotte. „Getrennt bleiben wir nicht, was wir jetzo ſind, und wem dürft' ich klagen, ſagen von dem Leben, ſagen von dem Erlöſchen! — Wenn die ſtille Kerze mir künftig leuchtet, werde ich nicht der Flamme mich erfreuen, es wird dunkel ſein um mich. Ja, wenn ich einſam bliebe — aber es ändert ſich Alles! — Ich beleidigte Sie und mich, wenn ich in dieſem Augenblick an Duldung der Trennung glauben könnte.“

Friedrich. „Wie ſind Sie erregt! eine ſolche Stimmung habe ich nie in Ihnen bemerkt, ich beneidete Ihnen die Ruhe, frei von wechſelndem Affect.“ —

Charlotte. „Sie wiſſen nicht, was dieſer Ruhe Stütze war — der Bund der Wahrheit — Sie wollen ihn trennen. Das Leben hat Sie mir geſandt. Nur Momente ſind uns im reinen Sein vergönnt, und dieſe Gabe beſſerer Stunden, auch ſie wäre dahin? O wären Sie von irdiſcher Sorge frei, nicht ſo nach Ruhm ſtrebend — des Friedens vertilgendem Feind.“

Friedrich. „Vor Allem weiß ich wohl, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben — ſie, die Verklärung der flammenden Seele! — mein Herz fühlt auch, wie Du nie dieſes Sehnen trüben, nie ſolchen Glanz entweihen kannſt.“

Charlotte. „Du ſagen Sie, — Du ſage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allſeligen ſind Ein Du, das Du iſt einer ewigen Verbindung Siegel. Es iſt dem Geiſt kein Geheimniß, — doch das Verborgenſte! — aber ich will nicht länger dieſem Kummer Raum geben. Noch hab' ich Hoffnung zur Erhaltung dieſer Gegenwart. Auch Gregor eifert lebhaft dafür.“

Friedrich. „In Wahrheit, die Vergeudung des Silbers ver-

armt nicht so, als Mittheilung gegen gleichgültige, in Zerstreuung befangene Wesen. Dem milden Sinn Ihrer Meinung überlasse ich die Entscheidung. Auch ein Anderer rügt gleich heftig diesen Wechsel; — der talentreiche Gregor hegt für mich Pläne und Wünsche, damit ich hier die Heimath finden möge."

Charlotte. „So darf ich hoffen, die Beredsamkeit der Freundschaft werde Sie gewinnen! — O kehren Sie mit verstärkter Sicherheit zurück."

* * *

Kaum war ich wieder in meinem Zimmer, so trat auch Friedrich ein: „In Schwetzingen haben Sie den Tag zugebracht, zwar ist es jetzt nicht an der Zeit, in diesem Park zu wandeln. Es ist nur Eins, was durch diese Jahreszeit nicht verliert."

Charlotte. „Ich rathe wohl — es ist der Vogelkranz, der so heftig bewegt, gleichsam neckend und wüthend in Wasserstrahlen Grimm ausspeit — und der mächtige Habicht, der starke Wassersäulen emporschleudert. Wie ist der Name des Künstlers, der auf diesen Vogelkranz so die Blicke fesselt?"

Friedrich. „Wir rathen — deuten — der Name ist dahin — ein weissagendes Bild mag es wohl sein."

Charlotte. „Ergötzlich ist der kecke Flügelschlag, doch bleibt es ein Bild der Tücke und Ohnmacht. Wir eilten durch den breiten Gang der Buchenwände, deren falbes Laub wie Blut geröthet, die hohen Statuen waren vom Abendnebel umschleiert und wie mit Wunden bedeckt durch das falbe Blatt. Dichte Schleier verhüllten die Gestalten, sie kamen mir vor wie Leichen, die ausgeblutet haben. Bei den Felsen weilten wir auf grauem Moos; verwelkt der Bäume und der Blumen Pracht, — und wie Melancholie sich oft auf die Leier stützt, so war das Haupt des Jünglings auf die Syrinx gebeugt, gleichsam fragend, warum so still? — wo weilen die Sänger? — Den Johannistag werden

wir dort erleben, Frau v. H. will es alſo, wohl ähnlich jenem Tag!“ —

Friedrich. „Nie geleite ich Sie dahin! — Beſtimmt iſt's nun, ich ſoll der Sonne Gluth, die Sternenſchrift ſoll ich im Rheinſtrom nicht mehr ſchauen. Wir ſcheiden nicht — der Freunde Sinn iſt vom Geiſt gebundene Allgegenwart.“

Charlotte. „Flüchtige Hoffnung! — Entfernung, Scheiden, faſt ſchmerzliche Schärfe, dichter Nebel umhüllt dann zwiefach die Seele. Mit dem Segen der Dichtung ſcheiden Sie — die Mannigfalt verſcheucht das Angedenken.“

Friedrich. „Unmöglich, eine Oede dann in dem Gemüth, die kein Anderes erſetzen kann, kein Erbe für der Seele Bund!“ —

Charlotte. „Das Leben beginnt in Denken, ſich ſehnend nach Mittheilung, nach Erkennen eines zweiten geiſtigen Lebens; — doch jetzt — ein bahnlos Licht! — o wäre ich geborgen! — einſam weilend in innig reicher Anſchauung, in Frieden, ſanfter Ruhe der freien Seele, o wär es alſo! — Heil dann, im Friedenthal dem reichen Inhalt goldner Saiten nachzudenken, dann wäre der Tag ſchön, wie heute, und ſchöner.“ —

Friedrich. „Schmerz iſt mir die Trennung, doch Sie kennen die Einſamkeit, die gottgeweihte Stille, Ihnen iſt offenbar dies ſelige Geheimniß, was ſo wenige erfaſſen können. — Hoffnung — Glaube! — Wir fühlen Beide: wer eine Seele ſein nennt auf dem Erdenrund, der ſcheidet nie.“ —

Wir weinten nicht, keine Klage berührte mehr die Lippen. Es fehlt dem Müden ſelbſt zum Klagen der Muth, ein ſtummer Blick durchirrt die Oede. Jeder zagt, des Andern Wort zu vernehmen.

104. Schwan an Wieland.

Mannheim 23. März 1785.

— Von dem, was der Herzog Ihnen von Schiller und meiner Tochter gesagt, weiß ich kein Wort. Auch bin ich gewiß, daß wenigstens meine Tochter noch nie daran gedacht hat, und wahrscheinlicherweise Herr Schiller auch nicht. Da er aber in meinem Hause aus- und eingeht, so konnte das Publikum, das so gern Heirathen stiftet, leicht auf so eine Vermuthung fallen. Es ist aber sicher nichts daran, wird wohl auch nie etwas daraus werden.

Herr Schiller ist fest entschlossen, mit Herrn Götz nach Leipzig zu reisen, und von da will er nach Weimar.

Leipzig und Gohlis (1785).

105. Huber an Göschen.

Leipzig 8. März 85.

Aus den beiliegenden Briefen von Körnern, (wovon der eine um einen Posttag ist liegen geblieben) werden Sie sehen, liebster Freund, daß die Sache von der ich Ihnen schrieb, vollkommen richtig und daß nun nichts weiter nöthig ist, als Schillers Antwort, wie ihm das Geld zukommen soll. Sonach ist es ganz gewis, daß er keinen Augenblick mehr säumen wird hieher zu kommen und aus seinen Briefen glaub' ich Ihnen im Voraus versichern zu können daß Sie äußerst zufrieden mit ihm seyn werden, und daß er mit billigen und rechtschafnen Menschen gewis billig und rechtschaffen handelt. Ihren Brief an Körnern besorg ich heute, und auf den Freitag schreib ich an Schillern und schicke ihm Körners Brief der die Sache gänzlich entscheidet und es, glaub ich unnöthig macht, daß Sie vor der Hand wenigstens an ihn schreiben. Finden Sie aber noch Ursache es zu thun, so sorgen Sie nur dafür daß ich den Brief Freitags früh habe. Daß die Sache auch unsern beiderseitigen Freunden geheim bleibt, brauch' ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, ohngeachtet der Grund weswegen ich Sie anfänglich um Stillschweigen bat, jezt weggefallen ist.

106. Aus Körners „Nachrichten von Schillers Leben".

Im März des Jahrs 1785 kam er nach Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine frühern Producte gewonnen hatte, und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber. Schiller selbst wurde aufgeheitert, und verlebte einige Monate

des Sommers zu Golis, einem Dorfe bey Leipzig, in einem fröhlichen Zirkel. Das Lied an die Freude wurde damals gedichtet.

107. Förster nach Minna Körners Erzählung.

Die Veranlassung zur Bekanntschaft mit Schiller, welche später ein inniges Freundschaftsverhältniß wurde, war folgende. Zu Anfang der achtziger Jahre (1784) war ich die verlobte Braut Körners, der damals Consistorial-Assessor war, meine Schwester mit dem eine Anstellung als Professor erwartenden Ludwig Ferdinand Huber versprochen. Die Schwärmerei unserer beiden Verlobten für Schiller hatte auch uns zu seinen Verehrern gemacht, wir kannten aus dem Taschenbuche für Damen seine Gedichte, hatten mit Wonne die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe gelesen, und das zuletzt genannte Trauerspiel hatte auf uns, die wir ja auch Töchter eines armen Künstlers waren, einen tiefen Eindruck gemacht. — Meine Schwester, die unternehmender und zu scherzhaften Ueberraschungen aufgelegter als ich war, machte den Vorschlag, unsere vier Portraits, en miniature von ihr gemalt, an Schiller als Zeichen unserer Verehrung zu schicken, ohne ihn unsere Namen wissen zu lassen. Der Vorschlag fand Beifall, Körner fügte das von ihm componirte Lied Amaliens: „Schön wie Engel, von Walhalla's Wonne" aus den Räubern, Huber einen herzlichen Brief hinzu und Alles wurde in eine, von mir mit einer Stickerei, einer Lyra mit goldenen Saiten und grünem Lorbeerkranze, verzierte, seidene Brieftasche gesteckt, wohlverwahrt einem Buchhalter des Buchhändlers Schwan in Mannheim zur Ueberbringung an Schiller anvertraut und ihm das Versprechen abgenommen, uns nicht zu verrathen. Am Schlusse seines Briefes hatte Körner hinzugefügt: „Wann ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum

Salze der Erde gehöre, dann ſollen Sie meinen Namen wiſſen; jetzt kann es zu nichts helfen.“

Dies war nun alles recht ſchön und unſere Aufträge wurden beſtens ausgerichtet, allein wir blieben wohl ein Jahr lang ohne Antwort. Der ſchadenfrohe Huber, welcher an der abenteuerlichen Abſendung ungern Antheil genommen hatte, lachte ſich in's Fäuſtchen und ſagte: „Euer poetiſcher Räuberhauptmann wird wohl bei ‚Laura am Klavier' in Entzückungen ſchwelgen und ſich wenig um die Schäferinnen an der Pleiße kümmern.“ Es waren damals die jungen Schöngeiſter Leipzigs zu einem Dichterbunde vereint, welcher den Nürnberger „Schäfern an der Pegnitz“ nachgebildet war. Körner war Mitglied und führte darin den Namen „Hilarios“; Huber war nicht eingetreten und wollte von den Schäfern und Schäferinnen nichts wiſſen. Das Werthers-Leiden-Fieber hatte ſich damals ſchon ſo ziemlich ausgeſchmachtet. Die Studenten zumal ſchwärmten viel mehr für Karl Moor als für Werther. Der Räuberhauptmann, welcher verrotteten Zuſtänden des Staates, den Jämmerlichkeiten der Geſellſchaft den Krieg erklärte, weckte in der heranwachſenden Jugend ein, bis dahin nicht dageweſenes Freiheitsgefühl. Die Räuber wurden in Mannheim 1782 zum Erſtenmale aufgeführt und ſind ſpäter „ein Prolog zur franzöſiſchen Revolution“ genannt worden, wie ſie denn auch in der That in franzöſiſcher Bearbeitung während der Schreckenszeit in Paris aufgeführt worden ſind und mit die Veranlaſſung wurden, daß der Convent Schillern das Bürgerrecht der franzöſiſchen Republik ertheilte.

Endlich traf der Brief, auf welchen wir ſo lange gehofft hatten, ein. Im Eingange klagt ſich Schiller ſelbſt „einer unerhörten Nachläſſigkeit“ an, daß er auf die Briefe und Geſchenke, welche ſo viel Enthuſiasmus für ihn bezeugten, ſieben Monate habe ſchweigen können ....

Ueber die Ankunft Schillers in Leipzig finde ich in meinen

Aufzeichnungen: „was mir Frau Körner erzählt“ Folgendes: „Es war eines Sonntags Abends, den 17. April, als Schiller mit der ordinären Poſt in Leipzig ankam. Huber empfing ihn in dem bezeichneten Gaſthofe zur goldenen Krone; Körner war bereits der Berufung nach Dresden gefolgt. Am nächſten Tage war Huber in aller Frühe zu dem Freunde geeilt und kündigte uns ſeinen Beſuch im Laufe des Vormittags an. Wir wohnten noch in der Dachwohnung bei Breitkopf als verwaiſte Kinder; Vater und Mutter und auch zwei Schweſtern waren geſtorben; der Stiefbruder führte das Geſchäft des Vaters fort und, da er unverheirathet war, beſorgten wir ihm die Wirthſchaft. Wir waren faſt mehr von Furcht, als von Freude bewegt, als Huber uns den Beſuch Schillers ankündigte, denn wir konnten uns den Dichter der Räuber, trotz ſeiner „Entzückung an Laura“ gar nicht anders als im Weſen und Anzug wie einen Karl Moor oder wie einen von deſſen Gefährten aus den böhmiſchen Wäldern vorſtellen, mit Kanonenſtiefeln und Pfundſporen, den raſſelnden Schleppſäbel an der Seite. Wie ſehr waren wir überraſcht, als uns Huber einen blonden, blauäugigen, ſchüchternen jungen Mann vorſtellte, dem die Thränen in den Augen ſtanden, und der kaum wagte uns anzureden. Doch ſchon bei dieſem erſten Beſuch legte ſich die Befangenheit, und er konnte uns nicht oft genug wiederholen, wie dankbar er es anerkenne, daß wir ihn zum glücklichſten Menſchen unter der Sonne gemacht hätten. Da Körner vor unſerer Hochzeit wegen ſeiner Anſtellung im Conſiſtorium nach Dresden zu reiſen genöthigt war, mußte er die Sorge für Schiller Huber und dem Buchhändler Göſchen überlaſſen, welcher letztere für eine Sommerwohnung in dem nahe gelegenen Dörfchen Gohlis ſorgte, da Schiller wegen ſeines Don Carlos und der Arbeiten für die Thalia die Stille eines ländlichen Aufenthaltes dem Geräuſch des Meßverkehrs der Stadt vorzog.

108. Schillers erſter Beſuch.

Eine Anekdote.

Schiller hatte ſeit einigen Jahren durch die Räuber, den Fiesko und Kabale und Liebe, die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland erregt, beſonders aber durch das letzte dieſer Trauerſpiele uns Weiber, wie Kerzen die Mücken, an ſich gezogen und — verſengt. Er lebte jetzt in Leipzig, und mich ſollte im kurzen eine Reiſe durch dieſe Stadt führen. Ich hatte dafür geſorgt, daß man mit ihm von mir geſprochen; ich war verſichert worden, er werde mir ſeine perſönliche Bekanntſchaft gern gönnen. Ich ſchrieb ihm den Tag meiner Ankunft, und bat, er möchte mich eine Karte finden laſſen, die mir die Stunde beſtimmte, wo ich ihn ſprechen könnte. Ich kam den Abend an, ich fand die Karte: morgen Nachmittag um ſechs Uhr ſollt' ich ihn erwarten.

Ich war früh auf, durchlief (ich war damals noch recht jung!) die Hauptſcenen jener Schauſpiele und was ich etwa dabei gedacht und empfunden hatte. Ich konnte kaum ſpeiſen. Nun machte ich meine Toilette, ſo gut, aber auch ſo einfach, ſo beſcheiden, vor allem ſo wenig vornehm, als möglich. Meine Leute konnten kaum genug eilen damit! Schlag vier war ich fertig, und erſchrak vor zwei langweiligen Stunden des Wartens, die mir bevorſtänden. Deſto erfreulicher, und ſchmeichelhaft obendrein, war es mir, daß ſchon vor fünf der Bediente öffnete: „Herr Doctor Schiller!“ —

Wie? dieſe gefällige, gut genährte, ſich vollkommen wohlhabende Geſtalt; dieſe lebhaften und petillanten Augen, mit dem freien, ſichern Blick; dieſen ſatyriſchen Zug um den Mund; dieſe elegante, leichte Kleidung; dieſes gewandte Benehmen, dieſes artige Zuvorkommen, dieſes leichte, neckende Wenden des Geſprächs — dieſes, dieſes alles hat Er? hat Schiller? So rief ich einmal über das andere, als er mich nach einem halben Stündchen verlaſſen hatte. Himmel, wie haſt du dich einmal wieder ſelbſt angeführt! — Gefallen hatt' er mir, recht ſehr ge-

fallen: aber doch gar nicht auf die Art, wie er mir hätte gefallen ſollen! — Oder ſollte er wol gar, fiel mir hernach ein, gegen dich, als ein Frauenzimmer, abſichtlich nur den feinen, artigen Geſellſchafter haben ſpielen wollen? Mein Blut wallete lebhafter, meine Wangen brannten von Röthe: da kam der Bediente: „Herr Schiller!“ Es iſt ſo! dacht' ich. Nun ſiehet er ſein Unrecht; kömmt zurück, es gutzumachen! —

Ich gehe ihm entgegen: ein ganz anderer, ebenfalls ſehr hübſcher Mann tritt ein! Eine kaum mittel-lange, etwas unterſetzte, kräftige, aber nicht fleiſchige Geſtalt, große offne Augen voll Geiſt, ernſte Miene, ziemlich feſter und haftender Blick; anfänglich ein etwas kaltes, abgemeſſenes, aber durchaus anſtändiges, gebietendes Betragen; wenig Worte, aber bedeutende; etwas langſame, nachdrückliche, wohlklingende Sprache — — Das, rief es in mir, das iſt der wahre Schiller! mit jenem untergeſchobenen hat einer deiner Freunde dich geneckt, und das ſoll ſich ſchon finden!

Nach den erſten Höflichkeiten wendete ich das Geſpräch auf Poeſie und Kunſt. Er ging gern und willig darauf ein; er ſprach gedacht und zugleich ungemein einnehmend. Nach gerade fing er an zu kritiſiren; je dunkler ſeine Ausſprüche wurden, je heller wurden ſeine Augen, und ſo bildete ich mir wenigſtens ein, ihn zu verſtehen. Nur Eins befremdete mich dabei — gerade an ihm: er redete den Franzoſen ſo lebhaft das Wort! Vielleicht beugt er ſeine Grundſätze dir zu Gunſten, dacht' ich, und fühlte mich von neuem fein geſchmeichelt. Deſto unangenehmer war mir, daß er nach einem halben Stündchen ſchon abbrach, und, meiner Bitten ungeachtet, davon ging, doch mit dem Verſprechen, bald wiederzukommen.

So war das Bild, das du dir von ihm entworfen, doch nicht ganz verfehlt! ſagte ich. Nur noch ſtrenger, düſtrer, rauher, weit weniger gefällig und fein im Benehmen, haſt du dir ihn gedacht,

und feuriger, imponirender! Deſto beſſer, daß er anders iſt! oder — wie fühl' ichs denn? — auch wol, nicht deſto beſſer! — Indem ich darüber ins Reine kommen will, iſt der Bediente wieder da: „Es iſt noch ein Herr Schiller draußen und bittet“ .... — Wie? was? rief ich erſtaunt, und die Geduld riß mir aus. Eben trat herein ein ſehr langer, hagerer Mann, von ſtarkem Knochenbau, ſehr markirten Zügen, blaßgelber Geſichtsfarbe, tief liegenden, aber durchdringenden Augen, etwas ſtarrem, doch nicht zurückſcheuchendem Blick, nicht vortheilhaft gefärbtem und gehaltenem Haar, in etwas nachläſſiger Kleidung, mit nicht eben beholfenem Aeußern, und alles, was er, mit tiefer, faſt hohler Stimme eintönig hinſagte, war: Ich bin Ihnen Dank ſchuldig, daß Sie mir ſelbſt Gelegenheit gegeben haben, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Mein Unwillen ſtockte vor dem Impoſanten der Erſcheinung. Ich ſuchte mich zu ſammlen: es gerieth mir nicht ſogleich, und er ward verlegen über meine Verlegenheit. Mein Herr, begann ich endlich; es iſt hier ein Mißverſtändnis. Wer Sie auch ſeyn mögen — —

Ich bin Schiller, ſagte er durchaus trocken und kalt. Ich weiß nicht, was mich darin wieder reizen mochte; ich konnte wirklich ſpitzig antworten:

Ich habe nicht gewußt, daß dieſer berühmte Dichter eine ſo zahlreiche Familie in Leipzig hat, daß Mißverſtändniſſe möglich wären — —

Er wurde erſt noch verlegner, ſahe mich dann finſter an, ſagte nicht ein Wort, und brachte mich eben damit faſt außer Faſſung. Darf ich Sie bitten, fing ich endlich wieder an, eine Rolle abzulegen, die, wie ich ſehe, Sie genirt, und die den Scherz, den man vorhaben mag, verderben könnte?

Er ſchwieg nochmals eine Weile, ſtand ſtramm da, ſahe mir verdrüßlich ins Geſicht, und erwiederte nun ernſt und würdig,

aber ohne alles Beleidigende im Ton: Eine Rolle kann ich nicht ablegen: ich habe keine angenommen. Einen Scherz kann ich leicht verderben: ich bin davon nicht unterrichtet. So will ich mich Ihnen lieber empfehlen — —

Hier bückte er ſich ein klein wenig und wollte gehen; indem kam der Bediente: „Die beiden andern Herrn Schiller ſind wieder draußen“ —

Wer? ſagte der lange Mann ſehr befremdet — indem kamen jene beiden herein, auf mich zu, baten um Entſchuldigung — — Wie? ſagte der ernſthafte Mann nun freundlicher: Sie hier, lieber Jünger? und du, guter Huber?

Ja, liebſter Tragiker! antworteten die beiden; wir haben mit deinem Rufe uns hier eine gütige Aufnahme erkaufen wollen! Daß wir dieſem ſo viel zugetrauet, verdient die Erkenntlichkeit, daß Du uns nun entſchuldigen hilfſt —

109. Aus den Erinnerungen von Göritz.

In frühern Zeiten ſeines Aufenthalts im Auslande ſcheint ihm ſein Vater aus guter Meinung manche trübe Stunde gemacht zu haben. Es wohnte in Leipzig ein Kaufmann, Namens Mohl, gebürtig aus Stuttgart, an den ſich der Vater oft muß gewendet, und in Ausdrücken von ſeinem Sohn geſprochen haben (wie die meiſten würtembergiſchen Väter pflegen), die mit ſeinem ſchriftſtelleriſchen Ruf und der Achtung, in welcher er um ſeines hohen Genies willen ſtand, einen ſonderbaren Contraſt bildeten. —

Mohl ist ein guter Mensch, aber ich kenne ihn, er hat keine Ahnung, daß man etwas mehr bedürfe als Geld, um glücklich zu seyn. Von dem Höchsten, was ein Gemüth, wie Schillers, zu erstreben sucht, mag ihm gar nie etwas zu Ohren gekommen seyn. Dieser Mann verfolgte ihn oft, gewaffnet mit Briefen seines Vaters, mit Ermahnungen, sein schwärmerisches Leben zu lassen, die Verzeihung seines Vaters und des Herzogs Karl zu suchen und — eine Suppe mit ihm zu essen; und die Beweggründe müssen sehr materiell gewesen seyn, weil Schiller im Unwillen gegen ihn sein Haus, und, wo er ihn antraf, auch seine Person mied und ihm rund seine Abneigung erklärte. Mohl klagte mir einst, da ich in Leipzig war, er habe es so gut mit Schiller gemeint, dieser aber habe ihn mit Heftigkeit zurückgestoßen. Schiller, mit dem ich nachher darüber sprach, sagte, er sey ein Spion seines Vaters gewesen, dieser habe auf der Solitude alles gewußt, was er in Leipzig gethan und nicht gethan habe, und habe ihm darüber Vorwürfe gemacht wie einem Schulknaben von fünfzehn Jahren.

10. Bei Stock's habe ich auch den bekannten Schiller, Verfasser des Don Carlos, recht genau kennen lernen. Er ist groß und gut gewachsen, roth von Teint und Haar, und hat kleine Augen und eine wahre Künstlernase. Sein Umgang ist natürlich, frei ungezwungen, jedoch etwas zurückweisendes und suffisantes glaube ich an ihm bemerkt zu haben. Er scheint ein Misogyn zu sein, wenigstens denkt er von dem schönen Geschlecht nicht sehr vortheilhaft. Ich bin einige Mal bei ihm gewesen; er wohnte damals gleich neben mir bei Madame Sophie Albrecht aus Erfurt.

111. Schiller, der im damahligen Verhältniße ohne Sorge lebte, und wenn er auch nicht viel hatte, mit dem wenigen vergnügt war, was er beſaß, er der Stolz einer jeden heitern Geſellſchaft, im engen Zirkel der Freunde ganz das brauſende Genie, was er in ſeinen Schriften war, hat gewiß bey ſo manchem den ſchlafenden Geiſt erweckt, und ſeinem Funken, den er ohne alle Prätenſionen hinwarf, haben wir manches gute Produkt zu verdanken, welches ſonſt nicht erſchienen ſeyn würde.

Die Bühne in Leipzig, von welcher noch manches Mitglied dort weilt, manches aber entſchlafen iſt, war damahls eine der bedeutendſten und gewiß eine der muſterhafteſten .... Ein unvergeßlicher Reineke, ein kunſtvoller Hempel, Schubert — unter denen die nicht mehr ſind — ein Thering, Böſenberg, eine zu früh verwelkte Blume der Muſen, Mad. Zuker, des leztern Tochter, man erlaube mir auch eine Sophie Albrecht zu nennen, zogen damahls jeden Fremden mit Wonne ins Schauſpielhaus, und wie mancher Abend nach dem Schauſpiele wurde dann von dieſen genannten, in einem Zirkel verbracht, wo Schiller, Jünger und Huber mit zugegen waren, und wo über Kunſt, Kunſtgefühl und Kunſtwahrheit ſo vieles geſprochen wurde, daß der fremde Anweſende aufmerkſam ſich dem Tiſche, wo man verſammlet war, näherte, um etwas von dieſen Geſprächen zu hören .....

In dieſen Zeiten bearbeitete der für Ewigkeiten unſterbliche Schiller ſeinen Carlos, ein Meiſterſtück ſeines Geiſtes, mit dem er ſich an die erſten Dichter der Welt anſchließt. Da er vorher ſchon vieles für die Bühne mit ſo auffallendem Glücke geſchrieben, ſo war es natürlich, daß man auch dieſes auf der Bühne zu ſehen wünſchte. In dem Gewande aber, in welches er es gekleidet, war es nicht thunlich.

Daß ſeine eigentliche Arbeit nicht für die Bühne beſtimmt war, kann ich [Albrecht] bezeugen, denn oft hat er mir Stellen, die er in der Nacht gedichtet, am Morgen vorgeleſen und nie geäußert,

daß es für die Bühne bestimmt seyn sollte; erst, nachdem verschiedene Mitglieder des dortigen Theaters ihn darauf aufmerksam gemacht, erst nachdem er mit einigen von ihnen über Vertheilung und Einrichtung der Rollen sich unterredet, und ihre Meynungen darüber geprüft, gab er den Carlos so für die Bühne, wie er hier jezt erscheinet.

---

112. Während eines frühern Aufenthaltes zu Leipzig sah man Schiller häufig in Gesellschaft der als Schauspielerin und Dichterin zugleich berühmten Madame Albrecht. Einst während der Meßzeit wurde beschlossen, vor das Petersthor zu gehen und eine Komödie von — — Hunden, die daselbst gespielt wurde, in Augenschein zu nehmen. Gesagt, gethan! Madame Albrecht, von Schiller geführt, begab sich mit ihm auf den Weg. Ein lustiger Kopf, der, als dieser Entschluß gefaßt wurde, von der Partie war, benutzte die Zwischenzeit dazu, daß er voraus lief und den Herrn Director der Hundekomödie von der Ehre des vornehmen Besuchs, der ihm bevorstand, auf das vollständigste zu präveniren suchte. Bald darauf erschienen Schiller und Madame Albrecht an der Casse, und der Hundedirector fragte: Wen er die Ehre habe vor sich zu sehen? Schiller nannte seinen Namen, nnd jener erwiederte: Er sei außerordentlich erfreut, den großen Mann in der Nähe kennen zu lernen, den er bis jetzt immer nur in der Entfernung verehrt. Sich nun zu Madame Albrecht wendend, fragte er auch diese um ihren Namen. Als er diesen gehört, erklärte er, daß er nicht minder erfreut sei, einer so edlen Kunstverwandten persönliche Bekanntschaft zu machen. So wurden beide unter vielen Ceremonien becomplimentirt. Zuvor erkundigte sich Schiller noch, was das Entrée kostete. Darauf entgegnete ihm aber der Director gar höflich: er mache sich ein wahres Vergnügen daraus, so hohen Gönnern

und Kunſtverwandten nicht nur für jetzt freies Entrée zu verſtatten, ſondern er nehme ſich auch die Freiheit, ihnen für die ganze Zeit ſeines Aufenthaltes in Leipzig ein Freibillet anzubieten.

113. Schillers Wohnung in Gohlis betreffend.

Der vor mehren Jahren verſtorbene .... Kupferſtecher Hr. Georg Guſtav Endner erzählte ...., daß Schiller in Gohlis bei ihm ſich aufgehalten habe, und knüpfte daran folgende Anekdote. Er habe einſtmals einen Spaziergang gemacht, an dem Schiller nicht mit Theil genommen. Rückkehrend habe er, durch das Fenſter des Parterrelocals ſchauend, den Dichter auf den Boden hingeſtreckt gefunden, wobei ſein Körper in großer Bewegung geweſen ſei. Beſtürzt ſei er zu ihm getreten und habe ihn gefragt, ob ihm etwas zugeſtoßen ſei? Schiller habe bloß ausgerufen: Laſſen ſie mich! Nach einiger Zeit ſei der Dichter erſchöpft zu ihm gekommen und habe ihm mitgetheilt, daß er ſo eben den Plan zu einer Scene im Don Carlos gefaßt habe. So weit erzählte Endner und der Einſender findet keinen Grund, die Wahrheitsliebe dieſes ihm immer als ein Redlicher bekannt geweſenen Mannes noch über ſeinem Grabe in Zweifel zu ziehen, eben ſo wenig wie die Glaubwürdigkeit Anderer, welche etwa noch leben ſollten und in einem höhern Alter, als Endner erreichte, ihr Zeugniß ablegen. Vielleicht haben beide Theile Recht, und Schiller hielt ſich zuweilen in verſchiedenen Wohnungen auf. Aufklärung, ſo weit ſie möglich iſt, wird gewiß in dieſen Tagen

werden. Nur die Bemerkung ſtehe noch hier, daß Endner mit der Körner'ſchen, Schillern ſo befreundeten Familie ſehr nahe verwandt war. Daher hielt ſich auch ſpäter Theodor Körner während ſeiner Univerſitätsjahre im Endner'ſchen Hauſe in Gohlis ſehr häufig auf und oft begeiſterten den Jüngling die Mittheilungen, die ihm ſein Verwandter über Schiller machte. Endner wußte auch von dem jungen Körner ſo Manches zu erzählen. Nach dem Vorſtehenden mag es nicht befremden, wenn bis jetzt das Endnerſche Haus auch den Fremden als Schillers Wohnung gezeigt wurde. Doch Ehre dem beſſern, auf wichtigere Gründe geſtützten Wiſſen! Z.

Die Redaction hat nun erläuterungsweiſe zu vorſtehenden Zeilen Folgendes hinzuzufügen. Das, was dem ſel. Herrn Endner in den Mund gelegt wird, hat ſie ſelbſt von ihm ebenfalls mehrmals erzählen hören. Die Scene, welche Schiller in jener von Endner erwähnten Lage gedichtet haben ſoll, iſt nach des Letztern von der Redaktion früher vernommenen Mittheilung die zwiſchen der Eboli und dem Don Karlos geweſen; nur weiß ich mich nicht mehr genau zu erinnern, ob Endner ſagte, Schiller habe die Idee zu dieſer Scene auf erwähnte Weiſe gefaßt, oder die ſchon entworfene im Detail ausgeführt. — Daß Schiller mit Endnern in einem Hauſe zuſammengewohnt, iſt eben ſo wahr, als daß ein Gleiches mit ihm und Göſchen ſtattgefunden hat. Nur muß man ſich nicht unter dem Endner'ſchen Hauſe dasjenige denken, welches der würdige Künſtler bis zu ſeinem Tode bewohnte, und welches jetzt das Mitweyd'ſche genannt wird. Hätte aber Endner auch dieſes Häuschen wirklich als Schillers Wohnung bezeichnet, ſo hätte er theilweiſe, und mit Rückſicht auf die früheren Verhältniſſe des Grundſtücks Nr. 28 in Gohlis ſo unrecht nicht gehabt. Das Grundſtück Nr. 28, zuerſt einem gewiſſen Möbius gehörig, war urſprünglich viel größer und das

nachherige Endner'ſche, jetzt Mitweyd'ſche Haus, welches nach dem Felde zu liegt, oder vielmehr der Grund und Boden, worauf es ſteht, war mit dem Erſtern bis zum Jahre 1778 verbunden. Da wurde das nachherige Endnerſche Haus von dem übrigen Grundbeſitz, welcher damals einem gewiſſen Schneider zuſtand, getrennt und Beſitzerin jener Wohnung wurde die Frau D. Kießling. Von dieſer kaufte es Endner erſt am 26. September 1785, alſo nach dem Schillerſommer in Gohlis. Vor dieſem Kaufe wohnte aber Endner ebenſo wie Göſchen zur Miethe in dem auf die Dorfgaſſe herausliegenden Theile des Grundſtücks Nr. 28 und beide alſo in der Nähe Schillers. Die Wohnungseintheilung war ſo, daß links vom Eingange im Parterre Göſchen, eine Treppe hoch Schiller wohnte, rechts aber weilte Endner, der ſpäter den zu dem von ihm bewohnten Grundſtückchen früher gehörenden Theil erwarb*). So konnte Endner ſehr wohl den genaueſten Umgang mit Schiller haben.

114. Schiller am Frühmorgen in Gohlis.

Aus dem Leben großer und berühmter Männer intereſſiren uns auch Kleinigkeiten. Bemerkenswerthe Data hat R. Heller geſammelt, die von den betheiligten Perſonen ſelbſt vor Gericht niedergelegt wurden. Von dem entſcheidendſten Gewichte dabei waren die Angaben eines Leipziger Bürgers, Schneider mit

*) Andern von Mitgliedern der Endnerſchen Familie ſelbſt erhaltenen Nachrichten zufolge war das Haus rechts vom Eingange noch gar nicht erbaut und

Namen, der ſich recht wohl erinnerte, als zwölfjähriger Knabe Schiller in Gohlis bedient zu haben. „Schiller“ — erzält der Mann — „ſtand damals ſehr frühzeitig auf, ſchon um drei oder vier Uhr, und pflegte dann in das Freie weit hinaus in die Felder zu gehen; dabei mußte ich ihm mit der Waſſerflaſche und dem Glaſe folgen. Um fünf oder ſechs Uhr kehrte er gewöhnlich nach Hauſe zurück, und theilte oft ſeine Ideen dem Buchhändler Göſchen mit, worüber ſich dann zuweilen Beide ſtritten. Bei dieſen frühen Spaziergängen war Schiller leicht angezogen, mit dem Schlafrocke bekleidet, mit unbedecktem Halſe. Sein Weg führte ihn gewöhnlich in die Felder nach der Halleſchen Straße zu, in denen er kreuz und quer umherirrte. Schiller war ſtets freundlich und human; er ſah blaß von Geſicht aus, hatte viele Sommerſproſſen, röthliches Haar und war ſehr lang.“ Das kleine Zimmer, das der Dichter bewohnte, enthielt wenig Geräthe und war nur weiß bekalkt. Nach den Beobachtungen Schneiders warf Schiller vielerlei Papiere darin umher, die oft den Fußboden ganz bedeckten. Er rauchte nicht, aber ſchnupfte ſtark. Wein habe er zu Hauſe nie getrunken, wol aber will Schneider gehört haben, daß er bei Gaſtmählern mit dem Becher hinter Andern nicht zurückgeblieben ſei. — Eine Frau erinnert ſich, als 16jährige Nachbarin den Dichter an ſchönen Tagen in der Laube, den Kopf auf die Hand geſtützt und die Feder hinter dem Ohre, geſehen zu haben, doch iſt ihr von ſeiner Perſönlichkeit nur das Haar und die feine Wäſche, namentlich der ſchöne Halskragen, in der Erinnerung geblieben.

Endner wohnte in ſeinem nachherigen Grundſtücke bei der Fr. D. Kießling zur Miethe, aber auch in dieſem Falle unmittelbar neben Schiller.

115. Schiller in Gohlis.

Der Ortsrichter in Gohlis war (jedenfalls im Auftrage der Landstube des Leipziger Raths) angewiesen worden, ein Verzeichniß derjenigen Personen aufzunehmen, welche Gohlis zum Sommeraufenthalt des laufenden Jahres gewählt hatten. Er geht von Haus zu Haus, um Namen und Stand in seine Liste einzutragen und kommt auch auf Schillers Stube, wo derselbe in tiefem Nachdenken versunken am Schreibpulte sitzt. Nachdem er seine Worte angebracht, wendet sich S. kurz angebunden und verdrießlich mit den Worten „Rath Schiller" zu ihm und fährt fort zu arbeiten, ohne ihn einer weiteren Beachtung zu würdigen. Der Richter geht brummend fort, froh, seiner Meinung nach, wenigstens die Hauptsache, den Namen, erlangt zu haben, schreibt in die erste Rubrik seiner Liste „Rattschiller" und macht sich um so weniger ein Bedenken, in die zweite „Kaufmannsdiener" zu setzen, da die meisten der jungen Leute, welche in Gohlis Sommerwohnungen innehatten, zu den „Herren von der Handlung" gehörten.

116. Schiller in Gohlis noch einmal.

Im Jahre 1785 und später wohnte unter Andern auch der Leipziger Buchhändler Göschen in Gohlis, welcher in Gemeinschaft mit noch einem Herrn, dessen Name mir entfallen ist, und zweier Candidaten, die den Gottesdienst in der dortigen Capelle besorgten, öfters „Musike machten". Zu diesen musikalischen Unterhaltungen hatte der damalige Ortsrichter Möbius seine große Unterstube hergegeben und es ging da „manchmal recht munter zu". Schiller, nur wenige Schritte davon wohnend, nahm öfters Theil — wohl nur als Zuhörer. Deshalb und weil Schiller öfters in den Grase- und Obstgarten des Richters kam, um in der Laube daselbst zu arbeiten, war er dem Ortsrichter persönlich und namentlich bekannt; daß er auch dessen Beschäf-

tigung kannte, geht aus Nachſtehendem hervor. Die Töchter des Richters fanden, um auf ihr Feld zu gelangen, einen nähern Weg durch den Graſegarten, aber es „genirte“ ſie „als ſolche halbſchürige Mädchen“ an der Laube vorüber zu gehen, in welcher Schiller öfters ſaß. Auf ihre Beſchwerde deshalb entgegnete ihnen ihr Vater: „Laßt den Mann nur ruhig ſitzen; der iſt ein Dichter und bekümmert ſich nicht um Euch.“

Das Dorf Gohlis gehörte zu jener Zeit dem Hofrath Böhme, welcher es dem Rathe zu Leipzig ſpäter teſtamentariſch vermachte; es hatte alſo eigne Jurisdiction, auch iſt nicht wohl anzunehmen, daß damals das Inſtitut der Aufenthaltskarten ſo cultivirt war, wie jetzt.

Vorſtehendes iſt nebſt vielem Andern ſeiner Zeit an Gerichtsſtelle zu Gohlis actenmäßig aufgenommen worden. Der Schauplatz der in Nr. 310 des Tageblattes enthaltenen Anekdote muß demnach ein anderer ſein.

17. Aeltere Leute, die man ſeinerzeit nach Schiller und ſeinem Aeußeren befragte, ſagten aus: „i, was kümmerten wir uns um den rothaarigen langen Mann, mit dem langen Rocke und den großen Taſchen darin, der ewig mit einem Buche unterm Arme, hinter dem Dorfe herumſpazierte.“

18. Auch auf ſeinen Spaziergängen im Roſenthal, oder auf dem „Poetenweg“, wie man Schiller zu Ehren einen auf der öſtlichen Seite des Dorfes, zwiſchen dieſem und dem Roſenthal, an der Waſſerſchenke und dem Schloßparke vorüberführenden Weg genannt hat, ferner in dem lauſchigen Garten der Waſſerſchenke und ſelbſt in dem, im Parterre des Schloſſes gelegenen, freundlichen Salon, ſoll Schiller gearbeitet haben.

In Bezug auf letzteren Ort, wurde mir freundlichſt mitgetheilt, daß Schiller mit dem damaligen Schloßbeſitzer, Hofrath Hetzer, befreundet geweſen und oft mit und bei demſelben verkehrt habe. Die Stille des Schloſſes und die überaus hübſche Ausſicht vom Salon nach dem Roſenthale habe Schiller ſehr angeheimelt und ihn veranlaßt, von der Einladung „öfter hier zu weilen" Gebrauch zu machen, und ſind bei dieſer Gelegenheit um jede Störung von dem Dichter fern zu halten, vom Hofrath Hetzer ſtets die naheliegenden Thüren feſt verſchloſſen worden. Auch dem „Spiel mit den hölzernen neun Muſen", dem Kegelſchieben, ſoll auf der heute noch ſtehenden aber verödeten Bahn im Schloßparke, oft von Schiller und ſeinem Wirth ein Stündchen gewidmet worden ſein.

119. Reinhard an Göſchen.

Rom 7. Maj 1808.

Denken Sie auch zuweilen der glücklichen Tage die wir in Goliz mit Reineke, Schiller u. Jünger, drei auserwählten Menſchen verlebten? wo ich mit meinem Poſthorn, wenn auch nicht wie Amfion Fels und Wald bewegte, doch gewiß die Galle meiner Nachbarn in ſteter Bewegung erhielt. Für mich lieber Freund werden jene Tage ewig unvergeßlich bleiben, ſo wie die Menſchen mit denen ich in Verhältniß und Freundſchaft ſtand.

120. Aus Kliſchniggs Erinnerungen an Anton Reiſer (K. Ph. Moritz).

Spät gegen Abend kamen wir nach Leipzig ..... Herr Göſchen holte uns aber ab, und nahm uns mit heraus in ſeine Sommerwohnung nach Golitz, wo wir die beiden beliebten Schriftſteller Herrn Schiller und Jünger trafen und in ihrer Geſellſchaft eine herrliche Nacht zubrachten.

Reiſer und Schiller ſahen ſich hier zum erſten Mahle. Schiller hatte ſich durch die harten Reiſerſchen Anzeigen von ſeinen beiden dramatiſchen Stücken, die Räuber und Kabale und Liebe, beleidigt gefunden und ſtellte ihn alſo darüber zur Rede. Moritz ſagte ihm ſeine Gründe, warum er die Aufführung ſolcher Stücke für ſchädlich halte und brachte es bald ſo weit, daß Schiller ihm in den meiſten Punkten Recht geben mußte.

Er geſtand beiden Werken große Schönheiten zu, und führte ſelbſt Stellen an, die eines Shakespears würdig wären, zeigte aber auch große Fehler und ſolche Auswüchſe des Genies in ihnen, die offenbar einen ſchädlichen Einfluß auf die Sittlichkeit machen müßten.

Männer wie Reiſer und Schiller vereinigen ſich bald, wenn ſie ſich erſt näher über diejenigen Punkte erklärt haben, worin ſie von einander abgehn.

Die Freuden des Mahls erhöhten das geſellſchaftliche Vergnügen und die ſchönſte Sommernacht verſiegelte den hier geſchloßnen Bund der Freundſchaft.

Schiller las uns am andern Morgen Stellen aus ſeinem Don Karlos und der Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande vor, woran er eben arbeitete, und Jünger führte uns in's Schauſpiel, wo ein neues Stück von ihm gegeben wurde.

21. Göſchen an Bertuch.

Leipzig 28. Febr. 1786.

Sie ſind ein Freund Schillers, Ihnen kann ich alſo ein Wort von der Lage dieſes Mannes ſagen. Sein ganzes Einkommen nimmt er einzig aus der Thalia, er hat alſo der Sorgen genug. Er ſtrebt darnach, nur ſoviel zu gewinnen, daß er die Medizin mit Eifer ſtudiren kann. Können Sie, theuerſter Freund, ſo

unterstützen Sie ihn durch eine Anzeige im Merkur, welche das Publikum für sein Journal einnimmt und es auf diese Weise eine Quelle des würklichen Verdienstes wird. Oft hat er sich bitter gegen mich beklagt, daß man dem ersten Heft nirgends eine Kritik gegönnet hat. Tadel wäre ihm willkommen gewesen, aber die bloßen trocknen Anzeigen des Inhalts, ohne ein Wort über Werth und Unwerth haben ihm sehr wehe gethan. ‚Ich bin mir bewußt, daß ich mit Anstrengung des Geistes arbeite', hat er oft geklagt, ‚ich fühle, daß ich nicht unter den Troß von jungen Schmierern gehöre, aber wie behandelt man mich!' — Ich habe mit Schillern ein halbes Jahr auf einer Stube gewohnt, und er hat mir die zärtlichste Achtung und Freundschaft eingeflößt. Es ist mir sein sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Cirkel, verglichen mit den Produkten seines Geistes ein großes Räthsel. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie nachgebend und dankbar er gegen jede Critik ist, wie sehr er an seiner moralischen Vollkommenheit arbeitet, und wieviel Hang er zum anhaltenden Denken hat. Er wußte, daß Moritz ihn hämisch in der Berliner Zeitung recensirt hatte, demohngeachtet empfing er Moritz, bey seinem Hiersein mit einer Achtung und mit so gefälliger Zuvorkommenheit, daß ihn Moritz, beim Weggehn in seine Arme schloß und ihm ewige Freundschaft versicherte. Dieser Schiller hat mich und den jungen Huber, künftigen Legationssekretär in Madrid, den Oberconsistorialrath Körner, anjetzt in Dresden, Jünger, den Dichter, oft mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredtsamkeit, mit Thränen in den Augen ermuntert, ja alle unsere Kräfte, ein jeder in seinem Fache, anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir alle haben ihm viel zu verdanken; und in der Stunde des Todes werd ich mich seiner mit Freude erinnern. Verzeihen Sie der Freundschaft, wenn sie zuviel geplaudert hat und lassen Sie nichts von dem Allen, vor-

züglich nichts von der Lage ſeiner Finanzen bekannt werden, denn er iſt in dieſem Punkt äußerſt delikat.

2. Jünger an Dalberg.

Leipzig d. 20. Septbr. 1785.

Rath Schiller, mit dem ich einen der vergnügteſten Sommer meines Lebens auf dem Lande zugebracht habe, iſt vor 8 Tagen von hier nach Dreßden gegangen, wo er ſich den Winter über aufhalten wird. Sein Verluſt iſt mir um ſo viel empfindlicher, da mich gewiſſe Umſtände nöthigen, für dießmal den Winter in Leipzig zu bleiben.

Dresden, Loschwitz, Tharandt (1785—87).

123. Damals war es, daß, größtentheils auf Veranlassung von dem kleinen Kreis von Hubers Freunden, Schiller nach Dresden kam. Die beiden jungen Männer wohnten lange in einem Zimmer, hatten gemeinsame Wirthschaft. Umstände vielleicht und Irrthum hatten sie späterhin getrennt, aber immer noch bis auf der letzten Zeile, die Huber von Schiller las, loderte eine schöne Erinnerung der Jugendtage über sein seelenvolles Gesicht, und er gedachte froh, daß dieser Dichter einst sein Gefährte gewesen, daß er der große Mann geworden sey, und fühlte mit erhabnem Selbstgefühle, daß er, als Mensch und Bürger, des Jugend-Freundes würdig, neben ihm stehen dürfe.

124. Aus Körners „Nachrichten von Schillers Leben".

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schillers Aufenthalt in Dresden, und dauerte bis zum Julius 1787. Don Carlos wurde hier nicht bloß geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereuete oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren strenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben so wenig, als die Manier der Ausführung in den ersten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauspiel: der Menschenfeind, und einige davon vorhandene Scenen, gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten erschienen damals nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit

zwiſchen Medicin und Geſchichte und wählte endlich die letzte. Die hiſtoriſchen Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerkſam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem zweyten. Zur Behandlung dieſes Stoffs fing er daher an, Materialien zu ſammeln. Auch beſchloß er damals, Geſchichten der merkwürdigſten Revolutionen und Verſchwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erſchien, der von Schillern ſelbſt etwas mit enthält.

Caglioſtro ſpielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufſehen erregte; unter dem, was von dieſem ſonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entſtand die Idee zum Geiſterſeher. Es lag durchaus keine wahre Geſchichte dabey zum Grunde, ſondern Schiller, der nie einer geheimen Geſellſchaft angehörte, wollte bloß in dieſer Gattung ſeine Kräfte verſuchen. Das Werk wurde ihm verleidet, und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er von mehrern Seiten erhielt, hervorzugehen ſchien, daß er bloß die Neugierde des Publikum auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung geweſen.

25. Luiſe Piſtorius an ihre Tochter Emilie.

Die Briefe von Körner aus Dresden brachten mir die ganze Reiſe dorthin wieder vor die Seele und es fiel mir dabei auf, wie wenig Schwab das Verhältniß zwiſchen Schiller und meinem Vater kannte. Man hat es Schillern von Leipzig aus geſchrieben, daß wir nach Dresden kommen würden und als wir in Meißen

am Posthause anfuhren, wer stand unter dem Thorweg? Schiller in einem mausfarben Rock mit Stahlknöpfen. Ich sehe ihn noch vor mir. Das war denn eine große Freude und er begleitete uns alsdann aufs Schloß und in die Porcellanfabrik. Hier muß ich einschalten, daß Meißen eine große Aehnlichkeit mit Burleswagen hat, die auch unserm Rubensd., der dort als Soldat im Quartier lag, schon auffiel. Weiter nun kamen wir mit Schillern, der geritten war, nach Dresden; ich glaube fast erst am andern Tag. Dort hatte mein Vater viele Bekannte und Schiller führte uns zu Körners, zu Stocks und zum Kapellmeister Naumann, wo wir zu einem Concert eingeladen wurden, in welchem Körner mit seiner Minna sang. Zu einem berühmten Maler, Graff, giengen wir auch miteinander. Schillers Portrait stand auf der Staffelei noch unvollendet. Ich sehe das ganze Atelier noch vor mir; — an der Wand lehnte ein großes Bild in ganzer Lebensgröße von einem Gr. Stolberg. Ich machte ihm mein Compliment und wurde sehr ausgelacht. Ein Portrait von der berühmten Sophie Albrecht, auch einer Liebschaft von Schiller, war sehr schön. Mein Vater hatte von Leipzig einen Brief an Graff; als dieser ihn gelesen, sagte er, es stehe darin, er solle ihn nicht aus Dresden hinauslassen, ohne ihn gemalt zu haben und er solle nur jetzt gleich sitzen, damit er ihn scizziren könne. Mein Vater protestirte sehr, aber er drohte mit Thürenschließen. Schiller mußte von der Staffelei herunter und eine neue Blendrahme wurde aufgestellt. Solange die Sitzung dauerte, führte Schiller meine Schwester und mich auf der Brühl'schen Terrasse spazieren. Das Bild gerieth sehr schön und ähnlich und kam, als es fertig war, in eine Sammlung nach Leipzig. Schillers Betragen war so herzlich und gerade wie eines Sohns und Bruders, nachdem das nähere Verhältniß gegen meine Schwester schon längst aufgehört hatte, daß ich gar nicht begreife, wie Schwab zu den Ausdrücken: „unwürdige Leidenschaft" u. dgl. kommen konnte.

Ich habe die Biographie zwar mit großem Vergnügen geleſen und freute mich, daß dieſer Achill ſeinen Homer fand; aber ich habe dennoch Urſache über Manches recht ärgerlich zu ſein und könnte Vieles berichtigen z. B. was Streichern betrifft. Dieß möchte ich Dir aber nur ſagen und nicht ſchreiben.

126. Graff im Geſpräch mit Friedr. Förſter.

Die größte Noth, zuletzt auch die größte Freude hat mir aber doch das Portrait Schillers gemacht; das war ein unruhiger Geiſt, der hatte, wie wir ſagen, kein Sitzfleiſch. Nun liebe ich es zwar ſehr, wenn die Perſonen mir gegenüber nicht wie Oelgötzen regungslos daſitzen, oder wohl gar intereſſante Geſichter ſchneiden, aber Freund Schiller trieb mir die Unruhe doch zu weit; ich war genöthigt, den ſchon auf die Leinwand gezeichneten Umriß mehrmals wieder auszuwiſchen, da er mir nicht ſtill hielt. Endlich gelang es mir, ihn in eine Stellung feſtzubannen, in welcher er, wie er verſicherte, ſein Lebtag nicht geſeſſen, die aber von den Körnerſchen Damen für ſehr angemeſſen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Er ſitzt bequem und nachdenklich, den zur linken Seite geneigten Kopf auf den Arm ſtützend; ich meine den Dichter des Don Carlos, aus welchem er mir während der Sitzungen vordeklamierte, in einem glücklichen Momente aufgefaßt zu haben. Nun, Sie werden ja das Bild ſehen und daneben die Portraits des Körnerſchen Ehepaares und der Herzogin von Curland, der von aller Welt hochgefeierten Schönheit; allein es wird wohl heißen: „ils sont passés ses jours de beauté“.

127. Körner an Car. v. Wolzogen.

5. Juni 1829.

Über Schillers Kunstanſichten in Dresden würde Ihnen der dortige Direktor der Kunſt-Akademie, Hartmann, der auch die Feder zu führen verſteht, Auskunft geben können. Ich weiß nur, daß S. mit Hartmann oft Streit hatte, weil dieſer, wie S. ſagte, „immer die alten Lumpen bewunderte".

128. Aus G. Partheys Jugenderinnerungen.

In den Sommermonaten wohnte Schiller bei der Körnerſchen Familie auf dem Weinberge zu Loſchwitz in einem mehr als beſcheidenen Dachkämmerchen. Unabläſſig mit ſeinen geiſtigen Arbeiten beſchäftigt überließ er gern den Frauen des Hauſes die Sorge für alles andere. Marie Körner erzählte mir, daß er ſchon damals die üble Gewohnheit gehabt, nach Tiſche, und manchmal ſogar Abends auf dem Sopha einzuſchlafen, ohne die Kniegürtel aufzulöſen; dadurch ſei das Blut in's Stocken gerathen, und es ſei gar keinem Zweifel unterworfen, daß dies mit zu ſeinem frühzeitigen Tode beigetragen.

129. Friedr. Förſter nach Minna Körners Erzählung.

„Wie viele heitere Frühlings-, Sommer- und Herbſttage haben wir in unſerem beſcheidenen Weinberghauſe mit ihm verlebt! wie viele genußreiche Stunden verdanken wir ihm! So oft wir an dem Frühſtückstiſche hier unter dem Nußbaume ſitzen, feiern wir das Andenken an den, allzufrüh von uns geſchiedenen, Freund."

Die Mutter gab jetzt Emma einen Wink, worauf dieſe vier kleine ſilberne Becher, welche auf einem Geſtell von Ebenholz mitten auf dem Tiſche ſtanden, mit Wein füllte. „Mit dieſen

Bechern," erzählte nun Frau Körner, „hat es eine eigene Bewandtniß. Als Schiller mit uns am ersten Morgen hier in Loschwitz unter dem Nußbaum an unserem Frühstückstische saß, brachte er eine Gesundheit auf ein frohes Zusammenleben aus; die Gläser klangen hell, aber Schiller stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit mir an, daß mein Glas in Stücke sprang. Der Rothwein floß über das, zum ersten Male aufgelegte Damasttuch zu meinem Schreck. Schiller rief: „Eine Libation für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus." Körner und Doris folgten Schiller's Beispiel; darauf nahm dieser die geleerten Gläser und warf sie, daß sie sämmtlich in Stücke sprangen, über die Gartenmauer auf das Steinpflaster mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: „Keine Trennung! keiner allein! sei uns ein gemeinsamer Untergang beschieden!" Er hielt meinen Schreckensruf über die unvertilgbaren Rothweinflecke im Tischtuche für einen Angstschrei wegen böser Vorbedeutung des zerbrochenen Glases." — „Auch mir, ich will es nicht leugnen", sagte Frl. Doris, „mag er es wohl angesehen haben, daß mich das Zerspringen Deines Glases mit banger Ahnung erfüllte. Dies war auch ganz natürlich, denn Du hattest als jung verheirathete Frau wohl Ursache, der nächsten Zukunft nicht ohne Besorgniß entgegen zu sehen."

„Nach dem Frühstück," erzählte Frau Körner weiter, „fuhr ich mit Körner nach der Stadt; während er sich in seine Sitzung begab, ging ich in einen Goldschmiedsladen und kaufte vier kleine silberne Becher, und ließ sie durch die Buchstaben S. K. M. D. für uns viere: Schiller, Körner, Minna, Doris bezeichnen. Am nächsten Morgen standen an Stelle der vier Gläser die vier Becher, und so war dafür gesorgt, daß bei dem Gesundheitstrinken kein Unglück mehr geschah. Schiller hat seinen Becher damals zurückgelassen, damit er bei seiner Wiederkehr mit uns anstoßen könne, ohne Schaden anzurichten."

Schillern hatte in früher Jugend der ſtrenge dogmatiſche Religionsunterricht empört; die ſeichte Heuchelei der Heuchler ekelte ihn an, wie die Seichtigkeit der Moraliſten. Aber der Gottesſinn war ihm ungetrübt geblieben, und immer blieb die Sehnſucht nach dem Ewigen. Die Wirkung großer Kräfte zog ihn an, und dies trieb ihn ſie darzuſtellen; dadurch kam vielleicht viel Falſches in ſeine früheſten Produkte. Als ein milderes Leben in ſeinem Buſen den Gedanken aufkommen ließ, daß nur die guten Kräfte die wahren ſind, fand er nach Verirrungen ſich wieder. Was ihn früher hielt, war die reine Wahrheitsliebe, ein edler Stolz, ſich ſelbſt treu zu ſein und gegen die Maſſe des Kleinen und Unwürdigen feſt zu ſtehen, in Freiheit, im Sonnenglanz der Erkenntnis, in der Wahrheit. Sein Gedicht an die Freude, voll Gottesſinn, iſt in der ſchönſten Stimmung gedichtet.

131. Wichtig für die poetiſche Ausbildung des Dramatikers war auch Schiller's Umgang mit mehreren Mitgliedern der damaligen Dresdner Theaterwelt. Am meiſten wurde von ihm die geiſtreiche und liebenswürdige Schauſpielerin Sophie Albrecht ausgezeichnet. Sie war auch die Vertraute Schiller's in ſeinem Liebesverhältniſſe zu Fräulein von A . . ., einer der erſten damaligen Schönheiten der Hauptſtadt. Die Mutter des Fräuleins fühlte ſich durch dieſe Eroberung des gefeierten jungen Dichters geſchmeichelt; doch war Alles bei ihr nur auf den erhöhten Glanz der Tochter, keineswegs aber auf das dauernde Lebensglück der

beiden Liebenden abgesehen. Die Tochter hatte Schiller's Neigung anfangs wirklich mit Gegenliebe erwidert; als sich aber begüterte aristokratische Bewerber fanden, mußte sich das Mädchen in das Intriguenspiel der Mutter willig fügen, und der arglose Dichter wurde plötzlich durch bittere Enttäuschung aus seinem geträumten Paradiese geschleudert. Fräulein A . . . hat jedoch, wie Referent aus sicherer Quelle weiß, Schiller nie vergessen, sein Bild und seine Briefe treu bewahrt. Erst im höheren Alter hat sie letztere verbrannt, fürchtend, daß sie nach ihrem Tode zur Publicität gelangen und sie und die Mutter compromittiren dürften. Ein unersetzlicher Verlust für Schiller's Seelengemälde!

32. Schiller und das Fräulein von Arnim.

(Aus Ostpreußen eingesendet.)

Eine noch immer nicht aufgeklärte Episode aus Schiller's Leben spielt nach Preußen hinüber.

Wie seine Biographen Hoffmeister und Döring nach den Mittheilungen der Frau v. Wollzogen berichten, sah Schiller bei seinem Aufenthalte in Dresden im Winter 1786 auf einer Maskerade zum ersten Male ein Fräulein v. A., eine ausgezeichnete Schönheit; er faßte leidenschaftliche Liebe zu ihr . . . . .

Wir dürfen diese Dame, die schon oft genannt ist und demnach schon der Geschichte angehört, näher bezeichnen. Es war Fräulein Marie Henriette Elisabeth v. Arnim, welche später den Grafen Erhard Alexander von Kunheim, einen reichen würdigen Mann heirathete und mit ihm nach Preußen zog, wo er das schöne Rittergut Koschenen bei Friedland an der Alle besaß. Bei seinem 1815 erfolgten Tode vererbte er den Nießbrauch dieses Gutes vermöge Testaments auf seine Wittwe, die mit ihm in glücklicher Ehe gelebt hatte, aus welcher aber keine Kinder nach-

blieben. Sie wohnte daselbst noch Jahre lang, zog nachher wieder nach Dresden, wo sie erst im Jahre 1847 den 12. Januar gestorben.

Ich habe Gelegenheit gehabt, diese in hoher Achtung stehende Frau auf ihrem reizenden Landsitze kennen zu lernen. Seit jener Redoute waren 34 Jahre verflossen und sie mußte die Funfziger überschritten haben. Ihre Züge waren classisch schön, ihr Auge unter dunkeln Haaren feurig und überaus geistreich, ihr Wesen mit Hoheit und Anmut gepaart, ihre Gestalt mehr voll als schlank; man durfte die ihr in ihrer Jugend beigelegte Bezeichnung einer außerordentlichen Schönheit noch in vorgeschrittenen Jahren bestätigt finden. Schiller's Bild hing in ihrem Schlafzimmer. Ob ein Abdruck davon in ihrem Herzen geblieben, wer wollte es bezweifeln! Denn schon das Bewußtsein, von dem Dichter *geliebt* worden zu sein, muß unauslöschbare Züge in ihr Herz geprägt haben. Bei uns hier erzählte man, daß die Unvermögenheit der Familie neben der eigenen Mittellosigkeit Schiller's die Verbindung nicht gestattet habe. Die Ursache der Trennung mag dahin gestellt bleiben; gewiß ist es, daß dies Verhältniß von bedeutendem Einflusse auf Schiller gewesen ist. Er war damals eben mit seinem „Geisterseher" beschäftigt, und indem er sich selbst in der Person des Prinzen schilderte, wie seine Biographen einstimmig annehmen, gab ihm Fräulein von Arnim das Bild zur schönen Griechin, zu welcher der Prinz, als er sie zum ersten Male in der Kirche erblickte, leidenschaftliche Liebe faßte, in welcher Schiller seinen eigenen Seelenzustand darstellte. Das Gedicht:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball, hat Dich zur Freundin mir gegeben ꝛc.

ist dem Fräulein v. Arnim zugeschrieben vom 2. Mai 1787.

Dieſelbe Erfahrung, wie Frau v. Kalb, daß Schiller für die Phantaſie ſeines Herzens immer eines Gegenſtandes in der wirklichen Welt bedurfte, hatte bereits während des Aufenthaltes in Loſchwitz und Dresden Frau Körner gemacht. „Es iſt lächerlich," äußerte ſie einmal, „wenn man geglaubt hat, Schiller habe jemals für mich ein anderes Gefühl als das der aufrichtigſten Freundſchaft gehabt, von einer Schwärmerei für mich, oder Einmiſchung von Leidenſchaft in unſer Verhältniß war nie die geringſte Spur vorhanden. Sein liebebedürftiges Herz ſuchte und fand damals Befriedigung außerhalb unſeres Hauſes. — Im Winter 1787, als Schiller bei uns in Dresden wohnte, bat ich meinen Mann, mich auf die Faſchings-Redoute zu führen. Ich hatte ſo etwas noch nie mitgemacht und hatte doch ſo viel von den Dresdener Maskeraden gehört. Schiller und Huber unterſtützten meine Bitte lebhaft, und meine Schweſter brannte noch mehr darauf, als ich. Mein Mann als Conſiſtorialrath Hochwürden und Sohn eines Superintendenten machte anfänglich einige Schwierigkeiten, willigte aber denn doch zuletzt ein. — Unter dem tobenden Lärm und Geſchwirr der hier aus allen Ländern und Völkern verſammelten, ausgelaſſenen Narrenwelt wurde mir ganz unheimlich zu Muthe; ich ließ den Arm meines Mannes nicht los, Huber führte Dorchen, und ſo war Schiller auf ſich und ſein gutes Glück angewieſen. Nach einigen Stunden verließ ich mit Körner und meiner Schweſter den Redoutenſaal, und wir fuhren nach Haus. Schiller und Huber blieben noch da und von letzterem erfuhr ich, daß Freund Schiller von der Maskenfreiheit ſehr ungenirten Gebrauch und eine, ihm ſehr zuſagende Bekanntſchaft gemacht habe. — Auf dieſem Maskenballe befand ſich Frau von Arnim, Garde-Dame der Hofdamen, mit ihren drei Töchtern, von denen die zweite für ausgezeichnet ſchön und — kokett galt. Sie hatte die Maske einer Zigeunerin gewählt; dies gab ihr die Freiheit, einem jeden ihre

Künſte und Dienſte als Wahrſagerin anzubieten. Sobald Frau von Arnim davon Kenntniß erhalten hatte, daß Schiller, der berühmte Dichter der Räuber, ſich gegenwärtig befinde, veranlaßte ſie ihre ſchöne Tochter Natalie, ihm allerhand ſchmeichelhafte Prophezeihungen zu ſagen. Schiller nahm dies ſehr wohl auf und blieb die ganze Ballnacht hindurch ihr unzertrennlicher Gefährte. Von jetzt an fehlte Schiller jeden Abend an unſerem Theetiſche; ich dachte mir es gleich, wo er ſeine Abende zubringe und ſagte es ihm auf den Kopf zu. Er machte kein Geheimniß daraus, geſtand mir ſogar zu, daß er ſich in allem Ernſte um die Hand der zweiten Tochter, der ſchönen Natalie, bewerbe. Da mir die Leichtfertigkeit der Mutter und ihrer Tochter nicht unbekannt war, ließ ich es an Warnungen nicht fehlen; es war vergeblich. Unſer Freund war ganz toll und blind verliebt, und ſelbſt nachdem ich ihm die Ueberzeugung verſchafft hatte, daß er nicht der Alleinbegünſtigte in jener Familie ſei, ließ er ſich nicht abwendig machen. — Als er einige Abende ſich wieder an unſerem Theetiſch einfand und ganz verdrießlich mit dem Ausrufe: „habe ſchon wieder Niemand zu Haus gefunden!“ in das Zimmer trat, gab ich ihm den, ihm ſehr unerwünſchten, ihn jedoch von ſeiner Leidenſchaft keineswegs heilenden Aufſchluß, daß Frau v. Arnim und ihre Fräulein für ihren Freund Schiller nicht zu Haus ſeien, weil entweder der ſplendide Graf Waldſtein aus Dux, oder der jüdiſche Banquier — ich glaube Eppſteiner hieß er — die an dieſem Abend Begünſtigten waren ....

Mittlerweile machte Frau v. Arnim und ihre ſchöne Natalie uns noch vielerlei Sorge. Schiller war in einem Zuſtande leidenſchaftlichſter Aufregung, ſo daß er ganz offen geſtand, daß ihn die Ungewißheit, ob er auf Erfüllung ſeiner Wünſche hoffen dürfe, oder ſie aufzugeben gezwungen ſei, unfähig zu jeder Arbeit mache. Da bewährte mein guter Körner ſich wieder als wahrhafter

Freund. In Dresden durfte Schiller jetzt nicht bleiben, und da das Wetter noch zu rauh war, um in das Weinberghaus nach Loschwitz zu ziehen, schlug mein Mann dem Freunde vor, auf einen Monat nach Tharandt zu ziehen. Schiller erkannte, wenn auch mit schwerem Herzen, die Nothwendigkeit an, aus den Umgarnungen, in welchen die verführerische Armide ihn gefangen hielt, sich dadurch zu befreien, daß er Dresden auf einige Zeit verlasse. Der Koffer wurde gepackt, und um sicher zu sein, daß er nicht etwa auf halbem Wege wieder umkehren möchte, brachten wir ihn selbst nach Tharandt und sorgten dort für ein leidliches Unterkommen. Die ersten Briefe, die er uns von da schrieb, lauteten nicht sehr erbaulich" ....

Eben so wenig, wie Schiller, hatte Frau v. Arnim die Hoffnung auf die Fortdauer des Liebesverhältnisses aufgegeben. Aus einem Briefe Schiller's erfahren wir, daß der kleine Arnim im Auftrage seiner Mutter nach Tharandt kam und Schiller davon Kenntniß gab, er könne in Dresden ein Reitpferd täglich für 6 Groschen, außer dem Futter und Stallung, bekommen, wobei es wohl vornehmlich auf eine Gelegenheit zu Spazierritten nach Dresden abgesehen sein mochte. Da dies nicht zur Ausführung kam, traf Frau v. Arnim Anstalten, mit ihren Töchtern eine Sommerwohnung in Tharandt zu beziehen.

„Es geschah," erzählte mir Frau Körner, „auf meine Veranlassung, daß mein Mann Schillern, der so sehr nach Lectüre verlangte, das damals viel gelesene Buch: „les liaisons dangereuses" schickte. Er mochte wohl die Anspielung verstehen, doch ließ er dies unberücksichtigt, und wir wurden immer besorgter für ihn. Tharandt war ferner nicht der Ort, in welchem Schiller ungestört hätte arbeiten können. Er selbst sah dies ein, gab dem wohlgemeinten Rathe meines Mannes Gehör und richtete ein Schreiben an den Coadjutor Freiherrn v. Dalberg, worin er

deſſen Verwendung bei dem Herzoge Karl Auguſt von Weimar zu einer Einladung nach dem gefeierten Muſenſitze nachſuchte. Dieſe erfolgte im Juni oder Juli 1787, und wie ſchmerzlich es uns auch war, unſern, durch herzliche Freundſchaft ſo innig mit uns verbundenen Freund von uns ſcheiden zu ſehen, ſo hatten wir doch die Beruhigung, ihn aus den „liaisons dangereuses“ befreit, und einer hoffnungsreichen und ehrenvollen Zukunft entgegengehen zu ſehen.“

134. Göſchen an Wieland.

Leipzig, 11. Januar 1787.

Schiller lebt immer noch in Dresden. Ich hoffe noch viel Gutes von ihm, weil er in der That ringet nach Vervollkommnung. Sie werden Sich unendlich ihm verpflichten, wenn Sie ihn Ihrer Beurtheilung würdigen. Schiller iſt im Umgang ein ſtiller, ſanfter Mann, ganz und gar das Gegentheil, was man von ſeinem Temperament und Charakter denkt, wenn man ſeine Schriften geleſen hat, ohne ihn geſehen zu haben.

Weimar, Rudolſtadt (1787—88).

35. Göſchen an Bertuch.

Leipzig, 5. Sept. 1787.

Ich glaube nicht, daß Schiller Pläne auf Weimariſche Dienſte macht. Er wird, glaube ich, eine Zeit lang bei Ihnen privatiſiren. Mir kam es vor, als wenn ihn irgend eine Bekanntſchaft dahin zöge. Gott gebe ihm übrigens Neigung zu einem Amt oder zu einem Herrn, welcher ihn ohne Amt bezahlt.

36. Einſiedel an Böttiger.

Weimar, 23. Mai 1805.

Heut nur ein paar Worte auf Ihre liebe Zuſchrift v. 19., um Ihnen zu ſagen, was ich über unſers Schiller's Ankunft zu Weimar weiß. Als er in die Ungnade des Herzogs Karl fiel und ſich nicht wieder nach Stuttgart wagte, ſuchte er einen verborgenen Aufenthalt und fand ihn in Bauerbach bei Meiningen (dieſer Ort iſt ein Wollzogiſches Gut). Dort hat er die Bekanntſchaft der nachherigen Majorin von Kalb gemacht, die eine Marſchallin iſt, die Niece des Kaiſ. Kammerhrn. v. Stein zu Nordhauſen (dieſes Gut liegt in der Nähe von Bauerbach, ſeiner damaligen Retraite). Als dieſe Majorin v. Kalb verheirathet nach Weimar kam, etablierte er ſich in Weimar, und vermuthlich iſt dieſe Urſache, daß er Weimar wählte. Sie war in den erſten Zeiten ſeine einzige Bekanntſchaft hier. Dies iſt aus meiner Erinnerung geſchrieben; wenn Fr. v. Wollzogen hier wäre, ſo würde ich durch dieſelbe beſſer unterrichtet ſeyn.

Schiller begab ſich im Frühling 1787 nach Weimar, wohin ihn ſeine Freundin F. v. K[alb] längſt eingeladen hatte. Wielands Anträge, Mitarbeiter am deutſchen Merkur zu werden, kamen ihm freundlich entgegen, und den Ort, wo dieſer, Goethe und Herder lebten, wo die größten Geiſter Deutſchlands begünſtigt, in ſchöner Freiheit wirkten, mußte er in jedem Sinn kennen lernen.

Goethe war damals in Italien; von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äußerſt anziehend; aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte in einem noch höhern Grade auf ſeine Empfänglichkeit. Er ſchrieb damals an einen Freund:

„Wir werden ſchöne Stunden haben; Wieland iſt jung, wenn er liebt.“

Dieſes traulichere Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer dauernden Theilnahme am deutſchen Merkur aufgefordert wurde; wie denn die Idee, dieſer Zeitſchrift durch ihn eine friſchere und jugendlichere Geſtalt zu geben, für Wieland ſehr erfreulich war. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen; er lieferte die Götter Griechenlands, die Künſtler, ein Fragment der niederländiſchen Geſchichte, die Briefe über Don Carlos und einige andere proſaiſche Aufſätze, für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigſten gehören, und zugleich durch Beiträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold ſich auszeichnen.

Die Weimariſche Welt wirkte im Ganzen mehr bildend als belebend auf Schiller. Der Ton der Geſellſchaft war kritiſirend, mehr abweichend als entgegenkommend. Von rheinländiſcher Liberalität und ſchwäbiſcher Herzlichkeit war wenig zu finden. Im Hauſe der Herzogin Amalia, wo man ſonſt jede neue Erſcheinung freundlich begrüßte, war man mit Studien und Zurüſtungen zur italieniſchen Reiſe beſchäftigt. Der Herzog, viel

abweſend, ſcheint damals keinen beſondern Antheil an Schiller bezeigt zu haben, und der eigentliche Hofcirkel war abgeſchloſſen. Die vorzüglichſten Geiſter übten ſo großen Einfluß, daß überall Literatur Gegenſtand der Unterhaltung war; aber im Grunde ward mehr darüber geſchwatzt, als gedacht, und das eigentliche Leben, deſſen Schiller bedurfte, um ſich heiter zu entfalten, fehlte.

Seine Stimmung war trübe, und vielleicht aus eigner Schuld, oder weil kein glücklich mitwirkender Zufall eintrat, fühlte er ſich ſehr iſoliert; nur bei Wieland und F. von K. war ihm wohl, und mit Riedel, dem Erzieher des Erbprinzen, und Schulz, dem Verfaſſer einiger Romane und Reiſebeſchreibungen, hatte er zuweilen einen heitern Abend. Ein Club, der ſich wöchentlich verſammelte, erhielt ihn in Verbindung mit der guten Geſellſchaft; Bode, Bertuch, Corona Schröder und mehrere gebildete Familien fanden ſich da zuſammen. Schiller unterhielt ſich mit einer Partie Whiſt. Auch wiſſen wir von ihm, daß er mit dem Geheimen Rath Schmidt, der viel Antheil an der Literatur nahm, und früher in Verbindung mit Klopſtock geſtanden, oft intereſſante Geſpräche über Richardſons Clariſſe, die dieſer, wie Schiller ſelbſt, ſehr hoch hielt, geführt habe. Das Theater beſchäftigte damals ſeinen Geiſt wenig.

Sein guter Genius hatte indeſſen für eine neue Richtung des Lebens geſorgt. Am Ende des Oktober 1787 machte er eine Reiſe nach Meinungen zu ſeiner, dort an ſeinen Freund Reinwald verheiratheten älteſten Schweſter, und der treuen Freundin, Frau von Wolzogen, die ſich eben der Anweſenheit ihres Sohnes erfreute. Dieſe Reiſe führte ihn in neue Verhältniſſe.

* * *

Schiller erwähnt in einem Briefe an ſeine Freundin vom Mai 1784 flüchtig ſeiner erſten Bekanntſchaft mit der Familie meiner Schweſter, ſeiner künftigen Frau, und mit dieſer ſelbſt.

Wir kehrten aus der Schweiz zurück. Die Verhältniſſe mit der uns nahe verwandten Wolzogſchen Familie und ein Beſuch, den wir Schillers Aeltern auf der Solitude mit Frau von Wolzogen gemacht, veranlaßten uns, ſeine Bekanntſchaft in Mannheim zu ſuchen. Er erſchien bei uns, als wir eben abreiſen wollten. Seine hohe, edle Geſtalt frappierte uns; aber es fiel kein Wort, was lebhafteren Antheil erregte. Die mannichfachen und großen Gegenſtände, von denen wir ſo eben geſchieden waren, füllten unſre Seele. Von den reizenden Ufern des Genfer-Sees, und dem freundlichen Vevay am Fuß der Alpen, das jedes jugendlich fühlende Herz im Zauberduft der Rouſſeau'ſchen Dichtung erblickt, von lieben Freunden, die hier wohnten, hatten wir uns mit Schmerzen getrennt.

Lavaters Umgang, ergreifend durch die Macht und Grazie des lebendigſten Gefühls, bei vorherrſchender religiöſer Stimmung, und die vaterländiſchen Freiheitsgeſänge der Oltner Geſellſchaft, in der wir mit Güte und Liebe aufgenommen wurden, tönten in unſrer Seele nach.

So ſahen wir Schiller zum erſtenmal, wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnſucht, die uns nur ſchwankende Formen erblicken ließ. Der Theaterwelt waren wir fremd. In den Räubern hatten uns einzelne Scenen gerührt, die Maſſe von wildem Leben zurückgeſcheucht.

Aber es wunderte uns, daß ein ſo gewaltiges und ungezähmtes Genie ein ſo ſanftes Aeußere haben könne. Fieſco und manche Gedichte der Anthologie hatten uns angeſprochen. Gern hätten wir dieß geäußert; aber unſer Zuſammenſeyn war zu kurz, als daß ſich ein Geſpräch hätte entfalten können. Wir ſcherzten oft in der Folge über die Kälte unſres erſten Begegnens.

. . . Wir lebten nach der Rückkehr in unſerm kleinen Thale, in welchem zu bleiben ich durch meine Verheirathung beſtimmt war, in Erinnerungen. Eine wehmüthige Sehnſucht nach dem Genfer-

See wandelte uns freilich oft an. Doppelt altmodiſch und traurig ſchienen uns die geſelligen Umgebungen. Rege Phantaſie ſöhnt ſich indeß leicht auch mit der einförmigen Wirklichkeit aus, da ſie Leben und Geiſt durch Alles zu hauchen weiß. Das Streben nach Kenntniſſen, das die mannichfaltigen Anſichten der Menſchenwelt und Natur in uns angeregt hatten, beſonders das Leſen des Plutarch, zu dem wir immer zurückkehrten, der vertrauliche Umgang mit liebenswürdigen Jugendfreunden füllte und erheiterte unſer Leben. Die geſchmackloſe Förmlichkeit eines kleinen Hofes gab uns, die wir noch voll waren von dem heitern freien Leben der franzöſiſchen Schweiz, Anlaß zu manchen tollen und muntern Einfällen. Damals ging noch keine Kunſtſtraße durch dieß kleine Thal; ein Fremder war ein Phänomen hinter den grünen Bergen. Oft erſchienen wir uns ſelbſt als verwünſchte Prinzeſſinnen, auf Erlöſung aus dieſer Einförmigkeit hoffend; dennoch erfriſchte uns immerwährend der Zauber dieſer Berge.

An einem trüben Novembertage im Jahr 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unſern Vetter Wilhelm von Wolzogen, der ſich ſcherzend das halbe Geſicht mit dem Mantel verbarg; der andre Reiter war uns unbekannt und erregte unſre Neugier. Bald löste ſich das Räthſel durch den Beſuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, ſeinen Reiſegefährten, Schiller, der ſeine verheirathete Schweſter und Frau von Wolzogen in Meinungen beſucht, am Abend bei uns einzuführen . . .

Schiller fühlte ſich wohl und frei in unſerm Familienkreiſe. Entfernt vom flachen Weltleben galt uns das Geiſtige mehr als Alles; wir umfaßten es mit Herzenswärme, nicht befangen von kritiſchen Urtheilen und Vorurtheilen, nur der eignen Richtung unſrer Natur folgend. Dieß war es, was er bedurfte, um ſich ſelbſt im Umgang aufzuſchließen. Wir kannten ſeinen Don Carlos noch nicht. Ohne alle ſchriftſtelleriſche Eitelkeit ſchien

es ihm am Herzen zu liegen, daß wir ihn kennen lernten. Ich erinnere mich nicht, daß unſre Geſpräche noch etwas Anderes aus der Welt ſeiner Dichtung berührten, die Briefe von Julius an Raphael und die auf dieſe ſich beziehenden Gedichte der Anthologie ausgenommen. Der Gedanke, ſich unſrer Familie anzuſchließen, ſchien ſchon an jenem Abend in ihm aufzudämmern, und zu unſrer Freude ſprach er beim Abſchiede den Plan aus, den nächſten Sommer in unſerm ſchönen Thale zu verleben.

138. Göſchen an Bertuch.

19. Jan. 1788.

... Unſer Schiller iſt alſo nun Wielands; ich glaube, es wird gut für ihn ſein, aber er iſt nicht dazu gemacht, lange an einem Faden zu ſpinnen. Er wird gewiß mit aller Anſtrengung über die Geſchichte ſein; allein es darf ihn nur eine andere Muſe reizen und huſch wird er ſie allein laſſen. So glaube ich den guten Schiller zu kennen. Sein Genius leite ihn zu ſeinem Glück.

139. Aus den Erinnerungen Charlottens v. Kalb.

Es war im Februar (1788), wo der Präſident von Kalb uns einlud, nach Waltershauſen zu kommen, um dort eine Vollmacht zu unterſchreiben ... Bis Gotha begleitete uns der Präſident, wo er mit ſeiner Schwägerin, der Frau von Uechtritz, Verabredungen zu treffen hatte. Als wir eben zu einem Mahl

fahren wollten, ließ ſich Schiller mit Huber melden. Daß ich dieſen Beſuch nicht annahm, hat mir erſterer verdacht, — doch war es nicht zu ändern; und es war gut, denn unſere Geiſtesklänge wären wohl ſehr verſtimmt geweſen. Aehnliches begegnete uns auch in Weimar, denn bei einem krankhaften Anfall mußte ich wieder ihm abſagen laſſen.

Der Mann ſieht die Verhältniſſe, wählt daraus und ſucht mit Unterſcheidung zu ſammeln; das Weib hingegen iſt einer Geſinnung, hat weder Wahl noch Unterſcheidung. Es iſt ihr Geſetz und weil ſie dies nur faßt, ſo kann ſie die Unterſcheidungen in der Geſinnung nicht wahrnehmen, wohl aber die der bürgerlichen Verhältniſſe. So forderte er ſchriftlich oft, ich möchte doch zu ihm kommen, er könne nicht ausgehen. Obwohl geneigt, konnte ich doch wiſſen, daß ſolches unmöglich, und nur Ungeſtümes bereiten müſſe. Auch dieſes Verſagen tadelte er. Erfahrung und Verſtändniß — dies iſt ja der ſchwierigſte Theil im Leben. Auch in geiſtiger Beziehung übernimmt ſich ein darbendes Gemüth — ſammelt zur Klage, zum Bekennen, zum Hoffen, — ſo harrend der hehren Erſcheinung, der Vergeltung nach ſo langem Verluſt; aber ſie naht wohl verändert, gewandelt, ein anderes Sein, oft erregend.

* * *

Als ich Schiller nach längerer Zeit wieder ſah, ſagte er: „Ich habe Sie nicht geſehen, auch keine Kunde von Ihnen vernommen, denn der Name iſt uns heilig, wir mögen ihn nicht ausſprechen vor den Gleichgültigen. So iſt mir manches verborgen geblieben. Noch habe ich bisher geſcheut zu fragen, ob Sie einen Brief, den ich im Juni [1787] aus Dresden abgeſchickt, erhalten. Eine Antwort darauf habe ich nicht empfangen.“

Ich war betroffen, denn jetzt war es mir klar, daß ich an jenem Abend ein dritten Brief erhalten, der mir entrückt worden ſei. Dies ſagte ich und er ſprach:

„Es ist mir leid — denn unmöglich könnte ich wiederholen, was ich dazumal meinte, Ihnen sagen zu müssen.“

Er zeigte mir auch das Bildniß des Fräulein von Armin und es erwies, wie schön sie, wie sehr sie dieses Lobes wert sei.

„O selten ist Schönheit, und so eilend dahin!“ Frau von Wolzogen sah sie einst im Kloster zu Erfurt, wo sie eine ihrer Schwestern besuchte, die schon längere Zeit daselbst aufgenommen.

140. Unser Lieblingsort .... war der Park. — Ich war dazumal ein Mädchen von kaum 16 Jahren. — So harmlos und kindisch froh ich und meine Gespilinnen uns herumtummelten, so geschah dies nichtsdestoweniger nie ohne dem unvermeidlichen Gefühl einer gewissen Scheu und Ehrfurcht, wie es uns etwa an großen erhabenen Stellen der Natur nicht selten zu überkommen pflegt. Was Wunder, war dies auch der Lieblingsort Göthes und Schillers. Zu diesem, der einen würdevollen, doch durch etwas unbeschreiblich Sanftes gemilderten Ernst besessen, sahen wir mit Ehrfurcht hinan, namentlich wenn er mit freundlicher Miene uns immer nur „Kinder“ anzusprechen pflegte. Göthe, die Seele der Gesellschaft, war uns Mädchen minder anziehend, obzwar er nicht ohne einer ihm eigenen vornehm stolzen Herablassung der geringfügigsten Dinge halber uns seiner Ansprache gewürdigt.

Schon am frühen Morgen erging sich Schiller in den Gängen des Parks, entweder lesend, oder in langsamen Gehen zeitweise schreibend.

Es waren das Spaziergänge, wo er jeder Begegnung ängstlich auswich, ja sobald ihm Jemand gefolgt war, den behäbigen langsamen Schritt alsbald verschärfte, auch wohl in einen Seitenpfad einlenkte oder wohl gar in der ihm lieben Felsengrotte — der Wiege seiner meisten Dichtungen — für lange verschwand. Oft sahen wir ihn den Weg die Ilm entlang hinanwandeln, wo er auch nach einem nur Wenigen bekannten Vorgange seinen „Spaziergang" gedichtet.

In einem schattigen Gange, nicht fern von dem Gartenhaus des „Herzogshaus" pflegte er zu kurzer Rast sich niederzusetzen, wobei er nicht selten einschlief.

Es war etwa um das Jahr 1788 — Göthe zur Zeit noch in Italien — als ich und meine Freundinen diesen Umstand zu eigener freudiger Genugthuung und zu Schillers Ueberraschung zu benützen gedachten. — Es war zur Rosenzeit. Der Himmel tief blau und klar, die Strahlen der Sonne brachen durch das Laubgitter von Baum und Busch und glitzerten in zahllosen farbigen Reflexen auf den sanft grünen Blattflächen. — Die Blumenkörbchen mit frisch gepflückten Rosen vollgefüllt, lauschten wir im Gebüsch tief verborgen und harrten reglos der Ankunft des Dichters. — Es rauschten die Blätter, aus den überhängenden Zweigen klangen der Vöglein lustige Weisen. — Da knisterts im Sand des Laubganges — wieder rings so still wie vor — nur das eintönige Plätschern der nahen Fontaine trifft unser Ohr. — Schiller schläft. — Die Schatten des Strauchwerkes hüpften mit den flimmernden Sonnenlichtern auf des Dichters bleichen Zügen. Wir nähern uns ihm, ein weites Gewinde still überhängend, und er schläft ungestört und träumt unter — Rosen.

Durch das grüne Geäst lugten wir ängstlich hervor, gewärtig der Verwunderung des bekränzt Erwachten. Kaum hören wir die flüsternden Worte: „Das haben mir die Kinder gethan",

ſo eilen wir, ungeſehen, wie wir gekommen aus dem Parke, überglücklich und wonneſelig über das Gelingen unſerer Blumenſpende.

141. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Im Frühlingsmond 1788 bezog Schiller ſeine Wohnung in Volkſtädt, eine halbe Stunde von der Stadt. Das Haus lag frei vor dem Dorfe, und aus ſeinem Zimmer überſah er die Ufer der Saale, die ſich in einem ſanften Bogen durch die Wieſen krümmt, und im Schatten uralter Bäume dahin fließt. Die gegenüber am jenſeitigen Ufer des Fluſſes ſich erhebenden waldigen Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer liegen, und das hoch und ſchön gelegene Schloß von Rudolſtadt an der andern Seite geben dieſem Platze den Reiz der Mannichfaltigkeit, zugleich einer Einſamkeit, aus der man nur anmuthige Gegenſtände überſchaut.

... In unſerm Hauſe begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundſchaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben ſeine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poeſie, Kunſt und philoſophiſchen Anſichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dieß Beſtreben gab ihm ſelbſt eine milde harmoniſche Gemüthsſtimmung. Sein Geſpräch floß über in heitrer Laune; ſie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft ſtörende Geſtalten unſern kleinen Kreis beengten, ſo ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zuſammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffee-Viſite unſerm genialen

Freunde unter den ſchönen Bäumen des Saalufers entgegen gehen konnten! Ein Waldbach, der ſich in die Saale ergießt, und über den eine ſchmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erſchloß ſich ein heiteres ideales Leben unſerm innern Sinne. Hoher Ernſt und anmuthige geiſtreiche Leichtigkeit des offnen reinen Gemüths, waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwiſchen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in ſeinen Geſprächen. Wie wir uns beglückte Geiſter denken, von denen die Banden der Erde abfallen, und die ſich in einem reinern, leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommneren Einverſtändniſſes erfreuen, ſo war uns zu Muthe.

Gibt es irgend eine Lebensepoche, in der wir alle unſre Gemüths- und Geiſteskräfte zu völliger Befriedigung, im Einklang fühlen, ſo iſt dieß in der Blüthenzeit einer beginnenden geiſtigen Freundſchaft. Die Zukunft lächelt uns, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umſponnen, und kein Stachel des Verlangens leidenſchaftlicher Zuneigung ſtört den friedlichen Genuß der Gegenwart. Nicht geſpannt und gedrückt durch heftiges Streben Liebe zu gewinnen, entfaltet ſich unſer Weſen frei, ruhig und ſtill in ſeinen tiefſten Kräften, und, vom Strahl der Wahrheit beleuchtet, ſpiegelt ſich Seele in Seele. Auf dieſem milden Lichtpfad wollte Schiller das Herz meiner Schweſter gewinnen. Als die ältere Tochter, die das Haus ſeit meiner Verheirathung mit Herrn von B[eulwitz] führte, leitete ich auch gewöhnlich die Unterhaltung. Selten war es mir ſo wohl geworden, mich ſo ganz über Alles ausſprechen zu können. Schiller fühlte immerwährend das Bedürfniß eines Lebens in Ideen, und meine ganze Stimmung begegnete ihm. In der Schweiz durch unvorſichtiges Baden in dem ſehr kalten Genfer-See von einer Nervenkrankheit befallen, glaubte ich nur auf ein kurzes Leben rechnen zu dürfen. In dieſer

Stimmung widmete ich mich ganz den Meinigen, und ihre Zufriedenheit zu erhalten und zu mehren ward mein tägliches Beſtreben. Innerlich lebte ich in meiner Ideenwelt; und beſonders las ich von philoſophiſchen Schriften, was ich auftreiben konnte.

. . . Die Perſonen, die, außer Schiller, meine nächſte Umgebung ausmachten, förderten dieſe Neigung.

Herr von B[eulwitz] hatte viele Kenntniſſe und wiſſenſchaftliche Ausbildung, und machte ſich mit allen neuen Erſcheinungen in der literariſchen Welt bekannt. Der Baron Gleichen, mit dem wir, ſo wie mit ſeiner damaligen Braut, in geſchwiſterlicher Freundſchaft und Vertraulichkeit aufgewachſen waren, gehörte zu unſrer beinah täglichen Geſellſchaft. Er war einer der edelſten und liebenswürdigſten Menſchen. Ausbildung des Geiſtes war ſein innigſtes Bedürfniß, und die reinſte, wohlwollendſte Geſinnung ſtellte ſich in ſeinem ganzen Leben, wie in ſeiner ausgezeichnet ſchönen Geſtalt dar . . . Er ſtudirte alle philoſophiſchen Syſteme, um über die ewigen Fragen der Menſchheit Antwort zu finden. Sein Glaube wurde von ſeinem Scharfſinn geſtört; er lebte immer im Zweifel. Unſre Geſpräche betrafen meiſtens Gegenſtände der Metaphyſik; ich wünſchte Ueberzeugung für meinen Freund. Schiller mußte ſich uns ergeben, wenn er auch oft nach einer andern Richtung ſtrebte, und dringend bat, die Metaphyſik nur einige Tage ruhen zu laſſen . . .

Der Fürſt und ſein Bruder, Prinz Carl, lebten als liebenswürdige Jünglinge viel in unſerm Kreiſe, und bewahrten immer eine herzliche Freundſchaft für Schiller.

Dieſer arbeitete in Volkſtädt an ſeiner Geſchichte der Niederländiſchen Revolution, und er las uns die einzelnen Abſchnitte vor, wie ſie vollendet waren. Auch der Geiſterſeher beſchäftigte ihn, und das philoſophiſche Geſpräch in dieſem Romane war vielleicht ein Nachklang unſrer vorherrſchenden ſpeculativen Unterhaltungen.

Die Werke der Dichter, die uns bis dahin nur den ſchönſten Lebensgenuß und Troſt gewährt, die wir, nur von dem natürlichen Gefühl und Sinn geleitet, aufgenommen hatten, ergriffen wir, in Schillers Anſicht, nun auch mit Reflexion, und unſer Gefühl und Geſchmack klärte ſich ſelbſt durch ſicheres Urtheil auf. Zum erſtenmal laſen wir den ganzen Homer, von dem uns nur Bruchſtücke bekannt waren. Was jeder Deutſche Voßens Ueberſetzung zu danken hat, iſt unausſprechlich. Schiller las uns Abends die Odyſſee vor, und es war uns, als rieſelte ein neuer Lebensquell um uns her. Die Bekanntſchaft mit den griechiſchen Tragikern vollendete dieſe neue Geſtaltung unſers Kunſtſinns. Dieſe große Darſtellung der Menſchheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit ergriff uns im tiefſten Innern, und entzückte uns ſo ſehr, daß wir viele Stellen der Tragödien, die wir aus Brumoy's griechiſchem Theater kennen lernten, überſetzten, um nur dieſe Reden, Gefühle und Bilder vermittelſt unſrer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen. Schiller verſprach uns, unſre Lieblingsſtücke zu verdeutſchen; und daß dieß Leben und Weben in dieſen Urgebilden auch ein Wendepunkt für ſeinen eignen Geiſt wurde, ja auf den Wallenſtein mächtig einwirkte, iſt wohl nicht zu verkennen . . .

Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieſes ganzen Sommers mit ſeinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, ſeine Erſcheinung, wie ſein Weſen, anmuthiger, ſein Geiſt den phantaſtiſchen Anſichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schweſter ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf, und ich wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neubeſeelenden Freundſchaft. Alles, was uns umgab, genoß und theilte dieſen freundlichen Zauber.

Unſre Plane für die Zukunft deuteten auf ein oft vereintes

Leben. Eine bestimmte Absicht auf meine Schwester wagte Schiller nicht auszusprechen, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden war, und er sich über die Bedenklichkeit seiner ganzen Lage nicht täuschen konnte. Die Standesverhältnisse wurden in jener Zeit noch strenger genommen, und die mütterliche Sorge um die Haltbarkeit der äußern Existenz mußte ihm selbst höchst einleuchtend erscheinen.

Auch ich war besonnen, wenn es dem Glück meiner Freunde galt; und für meine Schwester konnte ich nur eine Heirath wünschen, die sie in eine heitre, sorgenfreie Lage versetzte. Wir waren nicht so reich, daß Schiller von ihrem Vermögen hätte unabhängig leben können; und Unabhängigkeit wünschte ich für sein Talent über Alles. Das bloße Schriftstellerleben ohne Sicherheit in einer bürgerlichen Existenz war mir ängstlich. Der Theaterwelt war ich abgeneigt; sie schien mir von der Sphäre des häuslichen Lebens abzuführen, und der stillen, höheren Production der Poesie nicht günstig. Mit Freuden nahm ich wahr, daß der Wunsch einer festen Lage auch in Schiller oft aufdämmerte. Gern gedachte er seiner medicinischen Studien. Er rieth uns, Haller, für den er immer die tiefste Verehrung behielt, zu lesen, und las uns selbst die für uns passenden Stellen aus der Physiologie dieses Mannes, die er in Hinsicht auf Darstellung als ein hohes Werk des Genius betrachtete.

Eine Professur der Geschichte kam auch zur Sprache; sie paßte mehr zu seinen schriftstellerischen und poetischen Arbeiten und Vorsätzen; auch äußere Umstände waren dem Plane, eine solche zu erwerben, günstiger; und dieser wirkte erheiternd auf seine gegenwärtige Arbeit. Die Gegenwart war genußreich und die Zögerung auf dem Wege zu einer beglückenden Verbindung, zu einer erwünschten Häuslichkeit, diese Zögerung, die Vernunft und Zartheit geboten, war nicht drückend für ihn und meine Schwester, da die Hoffnung doch von fern freundlich zuwinkte.

12. Emilie v. Gleichen an Emil Palleske.

Greifenstein 21. September 1858.

Schiller hatte auch von Herons Neigung gehört, glaubte auch Lotte nicht mehr frei, was die Beiden ja einmal in Briefen besprechen. In der Schweiz hatte Lotte ein lebhaftes Interesse, was aber nicht lang nachtönte. Allerdings könnte man annehmen, daß Frankreich und England die beiden Kulturstaaten eine kleine Vorbereitung für Schiller waren, wie Sie sich ausdrücken. Lottens Verheirathung in Rudolstadt, von welcher Schiller an Körner schreibt bezieht sich allerdings auf eine projektirte Heirath u. ich weiß wer der glückliche war, wie Sie ihn nennen, habe ihn noch in spätern Zeiten gekannt, möchte ihn aber nicht nennen. Er ist auch längst entschlafen. Lotte liebte ihn aber nie. Er war in der Schweiz als er Schillers Heirath mit Lotten hörte, u. warf aus Schmerz ein Kästchen von Bernstein, welches er ihr bestimmt hatte, in den Genfer See. Doch von Ausgemachtsein zwischen beiden Familien war nicht die Rede, es wurde nur gewünscht von den Eltern, war eine im damaligen Sinn brillante Partie für Lotte von Lengefeld, worüber auch chère mère nicht unglücklich gewesen wäre, u. Lottens Liebenswürdigkeit fesselte den jungen Mann, mit dessen Schwestern sie auch sehr befreundet war, wie es Mädchenfreundschaften sind — doch stand Lotte immer als eine fremde Erscheinung in dem dortigen Mädchenkreise, mit andren Sinn, nicht hochstrebend, aber höher suchend, tief empfindend u. nicht befriedigt von dem Alltäglichen, lieber in sich zurückkehrend, ihren Idealen lebend. Wie nun Schiller auftrat! — Ach ich kann mir dies Alles so denken. Ihre Kälte hielt er für Gebundensein, u. sie wollte sich nicht verrathen — Alles so begreiflich.

143. Im Jahre 1844 hat noch in Rudolſtadt eine Häuslerwittwe aus Volkſtädt gelebt, die ſich gerne daran erinnerte, daß ihr, dem Erdbeeren ſuchenden Kinde, der Dichter eines Tages den Kopf geſtreichelt habe, als ſie auf der Anhöhe, die jetzt ſeinen Namen trägt, an ihm vorübergegangen. Die ſiebzigjährige Greiſin erzählte auch: — „Es war der heilige Pfingſttag und von dem jungen gelehrten Manne war ſchon viel Redens im Dorfe, obgleich er nur erſt kurze Zeit in ſeinem einſamen Hauſe wohnte. Damals war es noch Brauch, daß wir Kinder den Leuten, verſteht ſich nur den guten Leuten, Maienbäumchen vor die Thüren oder in die Stuben ſetzten und dazu ein geiſtliches Lied ſangen. Und ſo kam es auch, daß ich und meine Schweſter Hannel dem neuen Miethsherrn einen Maibaum in die Stube brachten, der ſo groß war, daß ſich die Zweige oben an der Decke umbogen. Ich weiß das noch wie heute. Aber der Herr Schiller war noch auf ſeiner Höhe, und wie wir wieder aus dem Hauſe traten und uns freuten, den großen Baum ſo gut in die kleine Stube gebracht zu haben, ſahen wir ihn vom Berge herunterſteigen. Nachher hat er lange noch am Fenſter geſtanden und hinausgeſehen in den Thalgrund. Er hatte ein blaſſes, geiſterhaftes Geſicht und ſeine Haare waren gelb und lang, nicht gepudert und zuſammengedreht, wie es die Herren in der Stadt thaten.“

144. Er wohnte .... in dem erſten Hauſe rechts des Ortes, wenn man von Rudolſtadt kömmt, der gedachten Porzellan-Fabrik ſchräg gegenüber, welches Haus damals ganz neu erbaut, wohnlich eingerichtet und Eigenthum des dortigen Cantors Unbehaun war. Dieſer und deſſen Familie boten Alles auf, um dem verehrten Gaſte den Aufenthalt in ihrem Hauſe ſo angenehm als möglich zu machen. Jede ſtörende Arbeit des Hausweſens und der Landwirthſchaft verſchoben ſie bis zu Schiller's Ausgang oder

gar bis zur Nacht. Die Tochter des Hauſes, die nachmalige Rechnungs-Räthin Hoffmann, ſprach noch in den ſpäteſten Jahren ihres Lebens von der rührenden Fürſorge ihrer Eltern gegen den ihr als Kind räthſelhaften Fremden. Bei Gewittern litt es Schiller nicht in der Enge des Hauſes. Er ſchweifte hinaus in Feld und Flur, von den Gipfeln der Berge dieſe großartigen Natur-Erſcheinungen, welche hier in den Bergen doppelt erhaben, zu bewundern, indem ſie ihn über alle Maßen afficirten und geiſtig aufregten. In ſolchen Fällen, oder wenn er ſpät zur Nacht aus der Stadt zurückerwartet wurde, ſchickten die ſorglichen Wirthsleute Boten mit Laternen ihm entgegen, um ihn vor Schaden und Unglück zu bewahren. Am häufigſten, wenn nicht verhindert, begab ſich der Hauswirth ſelbſt auf den Weg. Solche Theilnahme machte auf Schiller's Gemüth einen tiefen Eindruck . . .

45. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Während dieſes Sommers ſah Schiller Goethen zuerſt in unſerm Hauſe. Wie alle rein fühlenden Herzen, hatten uns dieſes Dichters Schöpfungen mit Enthuſiasmus erfüllt. Alle unſre erhöhteren, ächt menſchlichen Empfindungen fanden durch ihn ihre eigenthümliche Sprache; Goethe und Rouſſeau waren unſre Hausgötter. Auch floß des Erſtern ſo liebenswürdige Perſönlichkeit, die wir bei unſerer Freundin, Frau von Stein, kennen gelernt, mit dem Dichter in unſerm Gemüth in Eins zuſammen, und wir liebten ihn, wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet. Wir hatten Schillern die Recenſion des Egmont faſt nicht verzeihen können.

Höchſt geſpannt waren wir bei dieſer Zuſammenkunft, und wünſchten nichts mehr als eine Annäherung, die nicht erfolgte. Von Goethen hatten wir, bei ſeinem entſchiedenen Ruhme und ſeiner äußern Stellung, Entgegenkommen erwartet, und von unſerm Freunde auch mehr Wärme in ſeinen Aeußerungen. Zu unſerm Troſt ſchien Goethe von ſchmerzlicher Sehnſucht nach Italien befangen; und da wir ſelbſt bei der Rückkehr aus der Schweiz empfunden, wie man ſich nach dem Genuſſe einer größern Natur nicht ſogleich wieder mit ihrer gewöhnlichen, wenn auch anmuthigen Erſcheinung, verträgt, ſo liehen wir ihm gern dieſe Empfindungsart, als Grund ſeiner Kälte.

Es freute uns ſehr, daß Goethe das Heft des Merkurs, welches die Götter Griechenlands enthielt, und das von ungefähr auf unſerm Tiſch lag, nachdem er einige Minuten hineingeſehen, einſteckte, und bat, es mitnehmen zu dürfen.

Schillers Aeußerungen gegen uns, nach dieſer Zuſammenkunft, ſtimmten ganz mit dem überein, was er ſeinem Freunde Körner über dieſelbe ſchrieb . . .

Stolbergs Fehdebrief gegen die Götter Griechenlands that uns ſehr weh; um ſo mehr, da ſeine Gedichte zu denen gehörten, die unſre Jugend verſchönert hatten. Es war hart von dem ſo edeln Manne, eine poetiſche Anſicht und momentane Dichterlaune vor das ſtrenge Forum der Orthodoxie zu ziehen, wo er gewiß war, Plattheit und Beſchränktheit als Mitſtreiter zu finden, und unſern Freund auch in der Meinung gutmüthiger Schwachheit zu ſchaden . . .

Schiller war empfindlich bewegt; doch gab er zu unſerer Freude die Idee, in der erſten Aufwallung zu antworten, auf, obgleich Wieland . . . ihn dazu ermuntert hatte. Daß er in der ſpätern Sammlung der Gedichte die anſtößige Stelle umgeſtaltete, zeugt, wie ſehr ihm daran lag, die beſſere Ueberzeugung und das Heilige in keinem Menſchenherzen zu beleidigen. Schon während des Rudolſtädter Lebens vermied er dieſes ſorgſam. Mit meiner Mutter,

die den schönen Glauben ihres liebenden Herzens doch an strenge dogmatische Formeln und Vorstellungsarten band, gab es oft kleine Streitigkeiten; aber auf dem Boden allgemeiner Güte und Liebe fand man sich immer wieder zusammen. Er schenkte ihr eine englische Bibel, und schrieb die Zeilen hinein:

„Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß!"

Auch Zacharias Becker lernte Schiller in unserm Hause kennen. Dieser merkwürdige Mensch, dessen Name von allen Deutschen mit Achtung und Liebe genannt zu werden verdient, faßte eine herzliche Zuneigung für Schiller, die er noch nach dessen Tode der trauernden Familie durch die thätigste Teilnahme bewies. Verwandt hinsichtlich der starken Seite ihrer Seelen, durch ein höheres gemeinsames Interesse an der Menschheit, durch echte Freiheitsliebe, wurden sie sich gegenseitig werth, und ihre Gemüter begegneten sich im Enthusiasmus für die Ausbildung des Nationalsinns, den jeder auf seine Weise zu fördern suchte.

146. Aus den Erinnerungen Charlottens v. Kalb.

Einige Monate nach der Abwesenheit des Herrn v. Kalb erhielt ich ein Schreiben von Schiller, in welchem er mit scharfem Ausdruck mir darstellte, wie es ein falscher Schritt, dies Verhältniß nicht ganz zu lösen ....

In diesem Schreiben war die freimüthige Innigkeit, wie ich sie vormals gekannt, und es war mir wie ein Strahl des Himmels, diese hohe Bedeutung der Gesinnung wieder in ihm zu finden, und gelang es uns, die bekannte Bahn mit erhöhtem Frieden zu betreten, — der höchste Lebenszweck war dann erreicht. Aber

in Rückſicht auf Form und Bedingniß der Gewohnheit mußten ſehr viele Zweifel entſtehen. Kein anderer Grund zu dieſer Veränderung des Aufenthalts [der Brief enthielt die Aufforderung nach Rudolſtadt zu kommen] war zu finden, als nur ſein Name. Wie hätte dieſer Eifer des Sehnens und des Wollens der aus ſeinem Briefe ſprach, ſich immer gleich bleiben können! und ohne ſein ernſtes, abſolutes Wollen wäre jeder Schritt dafür beleidigend auf mich zurückgefallen. Ein ſolcher ernſter, entſcheidender Wille mußte durch ſeine Erſcheinung ſelbſt, die mich dazu perſönlich aufforderte, beſtimmt werden. Wir gaben dann dem Leben eine Bedeutung, die es in der Geſellſchaft nicht haben darf und wodurch wir beide aus ihr ſchieden. Wenn es uns gelang, ſo hatte ich wenigſtens die Sorge der Unvollkommenheit. „O, zu der Zufriedenheit gehört ſo viel Ruhe — und wie ſehr würde dieſe geſtört werden! Ich wünſche viel — aber ich fürchte Alles, ich theile keine Meinung Anderer, auch Sie nicht; aber die Geſellſchaft würde ſich rächen, wenn wir uns von ihr trennen wollten. — Es iſt nicht entſcheidend, was ich hier ſage. Sind Sie nicht dieſes Vorſatzes, ſo werden Sie nach Weimar kommen, entweder, um mir den Entſchluß zu geben, Ihrem Willen zu folgen, oder Ihre Meinung aufzulöſen."

Es war ein kleines Heft, was er mir als Brief zugeſchickt, und eben ein ſolches erhielt er wieder; denn meines Lebens Looſe waren ja darin enthalten. — Es vergingen Wochen, Monate und ich erhielt keine Antwort. Da ſchrieb ich, um ihm zu melden, daß ich ſeinen Brief erhalten und durch denſelben Überbringer ihn beantwortet hätte. „Haben Sie dieſen erhalten, ſo glaube ich nach der Zögerung kein lichtes Wort mehr von Ihnen zu vernehmen; iſt dies aber nicht der Fall, ſo kann ich, da ich Ihren Brief bewahrt, ihn zum zweiten Mal beantworten."

„Ich habe Ihren Brief erhalten, bin aber auf manche Weiſe behindert worden, ihn erwägend zu beantworten. In einigen

Tagen reiſe ich mit Wolzogen nach Franken — vielleicht kommen Sie auch in jene Gegend.“

Hr. v. Kalb hatte dem jungen Hrn. v. O. verſprochen, ihn bei dem Regiment Royal suède zu placiren. In dieſer Beziehung gab ſowohl der junge Mann als deſſen Vater mir zuweilen Briefe zum Einſchluß. So vergingen ſechs bis acht Monate und Keines erhielt darauf ein Schreiben. Der Vater ſandte einen Brief direkt ohne Erfolg. Dieſes Schweigen war ich gewohnt, nur das vergebliche Harren des jungen Mannes auf eine Entſcheidung war hier unangenehm, und das Schweigen erregte dadurch Verwunderung. — Dieſer Sommer war in Weimar öde, die Herzogin Mutter und Herder in Italien, die Herzogin Louiſe in einem Bade. In Einförmigkeit vergingen die Tage, und war man ſo unbedacht, ſich lebhaft zu äußern, ſo fiel dies verhärtet, wie alles Unverſtandene, wieder auf uns zurück.

Es war im Herbſt, als Schiller wieder zurück kam. Frau v. Imhoff, die mich beſuchte, ſagte, daß er ihr einen Brief von Lottchen überbracht und er recht gefällig von ſeinem Aufenthalt erzählt habe. — So kam er zu mir und übergab auch mir einen Brief, worin ſie um meine Freundſchaft bat. Sie war mir ſtets hold erſchienen, aber wie konnte ich für dieſe zarte Jugend die Hingebung empfinden, die man Freundſchaft nennt. Ich ſprach zu ihm: „ich kann es nicht ausſprechen, wie mich Ihr Entſchluß bewegt, mein Segen bleibt Ihnen, — aber verſchieden iſt unſere Anſicht für unſere Zukunft, und ſo muß ſich ergeben, daß uns gegenſeitig ferner Briefe überläſtig ſind.“ — Er verneinte es nicht, doch ſpäter erkannte ich, es ſei ihm empfindlich geweſen.

In der Mitte Novembers kehrte Schiller nach Weimar zurück. Plane und Arbeiten, vielleicht auch eine zarte Rückſicht gegen meine Schweſter, da das Publikum ſich ſchon mit dem Gerücht von einer Heirath trug, zu deren Realiſirung ſich doch noch keine Ausſicht zeigte, bewogen ihn dazu. Zudem ſchnitt der Winter den Landaufenthalt ab; er wohnte in den letzten Wochen ſchon in der Stadt. Wir ſelbſt mußten wünſchen, daß Schiller nicht länger einen lebhafteren, wiſſenſchaftlichen Umgang und literariſchen Verkehr entbehre, ſo ſchmerzlich uns auch der Verluſt ſeines Umgangs war.

Schiller ſuchte die große Lücke, die ſeine Entfernung in unſer Leben riß, durch öftere Briefe zu füllen. Es ſcheint ihm ſelbſt in verſchiednen Epochen Bedürfniß geweſen zu ſein, ſein Innres gegen theilnehmende Menſchen auszuſprechen, und ſich ſelbſt aus ihrer Anſchauung wieder zu empfangen. Neigung und Hoffnung gaben dieſen Mittheilungen an uns doppelten Reiz. Oft laſſen ſich feinfühlende Menſchen im perſönlichen Umgang durch kleine Umſtände in ihren Aeußerungen hemmen, und fühlen ſich freier am Schreibtiſch, wo nur das Bild des Freundes ſtill und ruhig vor ihnen ſteht . . .

Jena (1789–1793).

48. Aus Körners „Nachrichten von Schillers Leben".

Als der Professor Eichhorn Jena verließ, war eben Schillers Werk über den Abfall der Niederlande erschienen und versprach viel von ihm für den Vortrag der Geschichte. Goethe und der Geheime Rat von Voigt bewirkten daher seine Anstellung als Professor in Jena. Schillern war dies allerdings erwünscht, aber zugleich überraschend, da er zu einem solchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nötig gehalten hatte.

Seit seiner Abreise von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er seine Professur in Jena antrat, beschäftigte ihn hauptsächlich sein historisches Werk.

49. Wieland an Reinhold.

Weimar 18. Februar 1789.

Ich bekomme Schillern kaum in 4 Wochen einmal zu sehen, und weiß nicht was für Freunde er in Jena hat, und durch was für Canäle er seine Professur (ohne Gehalt) bekommen hat. Wie es ihm gelingen wird, muß der Erfolg zeigen: ich habe (soit dit entre nous) keine große Meynung davon. Er ist ein edler und guter Mensch, aber singular und was die Franzosen peu liant nennen. Danken Sie den Göttern, daß es so ist; er würde Ihnen nur manche Stunde nehmen, die Sie besser anwenden.

150. Aus Böttigers Nachlaß.

Er arbeitet periodiſch mit erſchöpfender Anſtrengung Tag und Nacht, wo er ſich durch Kaffee munter erhält. Bei einem ihm ſtets vorſchwebenden Ideal von Vollkommenheit arbeitet er auch ſehr mühſam, und muß Alles gleichſam erſt aus ſich herauspumpen. Als er ſeine erſte Vorleſung als Profeſſor der Geſchichte in Jena hielt, hatten mehrere Hundert Studenten die Treppen und den Vorhof ſeines Auditoriums dermaßen belagert, daß er auf der Stelle ſeinen Entſchluß, da zu leſen, ändern und den Geh. Kirchenrath Griesbach um ſein Auditorium, das geräumigſte in Jena, bitten mußte. Auf einmal heißt es unter den Studenten: Schiller lieſt in Griesbach's Hörſaal. Nun ſtürzt Alles fort und ſucht durch die kleinen Gäßchen einander zuvor zu laufen. Dies ungewöhnliche Rennen ſo vieler Menſchen an einen Ort macht ſo viel Geräuſch und Aufſehn, daß nun Alles auf die Straße läuft und plötzlich das Geſchrei entſteht: bei Griesbach iſt Feuer! worüber ſich ein entſetzliches Getümmel in der ganzen Stadt erhebt.

151. Jena zur Zeit Schillers.

Die wenige Zeit, in der Schiller öffentliche Vorleſungen über die Geſchichte hielt, wurde er von den Studenten, die, ſelbſt die roheren, ein tieferes Gefühl für das Beſſere haben, als man gewöhnlich glaubt, vortheilhaft ausgezeichnet. Es war damals die ſonderbare und durchaus böotiſche Gewohnheit, daß der Profeſſor beim Anfang des Curſus, in den erſten Lectionen, die er gab, mit allgemeinem Stampfen empfangen wurde. Dies war ein Zeichen des Beifalls. Je heftiger das Stampfen und Getümmel bei ſeinem Eintritt war, deſto größer die Ehre; ſo wurde er auch wieder entlaſſen. Hatte er aber mißfallen oder miß-

fiel er während des Cursus irgend einmal, so wurde mit den Füßen gescharrt. Das Gefühl für Schillers hohen Werth war unter den Studenten so groß, daß er mit der größten Stille und ohne jenes pöbelhafte Zeichen des Beifalls von dem überfüllten Auditorium empfangen und entlassen wurde.

12. Ein Supplement zu dem Aufsatz: Jena zur Zeit Schillers.

Schiller mußte bekanntlich die akademische Laufbahn wieder aufgeben, weil ihm die Anstrengung des Lesens eine schwere Krankheit zugezogen hatte. Als er zum Professor extraordinarius berufen worden war, schrieb er an Griesbach und bat denselben, ihm ein ganz kleines Auditorium zu miethen, weil es ja doch noch ungewiß sey, ob er Zuhörer bekommen werde. Wie mag er überrascht gewesen seyn, als das größte kaum die Zahl derselben faßte! Indeß scheint sich Schiller nie sehr den Studenten genähert zu haben. In seinem Hause gingen meist ältere Personen aus und ein, besonders hielt er auf seine Landsleute.

Wenn man jedoch die damaligen Bewohner Jenas und Weimars zu sehr um ihre großen Mitbürger beneiden möchte, so sey auch zur Steuer der Wahrheit gesagt, daß dieser Blüthengarten keineswegs ganz ohne Dornen war. Man hatte intolerante, leidenschaftliche Parteien; besonders trugen die Weiber zur Unterhaltung dieser Spannung und Tracasserien bei. Es gab damals mehrere regierende Damen von mehr oder mindern Vorzügen der Person und des Geistes. Sie waren die Mittelpunkte der Cirkel, aus denen wohl auch auf die Literatur gewirkt wurde. Im bessern Sinne wäre hier der schönen Dichterin Sophie Mereau zu gedenken, eines zarten, sanften Wesens, die nebst ihrer geistreichen Schwester, Henriette Schubart, nicht wenig zum Reiz des damaligen Lebens beitrug ....

Schillers Garten iſt jezt die akademiſche Sternwarte. Zwar exiſtirt das kleine Häuschen am äußern Ende, in dem er ſo manches ſeiner unſterblichen Werke dichtete, nicht mehr, aber es verunſtaltet doch nichts die ernſte Erinnerung, und wer von außen, den bekannten ſchmalen Steg entlang, den Wohnſitz des großen Sängers betrachtet, findet den Blick dahin noch unverändert.

153. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Im Julius reisten wir über Jena, um unſre Freundin Caroline von D[acheröden] von dem Gut ihres Vaters zur Badecur nach Lauchſtädt abzuholen .... Wir hatten in Jena einen Tag bei unſrer gütigen Freundin Griesbach in ihrem anmuthigen Garten mit Schiller verlebt. Er dachte uns auch in Lauchſtädt zu beſuchen; doch waren ſeine Plane noch unbeſtimmt. Folgender Brief an meine Schweſter zeigt ſeine damalige Stimmung .... Nach dieſem Briefe [vom 24. Juli 1798] kam Schiller in Lauchſtädt an; der Plan mit ſeinem Freund Körner in Leipzig zuſammenzutreffen, gab den Schein der Abſichtloſigkeit.

Die Erklärung erfolgte in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeiführen ein guter Genius wirkſam ſeyn muß. Meine Schweſter bekannte ihm ihre Liebe, und verſprach ihm ihre Hand.

Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnöthige Sorge zu erſparen, ſollte noch Alles für ſie geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen

Gehalts gewiß würde, der seine Existenz in Jena sicherte; einen solchen konnten wir von dem Herzoge von Weimar erwarten. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Einem andern Verhältniß, was sich ankündigte, war sie durchaus abgeneigt. Schillers ganzes Herz, alle seine Hoffnungen für das Leben hingen an dieser Aussicht. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich in eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester, und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnisse.

Wir lernten Körner in Leipzig kennen, und selbst in einem sehr flüchtigen Zusammensein fühlten wir, wie sehr er Schillers Freundschaft verdiene. Auch unsre liebenswürdige Freundin wurde Schillern sehr wert. Unser vereintes Leben in Lauchstädt war, die Sorge wegen eines heftigen Krankheitsanfalles, der die Freundin traf, abgerechnet, sehr heiter. Hier las uns zuerst ein Bekannter den Sturm auf die Bastille mit Enthusiasmus vor. Wir erinnerten uns oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte, und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finstrer Despotie unserm jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Siegs der Freiheit über die Tyrannei erschien, und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel.

54. Aus Briefen von Voigt an Hufeland.

12. Juni 89.

Daß Freund Schiller reussiren würde, hoffte ich mit Zuverlässigkeit; daher erfreute mich gleich die erste Nachricht von seiner Transplantation nach Jena . . .

20. Nov. 89.

Hier fragt man mich allenthalben, ob Schiller nicht heirathe. Ich ſage aber daß ich nichts davon weiß, wie es denn auch iſt. Redet man denn in Jena auch davon? Wozu ſolches Geſchwätz?

155. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Endlich kamen die Ferien; Schiller bewohnte wieder ſein Haus in Volkſtädt, und brachte Morgen- und Nachmittagsſtunden bei uns zu, da die Abende größtentheils der Mutter gehörten. Das Geheimniß der glücklichen Liebe zwiſchen ihr und uns, welches zu ihrer Ruhe nöthig war, empfanden wir, als eine ungewohnte Störung, doppelt ſchmerzlich in dieſer goldnen Zeit; denn immer hatte Offenheit unter uns gewaltet; doch tröſtete uns der Mutter ſich ſtets gleich bleibende Achtung und Freundſchaft für Schiller.

Dieſer arbeitete an ſeinen Vorleſungen, an der Thalia und dem Geiſterſeher und ſchweifte in den ſchönen Herbſttagen in der Gegend umher, in der Erinnerung und Hoffnung ihn anlächelte. Auch manche poetiſche Plane und Stimmungen entſprangen dieſen Wanderungen, auf denen wir ihn oft begleiteten. Die Liebe und die ſichre Ausſicht auf ein glückliches häusliches Leben, welches immer der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht geweſen war, bildeten einen lichten Grund in ſeinem Gemüthe; aber die Ungewißheit der Epoche, wo Lottchen mit ihm leben könnte, erzeugte auch oft Sorge und Unruhe.

Es graute ihm vor der Einſamkeit in Jena. Der günſtige Moment, ſeine Bitte dem Herzog von Weimar vorzutragen, lag noch fern, und an ihrer Erfüllung konnte man doch noch zweifeln. Da Alles an der Feſtigkeit der Exiſtenz, die die Mutter beruhigen konnte, hing, ſo erging ſich unſre Phantaſie in tauſend Planen, die dazu führen konnten. Städte, Länder und Verhältniſſe mit

wohlgesinnten Menschen, die nur der Gestaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Phantasie durfte, wie Aladdin's Zauberlampe, nur gescheuert werden, und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor uns aus.

Schiller mußte nach Jena zurückkehren, und Briefe, der Trost getrennter Liebe, flogen wieder hin und her.

* * *

Lottchen und ich riethen für den Moment zu Geduld und einstweiliger Ertragung der Unannehmlichkeiten des Professor-Lebens, bis eine entschiedene Verbesserung der Lage einträte. Schon hier zeigte sich die wohlthätige Kraft ihrer stillen ruhigen Seele auf Schillers so oft wechselnde Vorstellung von den äußern Verhältnissen, welches Schwanken jetzt noch durch leidenschaftliche Ungeduld gesteigert ward. Unsre nahe Reise nach Weimar beruhigte ihn, und ein Hauch der Liebe und Freude beschwichtigte überhaupt leicht alle widrigen Gefühle in ihm.

Vom Dezember 1789 an lebte meine Schwester eine Zeit lang mit mir in Weimar, da die gute Mutter uns gern während H. v. B.s Abwesenheit einen lebhaftern Winteraufenthalt vergönnte. Schiller besuchte uns beinah jede Woche. Auch mit unsrer Freundin in Erfurt lebten wir in Besuchen und Gegenbesuchen auf die angenehmste Weise.

Auf die günstige Antwort des Herzogs von Weimar, der mit vieler Bereitwilligkeit einen fixen Gehalt zusicherte, wie die Umstände es erlaubten, erfolgte die Erklärung Schillers an unsre Mutter. Sie antwortete zusagend auf folgenden Brief; und nichts stand jetzt der Vereinigung der Liebenden mehr entgegen.

* * *

Unsre treue Freundin, Frau von Stein, war uns bei dieser ganzen Verhandlung hülfreich; und ihr schöner Verstand und ihr

treues warmes Herz waren ihren Freunden in jeder Verlegenheit eine ſichre Zuflucht. Schillers Charakter hatte ihre Achtung gewonnen, wie ſein Talent.

Die nähere Bekanntſchaft deſſelben mit dem Coadjutor Freiherrn von Dalberg, öffnete die ſchönſten Ausſichten für die Zukunft, die auch der guten Mutter viel Beruhigung gaben. Er intereſſirte ſich mit vollem Herzen für Schiller und das Glück ſeiner Liebe. Er verſprach, ſobald er Kurfürſt würde, welches bei dem hohen Alter des damaligen Regenten in Kurzem zu erwarten war, Schillern ganz nach ſeinem Wunſch und Sinn anzuſtellen, und bat mich, meiner Mutter zu ſagen, daß ihre Tochter auch in der äußern Exiſtenz ſich durch dieſe Heirath nicht aus ihrem gewohnten Kreiſe geriſſen ſehen ſollte. Wir wußten durch unſre Freundin, daß er Schillern einen Gehalt von 4000 fl. zudachte und ihm den ganz freien Gebrauch ſeiner Zeit dabei überlaſſen wollte.

Welche tiefe Einſicht in Schillers Talent, und welche feſte Ueberzeugung, er werde einſt mächtig wirken, der edle Mann hatte, geht aus dieſem Plan hervor.

* * *

Während unſers Weimariſchen Aufenthaltes machte Schiller auch die Bekanntſchaft Wilhelms von Humboldt, der durch's ganze Leben mit ihm in einem innigen Verhältniſſe blieb. Schon damals kündigte ſich die geiſtige Kraft dieſes Mannes an, die, bei einer Vereinigung der vielſeitigſten Kenntniſſe immer neue Blüthen im Felde der Philoſophie und Aeſthetik trieb; ſo wie ſein Charakter ſich offenbarte, der ſpäter in die großen Weltbegebenheiten ſo kräftig als edel einwirkte.

Das Bedürfniß eines immer regen Ideenlebens band ihn an Schillers Umgang ſo ſehr, daß er mehrere Jahre in Jena lebte, und da er ſich von dem Freunde trennen mußte, in einem immer

lebhaften Briefwechsel mit ihm blieb. Er wurde der Gatte unsrer Freundin, und die innige Verbindung mit diesen lieben, und durch so viele Vorzüge ausgezeichneten Menschen war eine der schönen Lebensblüthen, die das Geschick uns darbot. Aus Goethe's und Schillers Correspondenz lernt man das vertrauliche Verhältniß genau kennen, das sich in geistvoller Theilnahme und Liebe immer gleich blieb.

Die glückliche Verbindung unsrer Freundin hatte sich auch in Weimar entschieden. Es waren heitre Tage. In der engen Verbindung eines kleinen Kreises guter und geistvoller Menschen, wo jedes seine Originalität behauptet, und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt, liegt wohl immer der reinste Lebensgenuß, und der daraus entstehende Contrast mit der übrigen fremden Welt, wo Alles an Berechnung, Rücksicht und Beschränkung mahnt, erzeugt manche komische, wunderliche Situationen, die jenem Genuß eine eigene Würze geben. Das Glück jedes menschlichen Wesens war uns heilig; nichts als die Wahrheit galt; aber belästigt wollten wir so wenig als möglich durch fremde Existenzen seyn, die nur Leerheit und Flachheit darboten; und vielleicht achteten wir zuweilen der nothwendigen Weltformen nicht genug, fehlten in der Art sie von uns abzureißen, und jugendlicher Scherz geriet in Übermut.

Um unsern edlen Freund und Beschützer Dalberg dachten wir uns in der schönen Gegend von Mainz ein herrliches Leben. Sein großer, immer lebendiger Geist, mit wahrhaft kindlicher Güte des Herzens, wie sie dem Genie eigen ist, vereint, gaben dem Leben mit ihm einen Zauber, der das Herz unwiderstehlich anzog. Wilhelm von Humboldt wollte auch dort leben, und ich in Besuchen mich mit meinen Freunden oft vereinen. Schwerlich hat je ein so schönes Leben existirt, als es unsre Phantasie dichtete. Dalberg hörte unsern Träumen oft lächelnd zu; dann verfinsterte aber oft tiefer Ernst seine Züge, und er sagte: „Kinder,

denkt euch das ja nicht als etwas Gewiſſes; mancher Sturm kann das Alles umſtürzen.“ Er ahnete als Staatsmann die Zerſtörung des Vaterlandes und ſeiner Ausſichten.

Die Pariſer Begebenheiten waren natürlich oft der Gegenſtand ſeiner Geſpräche, und ich erinnere mich, daß er, wenn wir uns des Geiſtes und der ſchönen Reden der National-Verſammlung erfreuten, ſagte: es ſey unmöglich, daß von einer Geſellſchaft von ſechs hundert Menſchen etwas Vernünftiges beſchloſſen werde. Schiller mußte vermöge ſeiner innern Natur ſich ſtets und bald wieder von der fröhlichen Seite des Lebens zur ernſten wenden; er war ein Taſſo; auch er konnte von ſich ſagen:

Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr —

* * *

In dieſem Winter wurde Kotzebue's Menſchenhaß und Reue zuerſt in Weimar geſpielt. Schiller bat uns, mit ihm ins Theater zu gehen, da er das Stück gern ſehen wolle. Wir blieben ganz ungerührt, und ſpaßten über die vielen falſchen ſentimentalen Dinge und Motive, die es enthält. Schiller kannte den Standpunkt des Geſchmacks im großen Publicum und ſagte vorher, daß Kotzebue viel Glück machen würde.

In dieſer Zeit lernten wir auch den liebenswürdigen Dichter Salis kennen, deſſen Perſönlichkeit ganz mit ſeinen Dichtungen im Einklang ſtand. Er brachte ein Empfehlungsſchreiben von Wilhelm von Wolzogen aus Paris. Die Gräuelſcenen hatten dort begonnen. Salis Erzählungen und Wilhelms Brief ſchlugen unſre Freude über den Sturm der Baſtille ſchrecklich nieder, und wir geriethen in Unruhe über die Exiſtenz unſres Freundes auf jenem Vulcan aller empörten Leidenſchaften. Schiller hatte dieſe Begebenheiten ſchon bei ihrem erſten Entſtehen ernſt und

ahnungsvoll aufgenommen; er hielt die Franzoſen für kein Volk, dem ächt republicaniſche Geſinnungen eigen werden könnten.

Zwiſchen ihm und Goethe war, zu unſerm großen Verdruß, kein Verhältniß entſtanden, obgleich ſich der Letztere gegen uns, wie früher, freundſchaftlich benahm, und in realen Verhältniſſen Schillern immer wohlwollend entgegen kam. Was uns damals als unangenehme Lücke erſcheinen mußte, ſollte nach einigen Jahren herrlicher, als wir ahnen konnten, ausgeführt werden.

56. Aus dem Tagebuch von J. Gaudenz von Salis-Seewis.

(1790.)

9. Febr. Verließ ich Weimar. Die Aufnahme, die ich in dieſer aufgeklärten Stadt fand, war über meine Erwartung. In zwei Stunden fährt man nach Jena. Beſuchte Profeſſor Hufeland und Hofrath Schütz, mit dem ich in Briefwechſel geſtanden. ... Hofrath Schütz war eben Prorektor geworden. Er wollte mich loſchiren und behielt mich, da ich das Logis nicht annahm, doch Mittags und Abends zum Eßen, lud Profeſſor Reinhold, Schiller, die hier ſtudierenden Herrn Sprecher von Jenins und Fäſi von Zürich nebſt anderen dazu. Schiller iſt groß und ſchlank von Wuchs, röthlich blond, gebogene dünne Naſe, nah beiſammenſtehende, feurige, helle Augen, die Augenbraunen verlaufen in einander. Wenn ich auch ſeinen Genius und ſeine Talente bewunderte, konnte ich mich ihm doch nicht nähern. Seinen Angriff auf mein Vaterland in den Räubern hätte ich noch

eher entſchuldigen können, als das ebenſo frevelnde, als irreleitende, heidniſche, gefährlich ſcheinende Gedicht Griechenlands Götter!

157. Aus dem Briefwechſel Wilhelms v. Humboldt mit ſeiner Braut.

W. v. Humboldt an Caroline v. Dacheröden.

[Weimar], Januar 1790.

Hier war's eine eigene Exiſtenz. Schiller wurde in den erſten Stunden vertraut, das heißt er genierte ſich nicht. Aber die Art, wie ſie untereinander ſind, drückte mich oft. Wenn ich C[aroline v. Beulwitz] anſah, über ihn hingelehnt, das Auge ſchwimmend in Thränen, den Ausdruck der höchſten Liebe in jedem Zuge, — ach ich kann's Dir nicht ſchildern, wie mir's dann ward. Denn es war kein freies Äußern, kein Hingeben in die Empfindung, alles gehalten, geſpannt. So viel Fähigkeit, zu geben und zu genießen, und die gehemmt . . . . .

In Schiller fand ich ſehr viel, und doch waren unſre Geſpräche meiſt ſcherzend und nicht wenig leer, oder doch von ſehr kaltem Intereſſe. Aber auch da ſo viel Geiſt, und dann manchmal ein Blick von C[aroline] von ſo tiefem, allumfaſſendem Gefühl. Ich, glaub ich, kam ihm noch eben nicht nah. Ein paar ernſthafte, nicht unwichtige Geſpräche, das war alles. Ich haſſe alles, was ſich nicht ſelbſt macht, und darum ſucht ich nichts. Vielleicht wird's in Jena anders. Lotten gibt auch die Liebe kein Intereſſe; ſie war an ſeiner Seite wie fern von ihm. Er gegen beide? Haſt Du ihn nie Caroline küſſen ſehen und dann Lotten?

Caroline an W. v. Humboldt.

[Erfurt] den 14. Januar 1790.

Lotte und Schillers Hochzeit wird bald sein. Vielleicht ist sie gar hier. Ich arbeite daran, denn ich zweifle, ob mich mein Vater wird hinreisen lassen, und es liegt mir unendlich viel daran, bei Caroline zu sein. Sie will dann ein paar Wochen bei mir bleiben, und ich glaube, das ist gut für beide Schwestern — wie sonderbar hat das Schicksal dieses verschlungen, doch nein, sie haben sich selbst vieles verwirrt. Es ist nun zu spät, etwas zu ändern, das Erträglichste, aus dem was ist zu machen, bleibt allein zu tun übrig. Caroline hat mir versprochen, es mit Beulwitz so gehen zu lassen, ohne eine Erklärung zu haben. Ich bin sehr froh, dieses über sich gewonnen zu haben, denn es hätte gewiß die undelikatesten Szenen mit Beulwitz gegeben, und Karoline hat eine laute Art zu empfinden. Lotte muß durchaus nicht fühlen, daß sie Carolinens einziger Zufluchtsort ist, sie wird nur schon zu sehr, fürchte ich, einen arroganten Ton gegen sie annehmen. Das sind die Früchte, wenn man die Pflanze nicht in dem Erdreich läßt, für welches sie bestimmt war.

Lotte ist aus ihrer Sphäre herausgerissen. Sie war gemacht, in einem engen Kreis von Empfindungen zu leben, und sie wäre glücklich dabei gewesen und hätte nichts darüber gedacht. Man hat ihr das Höhere gezeigt, und sie hat danach gestrebt, ohne das innere Vermögen zu haben, es zu genießen, das sich nie gibt. Ich bin sehr traurig um Carolinen. Sie ist unauflöslich an mein Herz gebunden, und ich fürchte, sie geht noch bei diesem Verhältnis zugrunde. Eine Unerklärbarkeit bleibt mir in Schiller. Hat er nie Carolinens Liebe empfunden, wie konnte er mit Lotte leben wollen? Hat er sie gefühlt, so nahm er die Verbindung mit Lotte nur als Mittel an, mit jener zu leben. — O, möge die Zeit dies freundlich lösen!

W. v. Humboldt an Caroline.

[Berlin zwischen dem 15. u. 29. Januar 1790].

Über Caroline und Schiller denke ich leider wie Du. Die Unerklärbarkeit in Schiller sagt ich Dir auch schon. Aber laß uns auch billig sein. In der Empfindung schneidet sich's nicht durch „entweder, oder" ab. Hätte er gar nicht Carolinens Liebe gefühlt, so hätte er Lotten ebensowenig genommen, als wenn er sie ganz gefühlt hätte. Aber wie, wenn er anfangs nur Neigung fühlte, Wunsch, sich nahe zu bleiben, Freundschaft, wenn er nun Lottens Heirat nicht als Mittel, aber jenes als Mitvorteil bei der Heirat ansah, wenn selbst das, ihm selbst unbewußt, Lotte mehr Wert bei ihm gab, wenn er — er hat gewiß wenig Weiberkenntnis — Lotte für mehr hielt, oder von einer Frau weniger forderte. Wenn man gar nicht liebt, läßt sich mit jedem Weibe erträglich leben, wenn man liebt, ach! mit wem dann? — Nein, Schiller ist jugentlich, unerfahren, hat gefehlt und wird zu hart büßen, weil er die, an der seine ganze Seele hängt, nicht glücklich sehen wird. Aber er konnte nie Lotte blos als Mittel ansehen, er ist zu delikat, zu edel dazu.

Caroline an W. von Humboldt.

[Erfurt, 27. Januar 1790].

Über das Verhältnis zwischen Karoline, Schiller und Lotte bin ich ruhiger. Es war etwas Unheimliches in mir, und ich habe mich mit Schiller schriftlich expliziert. Daß Lotte ihm nichts als Mittel gewesen ist, um es möglich zu machen, mit Caroline zu leben, ist mir sehr klar, aber die Indelikatesse, die ich ihm schuld gab, fällt weg, wenn sich Schillers Herz ganz entfaltet, wenn man seinen ernsten Willen sieht, Lotte dennoch so glücklich zu machen, als sie es je sein kann. — Seine Briefe haben mir

eine reinere Ansicht dieses Verhältnisses gegeben, mein Bestreben ist nun nur darauf gerichtet, daß sich Schiller gut im Anfang seiner Verbindung nimmt und alle seine Schritte konsequent seien — sein Geist könnte ihm nur zu leicht, gegen Lotte gerechnet, einen falschen Maßstab unterschieben, und Lotte ist eins von den Geschöpfen, bei denen man gerade die kleinen Umstände nicht vernachlässigen darf. Die Hochzeit ist gegen Fastnachten.

W. v. Humboldt an Caroline.

[Berlin], 6. Februar 1790.

. . . Der Oberforstmeister Schönfeldt — Du kennst ihn ja, oder doch Caroline — sagte mir neulich: „Wissen Sie wohl, Fräulein Lengefeld tut eine empfindsame Heirat. Es ist ein Jenaischer Professor. Er macht Verse und ist Alchymist.“ Wünsche doch Lotte viel Glück zu dem Gold, das er machen wird. Mein Johann hat noch etwas Schöneres über ihn gesagt. Er beklagte sich bei mir, Schiller hätte ihm kein Trinkgeld gegeben. Ich versicherte ihm, es wäre doch ein sehr guter Mann. „Ja“, sagte er, „das kommt auf den Liebhaber an“.

Caroline an Humboldt.

Erfurt, den 21. Februar 1790.

. . . . Ich bin wehmütig gestimmt, aber es ist eine süße, stille Trauer, die über mein Wesen ausgegossen ist, Carolinens Abschied — o ich fühle, daß mein Herz wund ist, warum sollte ich es vor Dir verbergen. Viel hätte ich darum gegeben, den Augenblick, dem sie entgegengeht, mit ihr teilen zu können, aber mein Vater hätte mir nicht erlaubt, mich der Reise auszusetzen. Ich ahnde die Bewegung ihrer Seele bei dem Schritt, der für ihr Leben immer entscheidend sein wird. — Ewige Güte über

uns, wie verſchlungen hat dieſes das Schickſal, wer möchte ſich aus dieſem Labyrinthe finden, der die verſchlungenen Wege nicht mitgegangen wäre — Du wirſt es freundlich auflöſen! — Ja meine Seele iſt voll dieſer ſüßen Hoffnung. Lottes Stimmung iſt leicht und heiter, Schiller hat ſeine Lage, ſein ſchweres, vielleicht einziges Verhältnis gegen beide ganz durchſchaut. Ich habe mich bei ſeinem Hierſein davon überzeugt. Carolinens Ruhe gründet ſich auf die Zufriedenheit, das Glück ihrer Schweſter, — die Zeit muß das ausreifen. Lotte hat mir diesmal beſſer gefallen, ſie iſt doch ein ſehr gutes, weiches Weſen, und mit einer feinen, guten Behandlung wird ſich noch manches aus ihr machen laſſen.

22. Febr. 1790

Heut alſo der ſo lang beſchloſſene Tag von Schillers Vermählung — meine Seele iſt ihnen in dieſen Momenten ſehr nah. Ich bin mit Schillern in dieſen Tagen des Zuſammenſeins ſehr vertraut geworden. Eine große Feinheit iſt doch in ſeinem Charakter verwebt, alle Bewegungen ſeiner Seele ſind mild und graziös, und es entgeht ihm kein Laut eines geliebten Weſens.

58. **Auszug**

aus dem Kirchenbuche der protestantischen Pfarrei Wenigenjena im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Seite 91, Nr. 2.

Im Jahre Eintausend Siebenhundert und Neunzig (1790) den zwei und zwanzigsten (22.) Februar Nachmittags halb sechs Uhr ist Herr Friedrich Schiller, Fürst. Sächs. Meining'scher Hofrath und öffentlicher Lehrer der Weltweisheit in Jena, Herrn Johann Friedrich Schiller's, Hauptmanns in Herzoglich Württemberg'schen Diensten, eheleiblich einziger Herr Sohn, mit Fräulein Louise Charlotte Antoinette von Lengefeld, weil. Herrn Carl Christoph von Lengefeld's, Fürstlich Schwarzburgisch-Rudolstädtischen Jägermeisters und Kammerraths zu Rudolstadt hinterlassenen eheleiblich zweiten Tochter, nachdem sie Tags vorher als am Sonntage Invocavit zu Jena einmal vor allemal proklamirt, auf Concession des Herrn Superint. Oemler allhier in aller Stille getraut worden.

Für die Treue des Auszugs bürgt mit Unterschrift und Kirchensiegel

(L. S.)

Wenigenjena, am 3. März 1856.

Dr. J. K. Schauer, Pfarrer.
J. E. Lucke, Schullehrer.

59. **Aus Charlottens Erinnerungen.**

An einem Montag, den 22. Februar 1790 wurden wir in Wenigen-Jena vom Diakonus Schmidt getraut.

Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Caroline war, uns abzuholen. Wir kamen Sonntag Abends nach Jena, wo wir bei Fräulein Seegner abstiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter

abholten. Es war ein Frühlingstag wie heute 1806, wo ich dieſes mit Schmerzen niederſchreibe! Von Kahla fuhren wir gegen zwei Uhr ab und kamen um fünf Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an; ſtiegen an der Kirche aus; niemand war bei der Trauung zugegen als meine Mutter und Caroline.

Den Abend brachten wir ſtill und ruhig miteinander in Geſprächen zu beim Thee. So verging der Tag, der ſo viele Freuden in ſeinem Gefolge hatte und ſo viele Schmerzen.

Jeglichen Menſchen erwartet ſein Tag,
Auch meiner wird kommen.

* * *

Als ich in die ſtille Dorfkirche hineintrat, ſchwammen leichte Abendwolken an dem blauen Himmel, und die Abendſonne übergoß ſie mit röthlichem Glanze. An Schillers Hand trat ich in die ſchmuckloſe Kirche und legte das Gelübde ab, ihm treu zu bleiben bis in den Tod. Ach es war nicht das Bild meines Lebens, der Wink der Natur, denn ich leite ihn nicht an der Hand bis ins Abendroth des Lebens.

160. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Schillers äußere Lage geſtaltete ſich durch glückliche Ereigniſſe noch beſſer, als wir gehofft hatten; die Gegenwart war heiter, in die Zukunft ſah man ſorgenlos. Die unternommene Herausgabe von Memoires, wozu Schiller die einleitende Abhand-

lung ſchrieb, ... und die Fortſetzung der Thalia ſicherten ihm eine für ſeine Bedürfniſſe hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabei noch Zeit zu Recenſionen für die allgemeine Litteratur-Zeitung übrig, zu der er ſchon ſeit 1787 Beiträge lieferte. Dann hatte ihn der Buchhändler Göſchen aufgefordert, eine Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs für einen hiſtoriſchen Almanach zu ſchreiben; und ein deutſcher Plutarch war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde.

1. Göſchen an Wieland.

Leipzig 6. März 1790.

Ich rechne viel auf mein gutes Glück bei Schillern und auf ſeine Freundſchaft. Er hat mich bisher noch nie ſitzen laſſen. Wenn Schiller es nun über ſich erhalten kann, einen Plan über ſeine Zeit zu machen, ſo zweifele ich nicht an ſeinem Glück. Die treffliche Frau von Kalb hat ſo manches Verdienſt um Schiller, möchte ſie der jungen Gattin ihres Freundes Winke geben, welche die Liebe für das Glück der Zukunft benutzen kann! Mir däucht, in Abſicht dieſes Glückes liegen die Würfel auf dem Tiſch. Entweder führt der neue Stand Schillern zur Stetigkeit und Ordnung, oder die neuen Sorgen der verdoppelten Bedürfniſſe des Lebens drücken ihn zu Boden. Ich lebe hierüber in einer Unruhe, welche mich bei keiner Art von Theilnehmung je angewandelt hat. Ich habe nur wenig Menſchen ſo geliebt wie dieſen.

2. Caroline v. Dacheröden an Wilh. v. Humboldt.

[Erfurt] 10. März 1790.

... Bitte Carln, daß er den Frauen nicht viel über dies ganze Verhältnis zu Lotte und Schiller ſpricht, wer es nicht ganz durchſchaut, verſteht es gar nicht. Lotte iſt ruhig, Schiller iſt's

auch, Caroline in einer eigenen, milden Stimmung. Ach, mein Wilhelm, wann wird man den Menſchen auslernen — dieſe ſchnellen Umwandlungen, denen unſer Weſen unterworfen iſt, dieſe wechſelnden Vorſtellungsarten unſres Geiſtes — die Dinge bleiben meiſt immer dieſelben — in uns liegen die wandelnden Geſtalten allein . . . .

[Erfurt], 20. März 1790.

Ich bin ſehr für den Weg der Güte, und man wird ihn auch mit dem insipide époux einſchlagen. Wenn er traitable iſt, ſo will Caroline, auch wenn Lotte und Schiller in Mainz ſind, die Hälfte des Jahres mit ihm, die andere mit mir leben. Daß Schiller nach Mainz kommt iſt eine ausgemachte Sache, der Goldſchatz hat es deutlich geſagt, und er kommt ſehr oft auf die Idee zurück, uns alle dort um ſich zu vereinen.

[Erfurt], 1. Mai 1790.

Lotte iſt gar drollig, ſie hat viel Mutterwitz. Schiller ſcheint glücklich mit ihr zu ſein, ruhiger in ſeinen Gefühlen für Caroline, und Lotte giebt es ſo eine Sicherheit, Carolinens Seele ſo unbeſchreiblich auf Dalberg gerichtet zu ſehen.

Seitdem Schillern ein ſicheres, ruhiges Hausleben beglückte, war er mit Menſchen und Verhältniſſen, die ſonſt ſo oft Unzufriedenheit in ihm erregten, ausgeſöhnt. Seiner Frau ſuchte er eine angenehme Geſelligkeit zu bereiten. Das Griesbachiſche und Pauluſsche Haus gewährten eine anmutige Unterhaltung, die durch das muſikaliſche Talent und die ſchöne Stimme der Frau Paulus einen beſondern Reiz gewann. Schiller liebte ſehr die Muſik und hatte ſie gern in einem Nebenzimmer, wenn er in ſeiner Arbeitsſtube auf- und abging und ſich einer dichteriſchen Stimmung überließ. Dies bewog meine Schweſter, noch weiteren Unterricht im Klavierſpielen zu nehmen. Das Lied von Gluck: „Einen Bach, der fließt" brachte ihm immer die angenehmſten Phantaſien zu. Wanderungen in die ſo mannigfaltige, freundliche Gegend, Reiſen nach Rudolſtadt zu meiner Mutter und mir gaben dem Leben Abwechslung und Heiterkeit.

Mit den meiſten Gelehrten ſtand Schiller im beſten Vernehmen, mit Schütz und Hufeland in freundſchaftlichem Verhältnis; in genauerer Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er beſonders durch letztern auf die Kantiſche Philoſophie aufmerkſam gemacht wurde, und daß dieſe ihn anzog. Reinholds Briefe, erinnere ich mich, waren damals ſchon oft der Gegenſtand ſeiner Geſpräche mit unſerm Freunde Gleichen und mir.

Dieſes Jahr war wohl eines der glücklichſten in Schillers Leben, und der erſte Gedanke, Wallenſteins Abfall und Tod dramatiſch zu bearbeiten, welcher bei dem Leſen der Quellen des „Dreißigjährigen Krieges" entſtand, war die Blüte eines heitern, in ſich befriedigten Daſeins. Auch die äſthetiſchen Studien, die ebenfalls ihn zum Schaffen anregten, erfreuten ihn ....

Jena 5. August 1790.

„Laßt uns jetzt zu Schiller gehen", sagte Reinhold, „ich habe uns bey ihm melden lassen — und es ist gut, daß wir uns ein wenig zerstreuen."

Er, seine Frau, Sophie und ich giengen also hin — ich war ganz betäubt. — Selbst Lavater, selbst meine Familie in Bern habe ich nicht mit so gepreßtem Herzen verlassen als Wieland — ich wußte nicht, wie es mir war, was ich that, woher und wohin? als wir in Schillers Stube hereintraten, wo seine schöne, nette, sanfte, graziöse, runde, liebenswürdige Frau mit Lächeln uns entgegenschwebte und Sophie mit Frau Reinhold zum Sopha brachte, indem Er, lang, hehr, bleich, mit unfrisierten, gelben Haaren und durchschneidenden Blicken in den fast starren Augen mich bewillkommte. Er hatte erschreckliche Zahnschmerzen, geschwollene Backen und mußte das Schnupftuch immer für den Mund halten, so daß er mit Mühe sprach. Er war überaus artig — aber tiefer Gram guckte durch seine gezwungene Munterkeit.

Er klagte über seine vielen unvollendeten Geschäfte und das Unglück jetzt in einigen Tagen nicht arbeiten zu können. Wir sprachen über die Schweiz, Mannheim, Frankreich und Adressen. Seine Frau wurde bald heimlich mit Sophie, sie unterhielten sich von Unterseen, wo sie ein Jahr gewesen ist. Wir tranken Thee. Ich erzählte Schiller von meinem Adam Moltke und machte ihn, so wie vorher Herder und Reinhold, begierig auf seine Bekanntschaft. Übrigens sprachen wir von Schröder, Iffland, Beck und Rahbek, den er in Mannheim kennen gelernt hatte. Er wollte mir eine Adresse an Oberconsistorialrath Körner in Dresden geben, die ich aber ausschlug. Reinhold sagte mir aber nachher, daß dieser sein bester Freund und Vertrauter war. Ich bemerkte, daß Er litt und bat ihn sich zu schonen, als seine Frau sich zum Clavier setzte um Sophie das wenige, was sie seit kurzem gelernt hatte hören zu lassen. Bei der Gelegenheit sprachen wir von

der Musik, von der Schiller gar nichts versteht, die er aber, wie er mir sagte, außerordentlich liebt.

Wir nahmen endlich Abschied und beklagten gegenseitig, ihn in so fatalen Umständen vorgefunden zu haben. Reinhold erzählte mir, als wir weggegangen waren, seine Lage, die so traurig ist, daß ich darüber fast weinen mögte. Er hat nur 200 Thaler jährlich Gehalt und braucht jährlich über 1200 — weil er durchaus elegant leben muß (seine schwache Seite). Aus dieser Ursache muß er wie ein Pferd arbeiten von Morgen bis Abend. Er hat wenig Zuhörer, weil er keine Gabe und keine Geduld zum Lesen hat — hängt von dem pressirenden Verleger ab — und ist in immer wachsenden Schulden. Er arbeitet jetzt an der Geschichte des 30jährigen Krieges.

Schiller ist in Stuttgart geboren. Sein Vater war Würtembergischer Hauptmann und ließ ihn Chirurgie studiren. Der Fürst machte ihn zum Feld-Chirurgus — in dieser Sclaverey stahl er sich dazu, Shakespears King Lear, den Er 16 mahl hinter einander las, und nachher die übrigen Schauspiele Shakespears zu studiren. So gab er sich Luft in „die Räuber". Weil dies in Mannheim aufgeführt wurde und Beyfall erhielt, verließ er seinen odiösen Dienst und flüchtete sich dahin, wo er in 2 Jahren Schauspieldichter war und Fiesco und Cabale und Liebe hervorbrachte. Consistorialrath Körner bat ihn nach Dresden zu sich — wollte alles mit Ihm theilen, er lebte von ihm da 1 Jahr — wurde dies aber auch überdrüssig und gieng nach Weimar — wo man ihm endlich diese Professur in der Geschichte anbot. Jetzt fieng er eigentlich an zu studieren — Dom Carlos war schon fertig — jetzt kam aber die prächtige Geschichte des Abfalls der Niederlande. Schiller ist ein feuerspeiender Berg, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist. Er scheint kalt zu sein — sein ganzes Betragen selbst gegen seine vertrautesten Freunde — am allermeisten gegen seine Frau — ist kalt. Er ist in der Gesellschaft nichts,

ganz und garnicht unterhaltend, ganz und garnicht witzig — meistens stumm. Nie hat man ihm einen guten Einfall abgelockt, nie ist ein bon-mot, über seine Lippen gekommen. Bisweilen aber — doch äußerst selten wird er gerührt und dann ist er rührend bis zu Thränen allen denen, die ihn umgeben. Er sagt nie seiner Frau oder irgend einem seiner Freunde was liebes — sein Ton mit ihr ist trocken, hart, kalt, gleichgültig, verdrießlich — im Schreiben aber ist er ganz anders und in allen seinen Briefen ist Geist und Herz.

Er würde, wenn er nicht dazu durch Mangel nothgedrungen wäre, vielleicht was schreiben — aber nie herausgeben — Paupertas impulit audax, sonst würden wir keins von den letzten herrlichen Werken, selbst Dom Carlos nicht haben. Das Ideal, das er sich aufgestellt hat, steht so unendlich hoch, daß er es nie erreicht; unzufrieden mit allem, was er hervorbringt, würde er es sicher bis zu seinem seligen Ende im Pult liegen lassen, wenn sein Magen nicht andre Capricen als sein Kopf hätte.

* * *

Dresden 14. August 1790.

[Vor Graffs Schillerbildnis.] Schiller ist ganz vortrefflich getroffen. Ich setzte mich eine Viertelstunde vor dies sprechende Bild hin, dem nur das Schnupftuch zur vollkommensten Täuschung fehlte. Schiller hat was mehr als menschliches in seinem fast unausstehlich scharfen Blick — sein Gesicht ist fast wollüstig schön, seine wallenden gelben Haare geben ihm was Apollonisches. In seinem Munde ist ein wenig dédain, er scheint nicht der Erde zu gehören und hat was heterogenes.

165. Aus Briefen von Caroline v. Dacheröden an Wilh. v. Humboldt.

[Erfurt], 12. Dezember 1790.

Mit Schiller war Dalberg kürzlich nicht ganz zufrieden, daß er ihn um Rat frug, wo er ſich ſchon entſchieden fühlte. Wie Du hält Dalberg wenig vom Ratgeben und dem Fragen darum, Menſchen von innerem Gehalt und eignem Denken beſtimmen ſich doch meiſt allein. Warum nun der Wunſch, ſeine Meinung von andern autoriſiert ſehen zu wollen? Mir deucht, es liegt darin eine verborgene Eitelkeit. Doch wieder zu Schiller. Er frug Dalberg um Rat, ob er als Schriftſteller ſeine hiſtoriſche Laufbahn fortſetzen oder ſich ſeinem Dichtertalent ganz widmen ſollte. Wenn man Schillern kennt und ſeine Schriften aufmerkſam geleſen hat, muß man, glaube ich immer, für das letzte entſcheiden. Das tat denn auch Dalberg. Nun ſchreibt ihm Schiller, auch er habe ſich ſo empfunden. „Warum", ſagte Dalberg, „frägt er mich, warum will er ſich ſtützen, der allein ſtehen kann und ſoll?" Übrigens war Schillers Brief mit einer großen Wahrheit über ſich ſelbſt geſchrieben. Er geſteht, wie es ihm durchaus an Menſchenkenntnis, an ruhigem Beobachtungs- und Forſchungsgeiſt fehlt, alles Eigenſchaften, die dem Geſchichtſchreiber notwendig ſind, ſeine Aufmerkſamkeit habe ſich meiſt auf ſich ſelbſt beſchränkt, und nur aus dieſen Anſchauungen ſeiner inneren Empfindungen abſtrahiere er ſich die andern Weſen und glaube, ſagte er, den Schlüſſel oder wenigſtens den Talisman gefunden zu haben, der ſie rühre, weil ſich die Menſchen in ihren Urgeſtalten immer ähnlich ſeien. Darüber ließe ſich nun manches ſagen. Endlich geſteht er, daß alle die Hauptcharaktere, die er bis jetzt gezeichnet, nur ſein in verſchiedenen Lagen angeſchautes Ich wären. Es war mir ſehr intereſſant, den Brief zu leſen, und wird es mir noch mehr ſein, Schiller und Dalberg darüber ſprechen zu hören. Das wird nun bald geſchehen.

[Erfurt] 1. Januar 1791

Geſtern abend kam Schiller mit Lottgen an. Es tat mir unendlich wohl, ſie wiederzuſehen und die beiden lieben Weſen um mich zu fühlen. Lottgen hat ſo in allem den ſüßen Ausdruck der Ruhe, der Zufriedenheit, des innigſten Wohlſeins — es wird mir wohl und weh, wenn ich ſie neben Schiller ſehe, wenn ſie ſich ſo öffentlich Du nennen und er ſie „liebe Frau“ ruft.

[Erfurt], 9. Januar 1791.

Vor einer Stunde ſind Schiller und Lologen abgereiſt. Wir brachten den Morgen noch im Schlehendorn zu und erheiterten die Stunden des Abſchieds durch ſchöne Hoffnungen und lichte Ausſichten in die Zukunft. Schiller und der Goldſchatz ſind ſich ſehr nah gekommen, beide bewegte die Trennung ſo ſchmerzlich, beide fühlen das Bedürfnis, zuſammen zu leben, und es bildet ſich unter ihnen ein ſo ſchönes Verhältnis. Wir wünſchen Dich ſo her, Lili und ich, zwiſchen dieſen beiden. Dein Weſen iſt ſo einzig mild und umfaſſend, Deine Seele ſo vermögend, die Vorſtellungen der andern mit den Deinen zu verknüpfen und eine neue, ſelige Harmonie aus ihnen zu ſchaffen — ach, das muß Dir werden, damit Dein Weſen aufblühe zur höchſten Schönheit, für die es beſtimmt, geſchaffen iſt. Im April, hoffe ich, ſoll uns ein Vorſchmack unſrer künftigen Exiſtenz werden. Schiller will die Oſterferien hier zubringen, ſeine Arbeiten mitnehmen und einen Monat bei uns bleiben.

Die Idee zum Wallenſtein blieb die vorherrſchende, und wäre vielleicht bald zur Ausführung gelangt. Aber ein harter Schlag traf Schillern und die Seinen in dieſer ſich ſo glücklich geſtaltenden Zeit. Während eines Beſuchs, den er dem Coadjutor in Erfurt machte, ward er beim Abendeſſen, nach einem Concert im Stadthauſe, wozu uns jener eingeladen, von einem heftigen Fieber angefallen. Erkältung war wahrſcheinlich der Hauptgrund dieſes Anfalls. Nach einigen Tagen war er ſo weit hergeſtellt, daß er wieder nach Jena zurückreiſen konnte. Aber kaum dort angelangt, ergriff ihn eine Bruſtkrankheit, die ſeinen körperlichen Zuſtand für ſeine ganze Lebenszeit zerrüttete.

Ich eilte nach Jena, fand die augenblickliche Gefahr durch ſeinen trefflichen Arzt Starke abgewendet; aber Rückfälle waren zu fürchten.

Die allgemeine Liebe, die ſich Schiller in Jena erworben, zeigte ſich in der hülfreichen Theilnahme, die man meiner Schweſter bezeigte. Viele von ſeinen Zuhörern, im freundlichen Jugendeifer, boten ſich zur Pflege und zu Nachtwachen bei dem Kranken an. Hardenberg, der ſpäter unter dem Namen Novalis bekannt wurde, zeigte die innigſte Theilnahme, und kam damals zuerſt Schillern vertraulich nahe. Guſtav von Adlerskron, ein Liefländer, der beſonderer Familienverhältniſſe wegen unter einem angenommenen Namen in Jena ſtudirte, zeigte einen ſo anhaltenden Eifer und eine ſolche Umſicht und Zartheit in Schillers Wartung, daß er dieſem ſehr werth wurde und immer als treuer Hausfreund angeſehen blieb. Hardenbergs Talent für die Dichtkunſt that ſich damals ſchon kund. Sein Vater beſuchte Schillern in Jena, und bat ihn, das Vertrauen, welches ſein Sohn in ihn ſetze, zu benutzen und denſelben eifrig auf der Bahn der Studien zu erhalten, die ſein künftiges Emporkommen im Staatsdienſt, für den er beſtimmt ſey, fördern könnten. Schiller ſprach im Sinne des Vaters zu dem Jünglinge, legte ihm die väterliche

Sorge ans Herz; und für einige Zeit hatten die freundlichen Ermahnungen den beſten Erfolg. Andere Umgebungen und der Tod ſeiner Braut waren Urſache, daß der Sinn des Jünglings ſich von allen Ausſichten auf irdiſches Glück abwandte. Die reinen Laute ſeines Herzens, ſein religiöſes Gefühl, ſein Sehnen nach dem Ewigen bleiben allen Gleichfühlenden theuer.

Schiller genas; aber beängſtigende Bruſtkrämpfe waren von dieſer Krankheit zurückgeblieben. Die öffentlichen Vorleſungen mußten unterbrochen werden; er verſammelte in ſeinem Zimmer ſo viele Zuhörer, als es faſſen konnte, zu Privatvorträgen über Aeſthetik.

Wunderbar erhielt ſich die Kraft ſeines Geiſtes. Alle leidensfreien Tage waren heiter; er arbeitete, und ſuchte die Gefahr, die er ſelbſt in den erſten Zeiten für dringend hielt, den Seinen zu verbergen.

167. Frau von Stein an Charlotte Schiller.

Weimar, 1 Februar 1791.

Ich nehme innigſten Antheil an der Beſſerung Ihres lieben Schiller. Ich kann nicht leugnen, daß mich eine heimliche Furcht quälte, ſeine Gewißheit beim erſten Anfall der Krankheit in Erfurt zu ſterben, wie er mir erzählte, ſei ein Vorgefühl geweſen und werde nun in Erfüllung gehen. Ich fühlte ganz, wie unausſprechliches Leiden meine arme Lollo würde ergriffen haben, und freue mich nun der neuen Hoffnung mit Ihnen.

168. Aus dem Briefwechsel Wilhelms v. Humboldt mit seiner Braut.

Caroline an Humboldt.

[Erfurt] 10. Februar 1791.

Über Schillern wollt ich lang schon schreiben und kam immer nicht dazu. Du glaubst kaum, wie geändert er ist. In sich mag er ruhiger, vielleicht in einem gewissen Sinne glücklicher sein, doch konnt ich über einige Dinge nicht mit ihm reden, ohne schmerzlich bewegt zu werden, so z. B. über das Verhältnis von Lili zu Dalberg. Er sprach darüber, als ob sie etwas tun könnte oder tun müßte, um eine gleichmütigere Ruhe in sich zu erhalten, ich fühlte, daß einige Saiten in ihm nicht mehr tönten, er schien nicht zu empfinden, daß es Dinge gibt, die man tut oder nicht tut, nicht weil man will, sondern weil man muß. O, Bill, wie mich das ergriff, fühlst nur Du. Selbst gegen Lili wagte ich es nicht auszusprechen. So auch über unser Verhältnis — verzeih das kalte Wort — ich konnte nichts sagen. Über alle Ideen hoher, einziger Liebe fühlte ich ihn herabgestimmt — seine ganze Seele lebte in andern Gestalten, er war in jenen eigentlich fremd geworden, und wenn er Momente lang tiefer in mein Herz sah, als ich es wollte, so fühlte ich an ihm, an seinem Lächeln, seinem Händedruck, daß er diese Erscheinungen holde, freundliche Traumgestalten nannte. Er sprach einmal mit mir von Lottgen und seiner Art, mit ihr zu leben, so recht im Ton der Ruhe, nicht der Resignation. Er sagte sogar, wie er sich überzeugt hätte, daß er mit Carolinen nicht so glücklich gelebt haben würde wie mit Lottgen, sie würden einer an den andern zu viele Forderungen gemacht haben, und mit einem Wort, ich fühlte, daß sein Herz keinen Wunsch mehr macht, den Lottgen nicht erfüllen könnte. Lottgen selbst ist mehr geworden. Ihre Empfindungen haben an Innigkeit gewonnen, ihr Wesen tönt in einem volleren Klange. Ich bin begierig wenn Du die Lieben wiedersiehst, ob Du sie empfindest wie ich.

Humboldt an Caroline.

[Berlin] 20. Februar 1791.

Was Du mir von Schiller schreibst, hat mich tief geschmerzt. Daß man die schönsten Wesen hinwelken, die größesten Menschen herabsinken sehen muß. Wenn ich ihn mir denke, wie er war, als ich die vier Tage mit ihm in Jena lebte. Wie voll der glühendsten Empfindungen, wie beschäftigten Herzens, und nun will er, daß man sich einengen, hemmen soll, was die Natur ungehemmt wollte, nun lächelt er über tief empfundene Wahrheit wie über ein freundliches Wahnbild.

Ich glaube gern, daß Lolo besser und mehr geworden ist. Aber genügen konnte sie Schiller nicht, wie er damals war, und nun hat sie ihn herabgestimmt. Von dieser Schuld kann ich sie nicht freisprechen. Indes, daß Schiller nicht einzig für diese Gefühle geboren sei, das, liebe Li, bemerkt ich schon in Jena. Vorzüglich fiel mir auf, daß er die Empfindungen andrer nicht genug respektierte, und wenn das ist, dann hat ein Mensch keine reine, lautere Verehrung für dies innere Leben des Herzens. Ich habe damals mancherlei Unterredungen mit ihm gehabt, in denen mir das sehr deutlich war, und deren ich mich noch sehr lebhaft erinnere. Besonders eine über die Verknüpfung der Sinnlichkeit mit der Liebe. Verzeih mir, Li, man muß erst glücklich lieben, um diese Verbindung als schön zu fühlen; und damals, ich — nein, ich wußt es ja noch nicht, daß ich das Dir war. Ich war also dagegen. Ich sagte, es müsse die schönsten, zartesten Fäden zerreißen, es sei zu heterogen, um es anzuknüpfen; allein ich kam vorzüglich darauf zurück, daß es wenigstens nicht bei allen eine Anknüpfung zuließe; bei Weibern am schönsten freilich, wenn es gelänge; allein auch am schwersten. Er behauptete, sie sei immer möglich und immer da, ich fühlte etwas Selbstiges in seiner Art, zu empfinden, und ich ahndete, wenn er auch sein Weib überall glücklich machte, so würde sie

darunter leiden. Ich weiß nicht, ob's eingetroffen ist, und ich hoffe nein! Lolo nimmt alles leichter auf. Mit Lili wär's nicht gut gegangen. Wie die Sachen jetzt sind, ist's für Schillers Ruhe gut, daß er so empfindet. Er wäre minder glücklich mit Lolo, und Lili und Dalberg — ich hab ihn schon oft in innerer Seele bedauert. Allein ich verstehe auch Lili nun besser. Wahrscheinlich hätte es diese Wendung nicht genommen, wenn nicht Schiller sich so geändert hätte. Gewiß ist jetzt überall ein wahreres Verhältnis.

Caroline an Humboldt.

[Erfurt,] 13 Mai 1791.

Ich konnte Dir gestern abend nichts sagen, mein Bill, und mußte mich zeitig zu Bett legen, so totenmatt und erschöpft war ich von dem Tage und seiner unbeschreiblichen Bangigkeit. Ich hatte den Morgen von einem hiesigen Studenten gehört, Schiller sei plötzlich in Rudolstadt gestorben. Die Nachricht hatte den höchsten Grad Wahrscheinlichkeit, sie kam von Jena, wo man Starken noch geholt hatte, und war mit Details begleitet. Dazu kam, daß ich Dienstags keine Briefe bekommen hatte. Du fühlst die Angst, mit der ich den Rudolstädtschen Boten erwartete, wie ich vergebens nach ihm schickte. Um fünf Uhr kam er endlich und ein Brief von Carolinen. Schiller hatte würklich den Sonntag und Montag solche fürchterliche Brustbeklemmungen gehabt, daß man sein Ende erwartet hatte. Indessen, schreibt sie, habe Starke und noch ein Arzt den Zufall bloß für Krämpfe erklärt, die nicht tödlich sein konnten, und Schiller sei den Mittwoch schon wieder ganz leidlich gewesen. Die Nachricht beruhigte mich zwar, aber ich fühlte nun erst die Würkung der bangen Ungewißheit auf mich und fühle sie zum Teil noch. Auch kann ich nicht außer Sorgen um ihn sein. Diese Zufälle als

Folgen einer gefährlichen Krankheit scheinen mir immer äußerst bedenklich und zumal da alle Ärzte darin übereinkommen, daß seine Brust sehr schwach, vielleicht gar angegangen sei. Caroline schreibt mir, der Wunsch, Schillern in seinen letzten Stunden etwas zu sein, schiene ihre Natur besiegt zu haben, — doch ich will Dir lieber ihren Brief beilegen. — Ach, möge das teure Wesen sich erhalten. Ich habe um Nachricht durch einen Boten gebeten; denn sollte es um Schillern zweifelhaft bleiben, so werde ich alles versuchen, um von Papa die Erlaubnis zu bekommen, nach Rudolstadt zu gehn. Ich weiß nicht, was ich in dieser Ungewißheit hier anfinge, und ich denke auch, Papa wird gestern selbst gesehen haben, daß sie meine Gesundheit ganz zerstören würde.

169. Charlotte Schiller an Christophine Reinwald.

Rudolstadt, den 23. Mai 1791.

Denselben Abend, nach Empfang Ihres lieben Briefes, wurde mein geliebter Schiller von einer so heftigen Beklemmung auf der Brust befallen, daß wir befürchteten, es wäre ein Stickfluß. Er selbst verlor den Muth, und wie mir nun sein mußte, können Sie fühlen. Er bekam darauf einen Fieberanfall, starken Frost u. s. w. Endlich entwickelte es sich, daß Krämpfe aus dem Unterleib herrührend der Grund des Uebels waren. Noch einmal über den andern Tag kam ein heftiger Anfall, der noch schmerzlicher für mich war, weil er lange gewiß glaubte, seine Kräfte würden sich erschöpfen müssen, weil er sich so übernatür-

lich anstrengen mußte, um Luft zu haben. Aber auch dies ging vorüber, und wir hoffen nun, daß kein so heftiger Anfall wird wieder kommen können, weil jetzt alle Mittel angewendet sind, dem Uebel vorzubeugen. Unser hiesiger Arzt ist sehr geschickt; auch ließen wir unsern Freund Hofrath Stark holen, der ihn schon in der vorigen Krankheit so meisterhaft behandelt hat. Der versichert bei Allem was heilig ist, die Gefahr wäre so nahe nicht bei dem vorigem Anfall gewesen, als Schiller, als wir es geglaubt hätten, und er sagt auch, daß es keine Folgen haben würde. Da er es so offen sagt, so glaube ich ihm sicher. Er sagt es nicht nur, um mich zu beruhigen, sondern es ist ihm Ernst. — Gestern vor 14 Tagen war der traurige Anfang der Krankheit. Seit dem Dienstag darauf ist kein so heftiger Anfall mehr gekommen, und nun bleibt es schon lange ganz aus; der Athem wird zuweilen noch unvermerkt kürzer; sonst spürt er gar nichts mehr. — Heute ist er zum erstenmal wieder mit uns im Garten gewesen, und es war in mir ein tiefes Gefühl des Dankes, daß ihn mir der Himmel wieder gegeben, daß ich mich wieder mit ihm der schönen Welt freuen kann.

170. Karl Graß an Charlotte v. Schiller.

Neapel, den 10. August 1805.

Erinnern Sie sich eines Augenblicks, der mir unvergeßlich ist, als Schiller in Rudolstadt so krank war: Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte, so viel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Uebersetzung des vierten Buchs der Aeneide vorgelesen hatte, und

von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thüre, ſich nach Schillern umzuſehen. Sie ſahen ihn alſo da liegen und nahten leiſe auf bloßen Strümpfen, und eben ſo leiſe knieten Sie mit gefalteten Händen vor ſein Bette hin. Ihr loſes dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch Jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke ſchlug indeſſen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenſchaft umſchlangen plötzlich ſeine Arme Ihr Haupt, und ſo blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich's wagte, Ihnen eine Scene zu ſchildern, die ſo heilig und himmliſch war, daß nur Unſterbliche ſie belauſchen ſollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergeſſen konnte?

171. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Das Studium der Kantiſchen Philoſophie unter Reinholds Leitung hatte viele geiſtvolle Männer nach Jena gezogen, die ſich bei Schiller zu philoſophiſchen Geſprächen einfanden. Der Doctor Ehrhard, aus Nürnberg, intereſſierte ihn beſonders durch ſeinen Scharfſinn, und der Eifer des Baron Herberts, den im Mannesalter Liebe der Philoſophie aus Steiermark nach Jena gezogen, war ihm achtungswürdig, er liebte den Umgang dieſes jovialen liebenswürdigen Menſchen. Aber Anfälle von ſchweren Bruſtkrämpfen blieben nicht aus und griffen ſtörend in das heitre geiſtige Leben. Bei einem Beſuche in Rudolſtadt erlitt er einen

neuen harten Anfall, wo er sich entschieden dem Tode nahe glaubte. Das Leben war ihm werth und reizend; aber mit männlicher Fassung suchte er uns zu beruhigen und das Unvermeidliche ertragen zu lernen. Ich las ihm die Stellen aus Kants Kritik der Urtheilskraft, die auf Unsterblichkeit deuten, vor. Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen, und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden könne — nahm er ruhig auf. „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben", sagte er, „und wirken, so lange wir's vermögen." Wir sollten unsere Freunde zu ihm kommen lassen, damit sie lernten, wie man ruhig sterben könne. Als ihm die Sprache schwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeuge und schrieb — „Sorget für eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut sein." Noch verwahre ich diese rührenden Worte der Liebe.

Die Krämpfe ließen nach auf die Mittel unsers geschickten Arztes Conradi, der uns immer mit der Hoffnung tröstete, sie seyen nicht tödtlich. „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammen blieben!" sagte er seiner Frau und mir, mit sehr heiterm Blick.

Der Zustand besserte sich; er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Plane zu Arbeiten, und las viel in den schlaflosen Nächten. Reisen interessierten ihn sehr. In unsern Gesprächen wanderten wir über die ganze bekannte Erde, durch alle Zonen. Die Natur und besonders die Verschiedenheit der Menschen und ihre Zustände zogen unsre Betrachtung an. Die Länder am Nordpol, wo der Mensch mit allen Elementen um sein Daseyn kämpfen muß, waren Schillern besonders merkwürdig. „Man bringt doch immer etwas von solch einer Reise um die Erde zurück", sagte er.

In dieser Zeit las er auch Tassos befreites Jerusalem in Heinse's Uebersetzung mit dem größten Antheil. Als wir einmal

von einem Beſuche über Land zurückkamen, hatte er das Gedicht vollendet, und ſagte: „Der Taſſo liegt mir in allen Gliedern.“ In dieſer Epoche fing die Unordnung im Schlaf und Wachen bei ihm zuerſt an. Er fand, daß er eher einſchlafe, wenn er unter einem leichten Geſchäft ſich vom Schlaf übermannen ließ, als wenn er ihn erwarte. Unſre Hausjungfern ſpielten mit ihm Karten, wobei er ſehr heiter war, ſo daß ſie gern ein paar Stunden Schlaf opferten, deſſen meine Schweſter und die übrigen Hausbewohner ſo ſehr bedurften, um dem Leidenden den Tag heiter zu machen.

172. Aus dem Briefwechſel von Baggeſen mit Reinhold.

Baggeſen an Reinhold.

Kopenhagen, Juni 1791.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, theuerſter Reinhold! wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei der ſchrecklichen Nachricht, die ich dieſen Augenblick erhalte — und, mein Gott! wie wird Ihnen zu Muthe ſein? Iſt's möglich? unſer Schiller iſt geſtorben? Ich kann es noch immer nicht glauben — ob ich es ſchon fühle . . .

Ich wußte wohl, daß ich dieſen außerordentlichen Mann liebte — aber jetzt fühle ich erſt ganz, wie theuer er mir geweſen iſt, wie ſehr er mir die Erde durch ſeine Exiſtenz verſchönert hat, wie groß der Theil des Intereſſe für dies Leben, den er mir gab, geweſen iſt. O, ſchreiben Sie mir bald, liebſter Reinhold, wie er geſtorben iſt, wie es mit ſeiner Frau geht, was

er hinterlaſſen hat — ſammeln Sie ſeine Posthuma — und ſorgen Sie, daß nichts davon verloren gehet. Jede Zeile von Schiller iſt intereſſant, und wenn er je was ganz Schlechtes, welches ich unmöglich glaube, geſchrieben hat, iſt auch dies intereſſant. Er war Deutſchlands Shakſpear — oder vielmehr er war Deutſchlands Schiller.

.... Ich habe mit meiner Sophie in der Geſellſchaft des einzigen Miniſters, Grafen v. Schimmelmann, ſeiner liebenswürdigen Gemahlin, des Herrn Schubart (Miniſter in Haag) und ſeiner Frau, d. h. in unſerm geliebteſten, gewöhnlichſten und faſt einzigen Kreiſe, hier drei der ſeligſten Tage meines Lebens, in faſt unaufhörlicher Begeiſterung, auf dem Lande zugebracht. Zwar ſind wir eigentlich acht Tage, beſtändig im Schooſe der Natur, mit einander geweſen; aber die drei Tage auf Hellebeck waren es doch vorzüglich, die mich ſo ſehr beſeligten. Aber wir waren auch mehr im Himmel als auf der Erde. Ich muß Ihnen die ganze Geſchichte erzählen.

Die Reiſe nach Hellebeck (ein Ort, der ſchon durch ſeine Lage begeiſtert), fünf und eine halbe Meile von Kopenhagen gen Norden, am Ufer des lautaufbrauſenden Meeres, dem Kullen, einem der höchſten ſchwediſchen Felſen, gegenüber, war ſchon ſeit einigen Tagen unter den drei ziemlich unzertrennlichen Paaren beſchloſſen. Ich hatte über mich genommen, für die mitzunehmende Bibliothek, im Fall das Wetter ſchlecht werden würde, zu ſorgen. Alles wird endlich fertig, wir ſind im Begriff nach Seeluſt zu fahren, wo wir die Andern mitnehmen ſollten, als ich ein Billet von der Gräfin erhalte, worin ſie mir Schiller's Tod und den Aufſchub der Reiſe, des ſchlechten Wetters wegen, meldete. Ich wurde wie vom Blitze getroffen, und wahr iſt's, ſelbſt die Nachricht von Mirabeau's Tod, ob ſie mich ſchon ſehr heftig erſchütterte, machte nicht eine ſo tödtende Wirkung auf mein Herz als dieſer Donnerſchlag — ich ſtürzte halb erſtarrt

in die Arme meiner Sophie, die auch sehr erschrak und meinen Schmerz und meine — verzeihe es mir, o Vorsehung! — Verzweiflung theilte. Es war mir unmöglich, in dieser Lage zu Hause zu bleiben — meine Sophie und ich würden nichts gethan haben, als weinen. Damals fühlte ich, daß, wenn auch der Deus, von welchem Ovid spricht, nicht in mir ist, wenigstens die commercia coeli da seien; daß, wenn ich auch kein Dichter bin, und kein Philosoph werde, beide wenigstens mir da sind; und daß, wenn ich auch nicht zu den Gebenden und Habenden gehöre, ich doch so sehr als vielleicht irgend Jemand auf Gottes weiter Erde zu den Nehmenden und ganz Genießenden gezählt zu werden verdiene. Indessen war vielleicht in meinem Schmerz auch sehr viel, das auf die Rechnung meiner allgemeinen Menschenliebe käme, wenn man die Empfindungsentstehungen so genau analysiren könnte — denn es schien mir in diesem schrecklichen Augenblick, als hätte die Menschheit einen ihrer ersten Erzieher verloren — und aufrichtig gestanden: es scheint mir noch immer so. Je genauer ich die Riesenschritte dieses urkräftigen Genius in den Spuren seines kurzen aber majestätischen Vorübergehens auf unsrer Erde betrachte und messe, je herrlicher schwebt vor meiner Phantasie das Bild Dessen, was er hätte werden können, wenn noch reifere Menschenkenntniß und Erfahrung, vortheilhaftere Umstände, vollkommene Geistes- und Gemüthsruhe einst ins Gleichgewicht mit seinen, vielleicht keines Zweiten Geisteskraft nachstehenden Fähigkeiten gekommen wären. Hier, liebster Reinhold, muß alle Philosophie die Hand auf den Mund legen, und auf die Frage: warum sollte dies nicht geschehn? schweigen. Unsre Erde scheint nun einmal nach ewig unveränderlichen Gesetzen dazu verurtheilt zu sein, sehr langsam zu gehen! Die Abbt's, die Schiller — (der sollte ich sagen; es gibt nicht zwei) müssen der Maschine früh entrissen werden, damit die Räder in nicht gar zu raschen Umlauf gerathen.

Ich konnte nicht allein mit meiner Frau bleiben. Sein hohes, hehres, apolloniſches — nur gar zu tief in unſre Seelen eingedrucktes Bild verfolgte uns mit dem weißen Schnupftuch an der Wange, wie wir ihn letztens, ach! nur gar zu kurz! ſahen. Wir ſetzten uns in den Wagen und fuhren im Sturm und Regen nach Seeluſt.

Es iſt ein Troſt, und zwar der einzige in einer ſolchen Stimmung, bei Jemandem zu ſein, der unſern Schmerz mitempfinden kann. Dieſen Troſt fanden wir hier. „Und da liegen ſeine Werke“ — die ich eben mitgebracht hatte. Iſt es nicht ſonderbar, Reinhold, daß in den vorhergehenden Tagen ich, ohne im geringſten an was zu denken, Schiller geleſen — und wenn man mich etwas zu leſen bat — immer aus Schiller vorgeleſen hatte, ſodaß wir Alle beim Empfang dieſer Nachricht ſo ganz im Schiller'ſchen Ton und Andenken waren, daß, als ich meine Bücher nachſah, welche ich den Tag vorher vorausgeſchickt hatte, ich nur Schiller'ſche Werke fand. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen,“ ſagte der Graf und die Gräfin, „um in aller Munterkeit Schiller's Ode: An die Freude, zu ſingen — jetzt wollen wir trotz dem Wetter hingehen und ſie in aller Wehmuth von Ihnen geleſen hören.“ Es wurde ſogleich angeſpannt und wir fuhren weg.

Stellen Sie ſich den romantiſchſten, erhabenſten, naturgrößeſten Ort vor, den man dieſſeits der Alpen finden kann, weit von der Stadt, am donnerrollenden Nordmeer. Hier lagerten ſich drei einander liebende Paare, ſechs wenigſtens das Gute wollende, das Schöne liebende Seelen, im vertrauten Kreiſe neben einander. Am Tiſche ſprudelte der geiſtige Champagner, mein und des Grafen Lieblingswein. Plötzlich fing Ihr Baggeſen an zu leſen:

Freude! ſchöner Götterfunken ꝛc.

— — — — — — — — — —

Wo dein ſanfter Flügel weilt —

und Instrumente — Clarinetten, Hörner und Flöten (ohne daß die Andern etwas wußten; es war durch mich und den Grafen veranstaltet) fielen ein, indem Alle wie durch Zauber zum Mitsingen hingerissen wurden:

Chor: Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Bruder! überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

und so nach jeder Strophe — bis nach der letzten, wo ich, als man glaubte zu Ende zu sein, noch zu lesen fortfuhr, was ich Ihnen nicht abschreiben will, weil deutsche Verse von mir allenfalls nur Dänen erträglich scheinen können — und in dem darauf folgenden Chor (welches ich doch nicht verheimlichen kann):

Unser todte Freund soll leben!
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas Himmelhain.

Tutissimi. Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben!

die Thränen Allen aus den Augen stürzten. Nachher kamen vier junge Knaben und vier unschuldige Mädchen mit Blumenkränzen, in weißen Kleidern, als Hirten und Hirtinnen. Man tanzte. Das Wetter wurde schöner und schöner — so verflossen drei Tage, wie drei Minuten, in unaufhörlichem feierlichem Genuß. So feierten wir Schiller's Tod — und so freuten wir uns, daß Sie noch leben. Meine Lieblingsscenen in Don Karlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus der leider unvollendeten Geschichte des Abfalls der Niederlande, und die Künstler, das reichhaltigste Gedicht von gleicher Länge, das ich kenne, und das allein hinreichen würde Schiller in meiner Seele unsterblich zu machen, wenn er sonst nichts geschrieben hätte — alles Dies

wurde geleſen. O! bei jeder Zeile rief mein Geiſt ihn zurück — und wäre nicht die Hoffnung der Unſterblichkeit ſo unerſchütterlich feſt auf unumſtößlichen Principien des Wunſches in meiner Seele gegründet, daß ſie, der älteſten Überzeugung gleich, niemals wanken kann, ich würde troſtlos ſein und in meinen verſiegenden Thränen beweinen, daß ich ihm auf dieſer Erde nicht näher kam, da ich ihm doch hätte näher kommen können. Grüßen Sie mit der innigſten brüderlichen und ſchweſterlichen Theilnehmung ſeine liebenswürdige Frau von mir und meiner Sophie — wenn ſie ſich anders noch auf die kurze Erſcheinung beſinnt, die uns unvergeßlich ſein wird.

Reinhold an Baggeſen.

Jena, Juni 1791.

Schiller's Todtenfeier macht dem Gefeierten und den Feiernden gleiche Ehre und hat mich in Ihrem Gemälde davon bis zu Thränen gerührt. Wenn Schiller völlig hergeſtellt ſein wird, dann ſoll er Ihre Briefe leſen, und ich weiß, daß ihm ſein gefriſtetes Leben dann noch einmal ſo lieb ſein wird. Ja! es verlohnt ſich reichlich der Mühe, in einer Welt zu leben, in welcher auch nur ein ſolcher Menſch lebt wie mein Baggeſen, ſeine Sophie, ſein Schimmelmann u. ſ. w. Schiller ſchickt ſich eben mit ſeiner Frau an nach Karlsbad zu reiſen, um ſeine ſehr geſchwächten Verdauungswerkzeuge zu ſtärken. Jezt iſt er ſo ſchwach, daß er nicht einmal eine Lecture wie Peregrinus Proteus, den er ſich vorleſen laſſen wollte, aushalten kann. Wenn er die Beſchwerlichkeiten der Reiſe überſteht, ſo glaubt ſein Arzt, daß ihm geholfen werde.

Ende Julius konnte er nach Carlsbad reiſen, wo er ſehr eingezogen lebte. Die Bekanntſchaft mit einigen bedeutenden öſterreichiſchen Kriegern intereſſirte ihn, und gab ihm neue Anſichten dieſes Standes, in den er, ſeines Wallenſteins wegen, gern hinein ſchaute. In Eger beſuchte er das Rathhaus; er ſah hier ein Bild Wallenſteins, auch das Haus, wo dieſer ſeinen Tod fand.

Den September brachte er in Erfurt zu; die Abende meiſtens bei dem immer gleich freundſchaftlichen und thätig theilnehmenden Dalberg. Vieles kam unter ihnen zur Sprache, beſonders Wallenſtein.

174. Aus dem Briefwechſel von Wieland und Göſchen.

Göſchen an Wieland.

Karlsbad 14. Juli 1791.

Schiller iſt ſeit vier Tagen hier und trinkt ſeit zwei Tagen das hieſige Waſſer. Sein Arzt, welcher auch der meinige iſt, hat große Hoffnung zu ſeiner Erhaltung. Die Reiſe hat ihn wenig fatiguiert, und er iſt heute ſehr wohl. Geſtern hat er den Plan zum Cal. ſo beſtimmt, daß er geſchont wird auf drei Wochen, daß wir keine fremde Hülfe gebrauchen.

Wieland an Göſchen.

Weimar 25. Juli.

Der Himmel belohne Sie, mein theurer Freund, durch die glücklichſten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünſchen und erwarten können, für die Freude, ſo Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsvollen Ausſichten zur Wiederherſtellung unſers vortrefflichen Schillers gegeben haben. Mit der lebhafteſten Ungeduld ſehe ich der Beſtätigung dieſes Evangeliums für mich und alle, die, wie ich, den unſchätzbaren Werth unſers Freundes zu fühlen und zu erkennen fähig ſind, entgegen.

Göſchen an Wieland.

Karlsbad 1. Auguſt.

Eben trat der Bote mit Ihrem Brief und Schiller zugleich in meine Stube. Sie hätten die Freude ſehen ſollen, welche Schillern Ihre Liebe verurſachte. Ein Strahl von Feuer, welches ſo lange erloſchen war, glänzte in ſeinen Augen. Ich danke Ihnen tauſendfach für dieſe Freude und für die Güte, womit Sie immer aufs Neue verpflichten.

Wenn Sie es als ganz gewiß annehmen — alle Aerzte behaupten es und die Erfahrung hat es beſtätigt — daß ein Schwindſüchtiger oder Bruſtkranker nicht drei Tage den Sprudel trinken kann, ſo iſt die Erfahrung, daß Schiller 18 Becher täglich ohne den mindeſten üblen Erfolg ſeit 18 Tagen täglich trinkt, allein hinlänglich alle ſeine Freunde mit der ſchönſten Hoffnung zu beglücken. Das aber iſt nicht alles. Er kam ſo ſchwach hierher, daß er eine kleine Anhöhe nicht erſteigen konnte. Geſtern hab ich ihn ſchon über einen ſehr beſchwerlichen Berg geführt und heute hat er ziemlich ſchnell gelaufen, ohne daß er darauf Acht gab.

75. Um dieſe Zeit kam Schiller nach Prag und hielt ſich dort mehrere Wochen auf. Er hatte während der Ferien, die ihm das Lehramt in Jena gönnte, die Brunnenkur in Karlsbad gebraucht, wo er im Hauſe „zum Schwan", oder, wie man damals ſagte, „zur Schwane" wohnte; ſeine junge, ihm erſt ſeit einem Jahre angetraute Frau, begleitete ihn. Es war eine hagere, hoch aufgeſchoſſene Geſtalt, bleich, ſommerſproſſig, von vorgebeugter Haltung, das röthliche Haar in einen Zopf gebunden, im Benehmen von einer gewiſſen Unbeholfenheit, in ſeinen Bewegungen eckig, ſogar linkiſch. Er beſuchte meinen Großvater [Meißner] und ſah ſich unter deſſen Führung die herrliche Stadt mit allen ihren hiſtoriſch denkwürdigen Stätten an.

Eines Abends waren sie auf das sogenannte „kleine Venedig", die jetzige Schützen-Insel, gegangen, mein Vater, damals ein sechsjähriger Knabe, begleitete sie. Man gelangte zur Insel auf einer Fähre. Von der „Appareille", wo man anlegte, führte eine schöne Allee bis zum Schützenhause, auf einem Roste von Eichenstämmen erbaut. Es war eben lebhaft dort, Büchsen knallten in den Ständen; nachdem Schiller sich die Säle des obern Stockwerks angesehen, die an allen Wänden mit zerschossenen Scheiben dekorirt waren, ging man ein Glas Bier trinken unter den grünenden schattenden Bäumen und horchte der Musik. Da stand denn auch zur Belustigung des Volkes ein Ringelspiel und Schiller ließ den Knaben auf ein Pferd steigen, gab ihm das Rapier in die Hand, damit er nach dem Türkenkopfe stoße, endlich legte er selbst Hand an, um die Drehscheibe in raschere Bewegung zu setzen. Eine Weile ging Alles gut, nun aber legte sich Schiller gar zu heftig an, die Scheibe kam allzusehr in Schwung, der Knabe fiel herab und lag blutend und schreiend da. Gleich darauf ward er bewußtlos, er hatte sich ein fürchterliches Loch in den Kopf geschlagen.

Zeitlebens trug mein Vater die Narbe an der Stirne, hart über dem linken Auge, die ihn an Schillers Besuch im Elternhause und an dessen Mitwirkung am Ringelspiel erinnerte.

176. Reinhold an Baggesen.

Jena den 16. September 1791.

Schiller hielt sich nach seiner Zurückkunft von Karlsbad ein paar Tage in Jena auf. Wie schlimm es noch immer mit seinen Gesundheitsumständen stehen müsse, können Sie daraus schließen, daß er sowol als sein Arzt damit zufrieden sind, und es für ein gutes Zeichen ansehen, daß er durchs Bad nicht schlimmer geworden ist, als er vorher war. Seine Eingeweide

ſind, ich befürchte faſt, unheilbar zerrüttet. Doch arbeitet er, aus geiſtigem nicht weniger als vielleicht auch ökonomiſchem Bedürfniſſe, an der Fortſetzung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Bei ſeinem Beſuche habe ich ihm Ihre, ihn und ſeinen vermeinten Tod betreffenden Briefe mitgetheilt, und ich zweifle, ob irgend eine Arznei heilſamer auf ihn gewirkt hat. Ich mußte ihm Ihre übrigen Briefe leſen laſſen, und er behauptet mir nun gerade ins Geſicht, daß ich Sie nicht genauer kennen, nicht höher ſchätzen, nicht inniger lieben könne, als er. Ich ſoll Ihnen ſagen, daß ihm ſeine Exequien auf Hellebeck ein unausſprechliches Vergnügen gewährt haben. Den Abend war ich mit unſerer übrigen kleinen Klubgeſellſchaft bei ihm. Seine Frau zog mich bei Seite. „Wenn Sie Baggeſen ſchreiben", ſagte ſie, „ſo ſagen Sie ihm — ſagen Sie ihm — ſchreiben Sie ihm —" und nun erſtickte ein Thränenguß ihre Stimme, die ſie nicht wiedergewinnen konnte, bis ich ihr ſagte: daß ich Baggeſen nichts Nachdrücklicheres, Rührenderes, Intereſſanteres ſchreiben könnte, als was ich ſoeben von ihr geſehen und gehört hätte. Ich fühlte mich unfähig, ihr über dieſe Materie ein Wort weiter zu ſagen, und wir ſprachen von andern Dingen . . .

177. Novalis an Reinhold.

Goſeck 4. Oktober 1791.

Von Schillern will ich mit Ihnen ſprechen; denn kein Gegenſtand der Unterhaltung iſt Ihnen gewiß angenehmer und für mich intereſſanter. Sie haben ihn wieder geſehen, wenn Sie dieſen Brief erhalten. Gewiß iſt er munter, heiter, im vollen, entzückenden Gefühl ſeiner wiedergekehrten Geſundheit. Sie ſehen ihn nun oft; Sie tauſchen Ihre beiden Seelen oft an traulichen Abenden gegen einander um, und ich, der ich ſo heiß darnach dürſtete, kann kein ſtiller, lauſchender, nichts verlierender,

alles tief verſchlingender Zeuge dieſes herrlichen Schauſpiels ſeyn. Ach! wenn ich nur Schillern nenne, welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf; wie mannigfaltige und reiche Züge verſammeln ſich zu dem einzigen entzückenden Bilde Schillers und wetteifern wie zaubernde Geiſter an der Vollendung des blendenden Gemäldes, und ſtört mich dann in dieſem Zaubermahl der Phantaſie der nagende Gedanke, daß dieſer Mann der Vernichtung nahe war, Schiller, der mehr iſt als Millionen Alltagsmenſchen, der den begierdeloſen Weſen, die wir Geiſter nennen, den Wunſch abnöthigen könnte, Sterbliche zu werden, deſſen Seele die Natur con amore gebildet zu haben ſcheint, deſſen ſittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergange retten könnte, Schiller, der ſo eine entzückende Form mit ſo viel Stoff, ſo viel Natürlichkeit mit ſo viel Natur, ſo viel Individualität mit ſo viel Allgemeinheit, ſo viel Herzensgüte mit ſo viel Herzensſtärke, ſo viel Einfachheit mit ſo viel Reichthum, ſo viel Syſtem mit ſo viel Art, ſo viel Charakter mit ſo viel Sinn, ſo viel Schema mit ſo viel Anwendung, ſo viele transcendentale Einbildungskraft und ſo viel Methode in der transcendenten, ſo viel Größe mit ſo viel Würde, ſo viel Liebenswürdigkeit mit ſo viel Liebe, ſo viel Grazie mit ſo viel Ernſt vereinigt, in deſſen Natur ſo viel Kunſt, und in deſſen Kunſt ſo viel Natur iſt, der ſo viel Geſichtspunkte und doch nur Einen hat, und endlich, der einer der ſeltenen Menſchen iſt, denen die Götter das hohe Geheimniß von Angeſicht zu Angeſicht offenbarten, daß die Schönheit und Wahrheit eine und dieſelbe Göttin ſey und daß die Vernunft der einzige Name und das einzige Heil ſey, das den Menſchen auf Erden gegeben worden, der einzig wahre, ächte Logos, der von Gott ausgegangen iſt und zu ihm zurückkehrt: — wenn, ſage ich, dieſer Gedanke mich ſtört, ſo bebe ich unfreiwillig vor meiner eigenen Exiſtenz zurück, und es drängt ſich

ein Seufzer zwiſchen meine Lippen, in welchen aller Glaube an eine höhere Hand, die den Faden lenkt, und die ganze Liebe und das Mitleid gegen eine Menſchheit gepreßt iſt.

Aber er lebt und bleibt vielleicht leben. Stolzer ſchlägt mein Herz, denn dieſer Mann iſt ein Deutſcher; ich kannte ihn und er war mein Freund. Wie lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn ſah, beſonders an die, da ich ihn zum erſtenmal ſah, ihn, das Traumbild der ſeligſten Stunden meines Knabenalters, da die höhere Macht der Muſen und Grazien den erſten herrlichen bleibenden Eindruck auf meine junge Seele machte und ich mit meinem Ideal in der Phantaſie vor Schiller trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Das vollſte, uneingeſchränkteſte Zutrauen ſchenkte ich ihm in den erſten Minuten, und nie ahnete mir nur, daß meine Schenkung zu übereilt geweſen ſey. Hätt' er nie mit mir geſprochen, nie Theil an mir genommen, mich nicht bemerkt, mein Herz wäre ihm unveränderlich geblieben; denn ich erkannte in ihm den höhern Genius, der über Jahrhunderte waltet, und ſchmiegte mich willig und gern unter den Befehl des Schickſals. Ihm zu gefallen, ihm zu dienen, nur ein kleines Intereſſe für mich bei ihm zu erregen, war mein Dichten und Sinnen bei Tage und der lezte Gedanke, mit welchem mein Bewußtſeyn Abends erloſch. Eine Geliebte hätte ich für ihn weinend aus dem Herzen geriſſen, wenn die Vorſehung ein ſo hartes Opfer verlangt hätte, meinem liebſten, Jahre lang gehegten Wunſche am Rande ſeiner Erfüllung entſagt; denn das Leben iſt nicht das ſtärkſte Opfer, was Enthuſiasmus und Liebe ihrem angebeteten Gegenſtande bringen können, denn wir fühlen nicht ſeinen Verluſt. Sein Wort hätte Funken zu Heldenthaten in mir geſchlagen, die keine Noth, kein Hinderniß hätten erſticken können, und vielleicht iſt ſelbſt das Gute und Schöne, deſſen

Spuren meine Seele trägt und tragen wird, ſchon durch ſein Beiſpiel größtentheils mit ſein Werk. Brächte ich einſt Werke hervor, die einen innern Werth unabhängig in ſich trügen, thät' ich etwas, das einen edlern Urſprung, eine ſchönere Quelle verriethe, ſo iſt es auch größtentheils Schiller, dem ich die Anlage, den Entwurf zur vollendetern Form verdanke. Er zog in meine Seele die ſanften, weichen Linien des Schönen und des Guten, die meine männlichere Vernunft nur tiefer zu ziehen, nur um die ſchärſten Ecken zu weben und zu ſchwingen braucht, um mein Glück und meine Ruhe auf Ewigkeiten zu gründen. Er bietet mir vom Port der himmliſchen Vaterwelt die Hände, um die geſunkene Pſyche heraufzuheben.

Könnte ihn Jemand beſſer zeichnen, Jemand beſſer die wahrnehmbaren Umriſſe ſeines intellektuellen Weſens, die die gewagteſten, reinſten, gelungenſten und feinſten ſind, in irgend einer menſchlichen Sprache entwerfen, als er ſelbſt im Bilde ſeines Poſa gethan hat? Nichts hat er vergeſſen, als die Anwendung und die mindere Anmaßung, die ſeinen Charakter noch menſchlicher, liebenswürdiger und umfaſſender macht. Eben dieſe ſtille Größe und ſittliche Erhabenheit, eben dieſes Weltbürgerherz, das für mehr als Menſchheiten ſchlägt, und doch dieſe idealiſche Liebe auf reine Seelen um ſich überträgt und nicht den Einzelnen entgelten läßt, was die Natur minder für ſie, als für's ganze Geſchlecht that, eben dieß nicht auf Erden Heimiſche und doch Zufriedene, nicht Klagende, Heilige, Reſignirende, was die gereifteſte Frucht der Humanität iſt, das Reſultat der höchſten Philoſophie des Sterblichen, welches einſt in jenen traurigen Tagen mit den Griechen verblühte. Ihm gab das Schickſal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinſte Gold des geläutertſten Menſchenſinns, in das Eigenthum und Erbtheil der ſittlichen Grazie zu verwandeln. Wiſſenſchaften werden im längern Laufe ſeines Lebens unter ſeinem wohlthätigen Fluge aufblühen, und

um kurz ein Gemälde vorüber zu gehen, das der scharfsichtige Blick des Künstlers selbst vielleicht noch nicht übersehen kann, er wird nebst einem Manne, den mir die Bescheidenheit zu nennen verbietet, der Erzieher des künftigen Jahrhunderts werden. Die Nachwelt zeigt ihm seinen Platz unter den kraftvollen Männern, die zur treffendsten, bittersten Charakteristik unserer Zeiten beinahe vergessen sind oder doch vernachläßigt unter ihrer Würde. Welcher Edle stimmt mir nicht bei, wenn ich Franklin, Linné, Haller, Newton, Baco, Luther, Hutten, Galiläi, Lessing, Leibnitz, Spinoza, Michel Angelo, d'Alembert und Machiavell nenne?

Oft, wenn in schwärmerischen Stunden das Bild der Vorzeit in uns erwacht, wenn die Bonmots der Natur, unsere Voltaire, Helvetius und die andern Modephilosophen und Modehelden unseres Jahrhunderts vor den alten herrlichen Söhnen der Natur verschwinden, wie ein künstliches Feuerrad beim Morgenstern, oder ein witziger Einfall vor dem Erguß einer edeln, ungezwungenen, wahren Empfindung, wenn uns unsere Zeiten, unsere moralischen Krüppel und Zwitter mit allen ihren Gebrechen und Scheusalen aneckeln, und wir, wie Hiob, der Stunde unserer Geburt zürnen, dann versöhnt uns oft ein Blick auf diese unsere Zeitgenossen mit Allem, und die mürrische Klage erstirbt auf den Lippen in ein Lispeln des Danks und in die abgebrochenen glühenden Laute der Liebe und Bewunderung.

Mein Morgen- und Abendgebet ist um Gesundheit: um die glänzendsten Lebensperioden Schillers mit genießen zu können, um von ihm begeistert auch höhern Zwecken nachzustreben; gibt mir diese die Vorsehung, was will ich weiter? Beschäftigung und Freudigkeit zu handeln hab' ich dann auf Ewigkeiten.

Einige Jahre nachher wurde Schiller als Professor der Geschichte in Jena angestellt. — Doch nein, ich irre; es war ja schon einer da, der Professor historiarum hieß, und Schiller durfte sich bloß Professor der Philosophie nennen. Diesen Titel erhält nähmlich jeder, dem man sonst keinen andern zu geben weiß, mag er übrigens lehren, was er wolle, wie denn Schiller wirklich die Geschichte mit einem fast unerhörten Beyfall lehrte. Späterhin trug er auch die Aesthetik vor. Um diese Zeit war es, wo ich auf einer Reise über Jena ihn durch den jungen von Hardenberg, der nachher unter dem angenommenen Namen Novalis bekannter geworden ist, persönlich kennen lernte.

Ach! mein Freund, so mancher in der Ferne für groß gepriesene Mann hat so viel bey mir verloren, seit ich ihn kennen lernte, Schiller aber gewann unendlich. Der ehrwürdige Griesbach, dieser Stolz Jena's, das nie völlig zu Grunde gehen kann, so lange es ihn noch besitzt, der ganze Facultäten aufwiegt, sprach mit Achtung von ihm, der humane und liberale Schütz liebte ihn, Schmid war beredt in seinem Lobe, Reinhold wurde warm, wenn er von seinem Freunde sprach, der Enthusiasmus unter den Studierenden war allgemein für ihn: und dies alles hatte ich an dem Tage vernommen, als ich ihn sehen sollte. Denke Dir selbst, mit welchen Gefühlen ich zu ihm ging, zu ihm, dem schon längst meine Bewunderung gehörte. Nun sah ich ihn denn, und war sein von dem Augenblick an. O, es ist so schön, den Mann, den man bewunderte, auch lieben zu können!

Er war lang von Statur, fast hager. Sein Körper schien den Anstrengungen des Geistes damals schon zu unterliegen, sein Gesicht war bleich und verfallen, aber eine stille Schwärmerey schimmerte aus seinem schönen, belebten Auge, und die hohe freye Stirn verkündigte den tiefen Denker. Mit Freundlichkeit empfing er mich, sein ganzes Wesen erweckte das Vertrauen. Da war nichts von Zurückhaltung, nichts von Stolz oder vornehmthuendem

Air, er war so offen, so redlich in allen Aeußerungen, so ganz nur ein schönes Herz entfaltend, daß mir, ehe eine Viertelstunde verging, war, als hätten wir uns seit Jahren gekannt. Hier war ächte, wahre Menschengröße. Als ich nachher in spätern Jahren die Worte Schillers las: „den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist: es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn das kann nur die Kunst seyn: es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es Grundsätze hat, als weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurück bringt: es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt, aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wissen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das Wenige, was aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung" — als, sag' ich, ich diese Stelle las, stand, wie durch Zauber, diese Stunde meiner ersten Unterhaltung mit ihm wieder vor meiner Seele, und ich rief aus: Ja, das ist Schiller, so war er, so habe ich, so hat jeder ihn gefunden!

Das Einzige, was ich ungern an ihm sah, waren — seine medicinischen Kenntnisse, die ihm, wie mir schien, wahrhaft verderblich wurden, denn er beobachtete seinen Körper und dessen Zufälle zu genau, und beraubte sich selbst dadurch der, zu seiner Genesung so nöthigen, Ruhe. Das Schlimmste dabey schien mir, daß er noch genug von diesen Kenntnissen besäße, um das Gefährliche seines Zustands einzusehen, daß er aber auch genug davon vergessen hätte, um den Gang der bevorstehenden Krankheit zu berechnen. Diese brach leider nur zu bald aus, denn

ſchon in Frankfurt erhielt ich die traurige Nachricht, daß er höchſt gefährlich darnieder liege, daß man an ſeinem Aufkommen verzweifle. Nachher hat man die voreilige Nachricht von ſeinem Tode ſelbſt in Zeitungen verbreitet, allein die Kunſt des Arztes rettete uns dießmal ſein theures Leben. Der trefliche Herzog von Auguſtenburg beſchloß bey dieſer ihm ſo traurigen Nachricht, dem edeln Sänger ein Denkmal zu errichten. Erfreut durch den Widerruf war er nicht begnügt, dem Todten einen Stein haben geben zu wollen, ſondern vereinigte ſich mit dem treflichen Miniſter, Grafen von Schimmelmann, nnd ſicherte Schillern eine lebenslängliche Penſion.

Unmöglich kann ich mich von dieſem Zeitpunkte entfernen, ohne Dir einige Data mitzutheilen, die zu ſeiner Beurtheilung vielleicht nicht ganz unwichtig ſind.

Als Schiller copulirt werden ſollte, frug ihn der Prediger, welches Formular er denn bey der Trauung gebrauchen ſollte. — Das alte, das gewöhnliche, — ſagte Schiller — mit dem Kraut und den Diſteln auf dem Felde. Meine Schwiegermutter — ſetzte er hinzu — wird dabey ſeyn, und der iſt unſtreitig das alte Formular das liebſte. — Hier haſt Du Schillern, den gutmüthigen Menſchen. Er mußte lange, ſehr lange gereizt, und dennoch wohl noch veranlaßt werden, — um eine Xenie zu machen.

Die Würde als Dichter fühlte er ſehr tief. Wer ihm dieſe antaſtete, dem zeigte er Stolz, und konnte es, wie er den Dichter nahm, auch allerdings. Verſchiedentlich hatte er ſchon Anträge, Gelegenheitsgedichte zu verfertigen, abgewieſen, als endlich einer ihm nachdrücklich zuſetzte, und ſich gar nicht undeutlich merken ließ, ſo eine Gelegenheit ſich Ehre zu erwerben, werde ihm nicht bald wieder kommen. „Mein Herr, — erhob ſich Schiller — hab' ich mich der Welt als Gelegenheits-Dichter gezeigt?“ Er ging, und ließ den Gimpel ſtehen. — Sieh hier den Dichter, der ſeinen Beruf höher anſchlägt, als bloß Verſe zu machen.

Sollte ich Dir den Gelehrten ſchildern, der mit allem Eifer nach der höchſten erreichbaren Vollkommenheit ſtrebt; ſo müßte ich Dir zeigen, wie er von Schütz das Griechiſche erlernt, von Reinhold bewogen unermüdet Kants Kritiken ſtudiert, ſich mit den beſten Dichtern aller Zungen und Zeiten vertraut macht. Und dieß alles, während er Vorleſungen ausarbeitet, die er jedesmal ſogleich in die Druckerey ſenden konnte, ohne ſeinem Nahmen die Achtung zu ſchmälern, während er überdieß als Schriftſteller äußerſt thätig war.

Um ungeſtörter ſtudieren und arbeiten zu können, verkehrte er die Ordnung der Natur. Die Nacht, wo aller Lärmen des Lebens verhallt iſt, alles Getös ſchweigt, die Außenwelt nicht die Aufmerkſamkeit zerſtreut, und man mit ungetheilter Kraft in ſich wirken kann, ſie, mit ihrer tiefen Ruhe, ihrer heiligen Stille, ihrer feyerlichen Erhabenheit, war ihm lieber als der gaukelnde, lärmende Tag. So ſonderbar es klingen mag, iſt es doch war: wenn man gegen Abend zu ihm kam, konnte man an ſeinem Frühſtück Theil nehmen, die Mitternacht fand ihn in tiefer Thätigkeit. Das Gepräge der Mitternacht iſt aber auch manchem ſeiner Werke unverkennbar aufgedrückt. Ach! er verlor dadurch nur zu viel von ſeiner Heiterkeit, ſeinen Lebensfreuden, ſeinem Leben ſelbſt, und der Gedanke hat mir ſchon manchmal den Genuß ſeiner nächtlichen Größe verbittert.

179. Caroline v. Beulwitz an Caroline v. Dacheröden.

[Rudolſtadt, Oktober 1791]

Mit Schillers Geſundheit geht's nicht ſo als ich wünſchte — doch macht er izt Poeſien, und ihm wirds leichter in der Seele werden denck ich. Wahre, wahre Kinder ſind die Genies und Schiller vor allen, immer nach dem entfernten greift er als nach

goldnen Aepfeln. Wenn er nicht in Jena ist träumt er sichs schön, und wenn er da ist vergeht er vor langer Weile. Ich fühle ihn einsam, denn so innig gut Lotte ist, so ists doch ein toder Umgang — aber uns ist izt auch nichts weniger als wohl zusammen — und ich besuch ihn erst wenn ihr kommt. Thorheit ists das Vergangne nicht vergangen sein zu lassen, aber ich fürchte der Samen alles Unheils für Schiller liegt doch darin, und die Welt der Empfindung ist ihm für immer verstummt. Dieser feine tiefe Sinn für Wahrheit der Empfindung fehlt auch seinen Kunstwercken — immer sind diese Töne überspannt, frappieren mehr als sie still rühren. Und so ist auch seine Liebe gewesen, daher erkläre ich mir das Verstummen meines Herzens.

180. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Wie Schiller unter den Krankheitsanfällen, die eigentlich dieselben blieben, aber bei ihrer traurigen Wiederkehr für ihn und uns, allmählich von ihrer Furchtbarkeit verloren, sein reges Geistesleben erhielt, zeigen seine Arbeiten in dieser Periode. Er setzte die früher begonnene Geschichte des dreißigjährigen Krieges fort, so wie seine ästhetischen Studien, und erheiterte sich durch die Uebersetzungen aus der Aeneide, da er sich zu eigenen Dichtungen nicht stark genug fühlte. „Auch darf man nicht glauben", sagt sein Freund Körner, „daß überhaupt damals eine hypochondrische Stimmung durch körperliche Leiden bei ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus seinen Briefen beweisen, daß er eben in dieser Zeit für begeisternde Wirksamkeit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erstorben war."

Ein sehr angenehmer, geistreicher Kreis von Hausfreunden, die auch großentheils an Schillers Tische zu Mittag aßen, trug

viel zur Erheiterung bei. Der jetzige Präsident Fischenich, Niethammer, Herr von Stein, der liebenswürdige Sohn unserer Freundin, von Fichard und sein Hofmeister Göritz waren die tägliche Tischgesellschaft. Offenheit und Heiterkeit herrschte bei dem mäßigen Mahl. Schiller gab sich dem muntern Gespräch unter diesen guten, von regem wissenschaftlichem Interesse belebten Menschen hin, von denen mehrere sich in der Folge durch Schriften und im Staatsdienst merkwürdig gemacht haben.

Mit Niethammer und Fischenich unterhielt er sich vorzüglich über die Kantische Philosophie, und diese war, bei dem lebhaften Interesse, das sie den drei Männern einflößte, ein nie versiegender Quell für gegenseitige Mittheilung. Ein dauerndes Band blieb durch's ganze Leben; und nach Schillers Tode fand der edle Fischenich Gelegenheit, seine Freundschaft für denselben den Hinterlassenen treu und auf die großmüthigste Art zu beweisen.

181. Schiller in Jena.

Die wenigen Bemerkungen, die ich [Göritz] Ihnen über Schiller und seinen Charakter, wie ich ihn gesehen habe, gebe, umfassen den kurzen Zeitraum von 1791—97, und auch aus diesem nur fragmentarische Ansichten, da die Verhältnisse, namentlich jahrelange Abwesenheit von Jena und eine spätere Bekanntschaft mit seiner frühern Geschichte mich unfähig machten, ihn schärfer zu zeichnen, oder wenigstens das Bild so darzustellen, wie es in meinem Gemüthe lebt. Erlauben Sie mir also nur einzelne Anekdoten und zerstreute Bemerkungen als Farben zu dem Ge-

mälde zu geben, das ein guter Kopf, der ihn ganz begriff, früher kannte und mit hohem Intereſſe beobachtete, einſt entwerfen wird . . .

Meine nähere Bekanntſchaft mit Schiller ſchreibt ſich vom Spätjahr 1791 her. Ich war damals mit einem Jungen von Adel in Jena. Es lief lange das Gerücht von einer ſchweren Krankheit Schillers, der ſich eben im Geburtsorte ſeiner Gattin, in Rudolſtadt befand, und mehrere Male von ſeinem Tode. Lange erwartete man ſeine Ankunft in Jena, die endlich erfolgte. Mehrere hatten die Nachricht von ſeinem Tode in Briefen verbreitet; dies kränkte ihn ſehr, und er nahm es beſonders dem Bergrath Bertuch in Weimar ſehr übel und ſuchte ſich durch mancherlei ſpöttiſche Anekdoten im vertrauten Cirkel Luft zu machen, z. B. Bertuch habe ihm ſein Gartenhaus gezeigt und mit hohem Selbſtgefühl geſagt: da habe ich den Don Quixote überſetzt.

Es befand ſich damals ein intereſſanter Cirkel von Schwaben in Jena, Paulus, Niethhammer, Rapp, Gros ꝛc. Schiller kam noch ſehr ſchwach in Jena an, die Nächte waren ſchlaflos, die Tage ſchmerzlich, und er war meiſt ſo abgeſpannt, daß der einfachſte Discurs ihm Ohnmachten zuzog. Arbeiten konnte er wenig oder gar nichts. Vermögen hatte er nicht, ſeine Frau nur einen kleinen Zuſchuß von Hauſe; er hatte anſehnliche Schulden. Die dreihundert Thaler Gehalt, welche er von Weimar bezog, reichten zur Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe nicht hin. Er ließ ſich mit ſeiner Frau und einer Hausjungfer und Bedienten ſpeiſen, und ſchlug mir vor, ob ich nicht mit meinem Eleven die nämliche Koſt nehmen und mit ihm eſſen wollte. Dazu kamen Niethhammer, ein Profeſſor Fiſchenich aus Bonn, der kantiſche Philoſophie in Jena ſtudirte, und ein Kammerherr v. Stein aus Weimar, der meiner Aufſicht zugleich anvertraut war. Halbe Jahre lang war auch die Frau v. Wollzogen, Verfaſſerin der Agnes von Lilien, mit uns bei Tiſche. Es bildete ſich bald ein

vertrauter Familienton unter uns, deſſen Andenken immer noch für mich ſehr reizend iſt.

Schiller liebte beſonders offene Geſpräche über Verhältniſſe des Lebens, und zeigte oft die geheimſten Gefühle ſeines Herzens. Er erzählte oft von ſeinen Jugendſchickſalen und ermunterte uns, das nämliche zu thun. Dadurch entſtand bald ein neckender Ton unter uns, der zu mancherlei komiſchen Vorfällen Veranlaſſung gab. So erzählte ich einſt von mir, ich ſey in meiner Jugend von den Blattern ſo häßlich entſtellt geweſen, daß man deßhalb gewöhnlich meine jüngeren Geſchwiſter mir vorgezogen und geliebkost; dies habe mich tief gekränkt, und beſonders habe ein Stuttgarter Nachbarskind, eine Schweſter des Dichters Fr. Haug, als Kind auf mich einen ſehr tiefen, unauslöſchlichen Eindruck gemacht, weil ſie, ſo oft ſie mich ſah, die Zunge gegen mich als ein häßliches Kind herausſtreckte. Das gehe mir bis auf den heutigen Tag nach und mache mich in vielen Fällen ſchüchtern und befangen, wo andere frei und unbefangen ſeyen. Als ich das nächſte Mal zu Tiſche kam, ſtreckten Schiller und ſämmtliche Tiſchgenoſſen die Zunge gegen mich heraus, und es gab ein allgemeines Gelächter. So wurde jeder geneckt.

Um Schiller, dem wir nicht ſo gut beikonnten, als er uns, einen Streich zu ſpielen, benuzten wir einige ſeiner Aeußerungen über die Art, wie Galetti in Gotha die Geſchichte behandelte. Er erklärte ihn für den langweiligſten und geiſtloſeſten Hiſtoriker, der je gelebt habe. Wir erkundigten uns genau, ob er je an Galetti geſchrieben habe, oder dieſer an ihn, ob er alſo ſeine Hand kenne. Als wir überzeugt waren, daß er in gar keiner Verbindung mit ihm ſtehe, verfaßten wir einen Brief von Galetti an Schiller, des Inhalts: er habe den erſten Theil ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs und auch die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande geleſen, und finde, daß ſeine Sprache ziemlich gebildet ſey und daß er eine lebhafte Phantaſie

habe; nur seyen die Facta alle falsch und unhistorisch vorgetragen, weil es scheine, als fehle es ihm an gründlicher Kenntniß der Geschichte. Diese besitze er, Galetti, im höchsten Grade; er mache ihm also den Vorschlag, die Geschichte gemeinschaftlich zu bearbeiten, wozu er, Galetti, die Richtigkeit der historischen Factorum, Schiller aber Sprache und Phantasie geben sollte. So würden Verstand und Phantasie in schönem Bunde etwas liefern, was Anspruch auf Vollkommenheit machen könnte. — Dies alles war in die feinsten Wendungen, die wir finden konnten, und in die urbanste Sprache eingekleidet, und Schiller erhielt diesen Brief gestempelt von der Post. Mit der Arglosigkeit eines Kindes kam er zu Tische und erzählte: „Denken Sie nur, was der verfluchte Kerl (ein Lieblingsausdruck Schillers), der Galetti, mir schreibt usw.“ Besonders ärgerte ihn der schöne Bund des Verstandes und der Phantasie. Er hieß Galetti einen Esel, der nie gewußt und nie eine Ahnung von dem gehabt habe, was Geschichte sey. Aber daß dieser Brief unterschoben seyn könnte, das fiel dem arglosen Manne gar nicht einmal ein; hätte er den geringsten Argwohn gehabt, so hätte er auf unsern Gesichtern das unterdrückte Lachen lesen können; aber er sprach noch öfter davon, und endlich erklärte er, er wolle ihm antworten. Unsere Absicht war also vollkommen erreicht, nur fehlte uns der Triumph, ihn auslachen zu können. Daß kein Brief an Galetti auf die Post gegeben werden konnte, ohne in unsere Hände zu kommen, dafür war gesorgt; wir sahen alle Adressen, da sein Bedienter auch uns bediente. Da wir nun durch diese erste List unsere Absicht nur halb erreicht hatten, weil zu unserer vollständigen Befriedigung noch gehört hätte, daß Schiller dem Galetti antwortete, so dachten wir auf etwas Anderes.

Eines seiner Lieblingsgespräche war Medicin und sein Studium derselben in der Akademie zu Stuttgart. Er wünschte oft und äußerte diesen Wunsch gegen uns, Zeit und Muße zu haben,

Medicin noch weiter zu ſtudiren, beſonders, um Doktor der Medicin zu werden und die Lieblingsidee ſeines Vaters, zu dem er innige Achtung und Liebe an den Tag legte, zu realiſiren. Auf dieſe Aeußerungen Schillers bauten wir einen neuen Plan. Es fiel nämlich in die damalige Zeit gerade das Jubiläum der Univerſität Erfurt, wobei bekanntlich gewöhnlich Ehrendoktoren in allen Fakultäten ernannt werden. Wir ſchrieben alſo im Namen des Prorektors in Erfurt einen Brief an Schiller: da die Univerſität ihr Jubiläum durch Erhebung mehrerer Männer von großem Namen zur Doktorwürde zu verherrlichen wünſchte, ſo würde ſie ſich für geehrt halten, wenn Schiller unter dieſer Zahl wäre. Da man nun wiſſe, daß er ſchöne Kenntniſſe in der Medicin erlangt habe, ſo biete man ihm die mediciniſche Doktorwürde an, und erſuche ihn, nur ein Specimen über ſeine Kenntniſſe in der Arzneikunſt einzuſenden. Wir hielten dieſen Streich für zu plump, um nicht zu erwarten, daß Schiller ihn merken werde. Aber ſtatt deſſen erſchien er nach Empfang dieſes Briefs mit erſtaunlichem Vergnügen beim Eſſen und theilte uns den Inhalt deſſelben mit. Er malte ſich, worin er große Kunſt beſaß, das Vergnügen ſeines Vaters mit den lebendigſten Farben aus, er ſagte uns, er habe den Haller geleſen, und es werde ihm ein Leichtes ſeyn, ein Specimen zu liefern, das Beifall erhalten würde. Er ſah ſich ſchon als Doktor der Medicin und als Leibarzt des Coadjutors (v. Dalberg), den er unausſprechlich lieb hatte und für deſſen Leben man damals mannichfaltige Beſorgniſſe hegte, weil er den Obſcuranten zu hell dachte. „Einen treuern Leibarzt kann er nicht bekommen, als mich.“

Während es uns ſchmerzte, eine ſo tiefe und edle Saite im Gemüthe Schillers berührt zu haben, wurde es uns ernſtlich angſt und bange über die Zuverſicht, womit er von allem dieſen als ausgemachten Sachen ſprach. Er hatte ſo wenig Arges, daß ſich alle ſeine Unterhaltungen um dieſen Gegenſtand drehten, den

er immer wieder mit neuen lebendigen Farben auszumalen wußte. Wir entdeckten dem Professor Paulus, mit dem er in den damaligen Zeiten oft spazieren ritt, unsere Angst, und baten ihn, er möchte Schiller von diesem Ideengange ableiten. Dieser hörte mit Erstaunen, daß das, was er auch für wahr gehalten, und wovon Schiller schon mehrfältig mit inniger Zufriedenheit mit ihm gesprochen hatte, sich auf einen bloßen Betrug gründe. Bei dem nächsten Ausritt warf er ihm Zweifel in den Weg, die aber Schiller nicht irrten: er beharrte in seinem Ausmalen einer Idee, die ihm eine ganz neue Welt eröffnete. Endlich gelang es Paulus, ihm Mißtrauen gegen die Echtheit des Briefes beizubringen, wovon wir aber nichts erfuhren.

Sehr oft spielten Schiller, Gros und ich nach Tische l'Hombre; Professor Fischenich, v. Stein und mein Eleve unterhielten sich gewöhnlich im Nebenzimmer mit den Damen. Ueber Tische hatte Schillers Bedienter nicht aufgewartet. Zufälligerweise fragte Fischenich, wo der Bediente sey? Die Schiller, welche mit unserem Plan durchaus unbekannt war, von ihrem Mann aber unterrichtet seyn mußte, gab ganz einfach zur Antwort: Schiller habe den Bedienten auf seinem Pferde zum Coadjutor nach Erfurt geschickt, um schriftlichen Abschied von demselben zu nehmen, da er nach Mainz reise, und ihm noch in andern, besonders seinen Doktorsangelegenheiten, geschrieben.

Das war für Fischenich ein Donnerschlag. Er ließ mich vom Spiel wegrufen und entdeckte mir die Sache. Unsere Verlegenheit war groß. Wir hielten Rath, und es wurde beschlossen, eine Estafette dem Bedienten nachzuschicken, der erst nach eilf Uhr abgegangen seyn sollte, und ihn zu veranlassen, den Brief Schillers an den Coadjutor wieder zurückzubringen. Nachdem die Estafette in größter Eile abgefertigt war, fanden wir, daß dies nicht hinlänglich sey; vielleicht könnte durch persönliche Gegenwart bei dem Coadjutor manches, was etwa durch Lesung

des Briefs verdorben wäre, wieder gut gemacht werden. Wir entſchloſſen uns, daß Einer von uns auf gemeinſchaftliche Koſten nach Erfurt reiſen, wo möglich den Bedienten ſelbſt aufſuchen und die Sache nach Kräften endigen ſollte. Das Loos fiel auf mich. Sogleich ſaß ich in der Poſtchaiſe und flog nach Erfurt, wo ich Abends nach acht Uhr ankam; ich hatte nicht ganz vier Stunden zu vier Meilen gebraucht. Da hatte das Poſtamt, an das die Eſtafette gelaufen war, nicht nur ſchon in allen Wirthshäuſern und Schenken in der ganzen Stadt nach Schillers Bedienten, ſondern auch ſchon zum Coadjutor geſchickt und ihn unterrichtet, Schillers Bedienter ſolle einen Brief an ihn wieder zurückbringen. Da Erfurt eine Feſtung iſt, ſo waren die Thore ſchon geſchloſſen, als ich ankam, und ſo wurde meine Ankunft dem Coadjutor gemeldet. Dieſer ſchickte ſeinen Kammerdiener an mich und ließ mir ſagen, er habe keinen Brief von Schiller erhalten, er laſſe mich aber bei ſeiner Ehre verſichern, daß, wenn noch einer ankommen ſollte, er ihn unerbrochen zurückſenden wolle.

Nun erſt wurde es mir klar, daß wir geneckt waren. Ich legte mich alſo zu Bette und kehrte am andern Morgen nach Weimar zurück. Von da aus ſchrieb ich an den Profeſſor F. einen jämmerlichen Brief, worin ich das, was mit dem Coadjutor wirklich geſchehen war, erzählte. Ich ſezte aber noch hinzu, was bei der Humanität des Coadjutors leicht möglich, und um ſeiner Freundſchaft für Schiller willen wahrſcheinlich war, er habe mich rufen laſſen, ſey begierig geweſen zu wiſſen, warum hinter einem Briefe Schillers an ihn eine Eſtafette und dann ſogar ein Reiſender geſchickt werde, und ſo habe ich ihm denn alles entdeckt, worüber er herzlich gelacht und auch die übrigen anweſenden Herren ſich ſehr luſtig gemacht haben, und dieſen Brief ſchickte ich durch einen Expreſſen von Weimar nach Jena.

Um aber die Geſchichte noch mehr zu verwickeln, war an

ſelbigem Tage die regierende Herzogin in Abweſenheit ihres Gemahls nach Jena gekommen und hatte Schiller und F. zur Tafel geladen. Der Expreſſe ſuchte F. im Schloß auf und ein Hofbedienter meldete demſelben, der der Herzogin gegenüber ſaß, es ſey ein Expreſſer da, der ihn ſprechen wolle; F. ſagte, er ſolle warten; man präſentirte ihm einen Brief auf einem Teller. Er ſteckte ihn zu ſich, aber die Herzogin beſtand darauf, daß er ihn leſe, und dadurch wurde er und Schiller in große Verlegenheit geſetzt. — Abends kam ich wieder in Jena an, nachdem die Koſten ſich auf drei Carolins belaufen hatten. Schiller lachte und wir lachten. Er war ſehr wohl zufrieden mit unſerer Sorgfalt, ihn nicht zu compromittiren, ſagte, er habe uns nur zeigen wollen, daß wir nicht auf alle Fälle gedacht haben, und wurde nun oft mit ſeiner Korreſpondenz nach Gotha und Erfurt von uns und wir von ihm mit unſern Eſtafetten und Extrapoſtreiſen geneckt.

* * *

Eine andere reiche Gelegenheit, ihn zu necken, bot ſich uns bald ohne unſer Zuthun an. Profeſſor Ulrich, ein übrigens ſcharfſinniger Kopf, deſſen Eleutheriologie noch immer geſchätzt wird, war durch Reinholds Anſtellung und den Zulauf, den dieſer bekam, der abgeſagte Feind der Kantiſchen Philoſophie geworden, über die er ſelbſt geleſen hatte, ſo lange er allein war. Er war ſomit auch der Feind aller Freunde Reinholds, alſo der ganzen jüngern Partie, Schillers, Paulus, Schmids, Hufelands uſw., und hatte ſich die gemeinſten Ausfälle und Kabalen gegen alle erlaubt. Er ſuchte ſich durch eine gewiſſe zweideutige Popularität, beſonders durch Annäherung an die Oberhäupter der Orden einen Anhang unter den Studenten zu machen. Dies gelang ihm mit der Maſſe vollkommen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo er zum Prorektorat gelangte. Da beſchloſſen die Oberhäupter,

dieſes denkwürdige Ereigniß durch eine Nachtmuſik und ein Gedicht zu verewigen, und eines Nachmittags, als ich mit Schiller allein in ſeinem Zimmer auf und ab ging, erſchien auf's eleganteſte gekleidet der Abgeordnete der geſammten Studentenſchaft und brachte Schillern die Bitte vor, er möchte ein Gratulationsgedicht für ſie auf Ulrich zur Feier des Prorektoratswechſels machen. Den Zorn Schillers über dieſe Anmuthung zu beſchreiben, iſt unmöglich; wir verglichen ihn damals gewöhnlich mit der Wuth des Sultans im Oberon, als Herr Hüon demüthig um einige Backenzähne und um ſeinen Knebelbart bat, oder im Peregrine Pickle, als der Advokat zu dem Commodore kam und ihm in's Ohr ſagte, er ſey der Advokat. Beſchämt und erſtaunt über die wirklich heftige Begegnung, die er von Schillern erfahren hatte, zog ſich der Muſenſohn zurück, und es war Gefahr, die Maſſe möchte dieſe Beſchimpfung ihres geachteten Anführers nach ihrer Weiſe durch Einwerfen der Fenſter zu rächen ſuchen. — Uebrigens war wirklich gegründeter Verdacht, daß den Studenten dieſer Schritt von boshaften Menſchen möchte unter den Fuß gegeben worden ſeyn, weil die dürftigen Umſtände Schillers kein Geheimniß waren. Der Prinz von Auguſtenburg half bald durch eine großmüthige Unterſtützung von hundert Louisdor auf drei oder mehr Jahre.

* * *

Ich habe Schillern nie geſund, ſogar äußerſt ſelten angezogen, faſt immer im Schlafrock geſehen. Im erſten ganzen Jahre war er ohnehin krank, und l'Hombre, Schach, leichte Geſpräche füllten das aus, was man ſeinen Tag nennen konnte. Er ſtand oft erſt um zwölf, halb ein Uhr auf, ja das Mittageſſen verſpätete ſich am Ende ſo, daß es bis auf drei, halb vier Uhr hinausgeſchoben wurde. Als er ſich im erſten Winter unſerer Bekanntſchaft wieder etwas wohler fühlte, ſchlug er mir vor, auf

eine Stunde im Schlitten zu fahren, da er sehr gut leiten könne. Er zog sich sehr leicht an. Wir waren sehr vergnügt auf dieser Fahrt, und als wir zu Hause angekommen waren, hatte ihm diese Lustpartie so wohl zugeschlagen, daß er noch länger fahren wollte, und auf meine Weigerung, noch einmal mitzufahren, einen andern überredete, und nun bis in die tiefe Nacht hinein fuhr. Dies zog ihm eine Erkältung und heftige Kolikschmerzen zu, an denen er mehrere Wochen fürchterlich litt. Mitten im größten Schmerz sagte ihm Einer: er jammere ja wie ein kranker Poet; das nahm er nicht übel, sondern lachte mit.

Es war sehr schwer, sein Arzt zu seyn. Er las alle Recepte, wollte die bestimmte Ursache wissen, warum dieses Mittel in dieser Quantität verschrieben worden sey, wie es wirken solle, mechanisch oder chemisch, und haderte oft mit seinem sanftmüthigen Arzte, der unaussprechliche Geduld mit ihm hatte.

* * *

Daß auf Schillers Gesicht Anmuth mit Würde gepaart war, und daß sein freundlicher Blick etwas sehr Anziehendes hatte, weiß jeder, der ihn gesehen und gekannt hat. Aber die Haltung seines Körpers, seine ungestalten Füße (was man in Tübingen Weinstühlchen nannte), und die sonderbare Bewegung seines Kopfes waren sehr unangenehm. In seiner Kleidung hatte er nicht nur keinen Geschmack, was wohl zu verzeihen wäre, sondern er handelte so sehr gegen alle Regeln desselben, daß er meist wunderlich angezogen war, besonders wenn er sich putzen wollte. Er konnte dann leicht einen blauen Frack und ein rothes Halstuch, gelbe Beinkleider und dunkle Strümpfe zusammen anziehen, und dies gab seiner ganzen Figur, besonders durch die zusammenstoßenden Kniee und auswärts gebogenen Füße etwas Bizarres. So waren auch seine Verbeugungen gegen alle Fremde.

Seine Stimme war im freundschaftlichen Gespräche angenehm

und, eine gewiſſe Heiſerkeit ausgenommen, wohlklingend. Aber ihn eines ſeiner Gedichte declamiren zu hören, war nicht auszuhalten. Er hatte dabei einen widerlich ſingenden Schulton. Wer ihn nicht gekannt und ihn declamiren gehört hätte, würde ihn für einen unverſtändigen Menſchen gehalten haben, der nicht weiß, was er lieſt, und das Schönſte verdirbt. Wie iſt es möglich, daß die hohe Harmonie, die in Schillers Gedichten herrſcht, ſo wenig von außen erſcheinen konnte! An Reinhard (dem franzöſiſchen Miniſter) habe ich in Tübingen das Nämliche bemerkt. — Was außerdem ſeiner Stimme ſchadete, war ſein übermäßiges Tabaknehmen. Graff hat ihn nicht umſonſt mit der Tabaksdoſe gemalt. Er war deßwegen auch immer barbouillé im Geſicht und auf der Wäſche.

Auf was er verfiel, das trieb er mit Heftigkeit und Uebermaß. Er hatte ſich ein Pferd gekauft, und nun ritt er alle Tage, und zwar von Hauſe an im Galopp, und kam oft im Carrière zurück, daß er das Pferd nicht halten konnte und ſich nur dadurch rettete, daß das Thier ſeine Heimath wußte und zum Glück eine Straße ohne Durchgang bei ſeinem Hauſe war, wo das Pferd doch ſtehen mußte. Seine Pferde waren deßwegen alle gefährlich für einen Fremden zu reiten, ſie gingen durch, ehe man es ſich verſah.

Im erſten Jahr geriet er mit erſtaunlicher Leidenſchaft an's l'Hombre. Wir hatten es uns zur Pflicht gemacht, ihm Geſellſchaft zu leiſten, ſo lange er noch nicht ganz hergeſtellt ſey. Schiller, Gros und ich ſpielten nun oft von Mittags nach Tiſche bis Morgens zwei und drei, gewöhnlich aber bis eilf Uhr fort, wobei man ſich nicht Zeit nahm, zu Nacht zu eſſen, ſondern ſich am Spieltiſche aus der Hand ſerviren ließ. Einſt berechnete er ſeinen Verluſt von einigen Wochen, und nun hörte das Spiel auf einmal auf.

Einen Winter hindurch wurden Verſuche mit der Laterna

magica gemacht, wie man Geister erscheinen lassen und ihnen sonderbare Gestalten geben könne, weil er den zweiten Theil des Geisterseehers bearbeiten wollte.

Im Sommer wohnte ich mit meinem Zögling in einem Gartenhause. Da war eine Kegelbahn, und nun kam er alle Tage zum Kegelspiel zu uns und nahm hohes Interesse daran. Abends aßen wir dann in unserm Garten. v. Stein spielte ebenfalls mit Vorliebe, und sie geriethen oft miteinander darüber in Streit. Ich habe noch ein Titelblatt, von Schillers Hand geschrieben: Abhandlungen über die Kegelkunst von Friederich Freiherrn von Stein, Herzoglich Sachsen-Weimarschen Kammerherrn, Brodhusaren und Kümmeltürken (zwei Spottnamen, die man in Weimar denen Studenten gibt, die sehr nahe nach Hause haben).

* * *

Der Umgang im Innern der Familie Schillers hatte für den, der darein eingeweiht war, etwas äußerst Anziehendes und wird jedem, der ihn genossen hat, unvergeßlich seyn. Er gab sich, wo er Vertrauen gefaßt hatte, ganz hin mit der vollendetsten Offenheit. Sie möchte ich die personificirte Lieblichkeit, die ganz keinen andern Willen hat, als den des Mannes, und an seiner Größe hinaufstaunt, und die holde Scham nennen. Er nannte sie nur die Decenz, es war aber nicht jene nachgeahmte, die so oft aus ihrer Rolle fällt und als Rolle so widerlich ist, es war Natur. Es schickt sich nicht, war ihr höchstes Gebot.

Für einen Fremden war es fast unmöglich, Eingang in's Schiller'sche Haus zu finden, und Besuche Durchreisender, selbst vornehmer Herren und Damen, z. B. der Gräfin Stollberg, welche auf's Dringendste anfragen ließ, ob sie kommen dürfe, wurden rund abgeschlagen, oft nicht einmal nur abgelehnt. Auch solche, welche nicht in genauem Verhältniß mit dem Hause standen, wurden meist kalt aufgenommen. Man war froh, wenn sie

wieder gingen. Schiller hatte am Ende faſt die Fähigkeit verloren, mit andern als ganz intimen Freunden auch nur ſich zu unterhalten. Die Baſis des Umgangs für die Eingeweihten war ganz einfach: Natur und Wahrheit. Dies fand ich im Anfang und in ſpätern Jahren, wo unſere Verhältniſſe ſich verändert hatten, Schiller eine eigene Haushaltung führte und keinen Tiſch mehr gab. Man brauchte nichts zu ſprechen, wenn man kam, man konnte ſich ſchweigend auf den Sopha ſetzen und ein Buch nehmen, oder auch nicht: man that, was man wollte und einem gefiel, und gerade das war die Seele des Umgangs. Jeder ſprach nur, was ihn intereſſirte, und oft ergoſſen ſich nun Schiller und Andere in der Fülle ihrer Gedanken.

Bei vertraulichen Abendgeſprächen liebte Schiller von ſeinem Aufenthalt in der Militärakademie zu reden, und von den Vorfällen, die ihm am Intereſſanteſten waren. Seiner Komödie, die er auf das Geburtsfeſt der Gräfin Franciska gnädigſt befohlenermaßen verfertigt, und worin er die akademiſche und Univerſitätsfreiheit neben einander ſtellte, erinnerte er ſich oft mit großem Vergnügen. Obriſt Seeger habe ſie ihm mehrere Male zurückgegeben und ihm befohlen, er ſolle das Leben in der Militärakademie mehr in's Licht und das auf Univerſitäten in ſtarken Schatten ſtellen: jedesmal ſey der Contraſt zwiſchen beiden größer geworden, aber immer zum Vortheil der Univerſitäten ꝛc.

Ueberhaupt war ſeine Sehnſucht nach dem Vaterlande ſehr groß und er ſprach mit auffallender Behaglichkeit darüber. Es war rührend, wie er ſich und Andern oft ſeinen Wunſch, im Vaterlande angeſtellt zu werden, vergebens zu verbergen ſuchte. Es kränkte ihn tief, daß Herzog Karl zu einem Herrn von Beulwitz, der die Prinzen von Rudolſtadt auf ihrer Reiſe begleitete, als dieſer bei Tafel von Schiller ſprach, geſagt hatte: „ich kenne ihn nicht.“

Sehr gerne hörte er uns von dem Tübinger Stipendium

sprechen, das alle ehemaligen Stipendiaten lieben; auch Planks und Spittlers behaglichste Stunden sollen die gewesen seyn, wo davon gesprochen wurde.

Einst kam seine Mutter mit einer seiner Schwestern, einem idealisch schönen Mädchen, die nun gestorben ist. Aber diese brachte lauter Verwirrung in's Haus. Mit der geradesten Offenheit und ohne alle Schonung und Feinheit, weil sie nichts Arges hatte, ohne Kenntniß der Welt, noch ihres Sohns, noch weniger seiner Gattin, mit einem hohen Mutterstolz und Schwiegermuttergefühl stach sie beiden, ohne es zu ahnen, in tausend Aeußerungen und Bemerkungen täglich glühende Dolche in's Herz, und wäre sie länger geblieben, sie hätte mit der größten Gutmüthigkeit das schöne und zarte Verhältniß zwischen Schiller und seiner Gattin ganz zerstört. Ich staunte über die Fassung, womit Beide ihr Einmischen in Alles aufnahmen.

Lustig war es anzuhören, wenn Schiller in's Rechnen kam. Im Anfange unserer Bekanntschaft war er in seinen Geldgeschäften äußerst nachlässig, und da ich viel mit ihm zu berechnen hatte, so wurde nie eine Rechnung anders berichtigt, als indem es ungewiß blieb, ob er mir oder ich ihm noch einige Groschen, oft auch Gulden schuldig sey. Auf einmal, gegen das Ende der Periode, befleissigte er sich einer Genauigkeit, die an's Kleinlichte grenzte, und er forderte den halben Heller, den er auch ausbezahlte. Er hatte auf einmal rechnen gelernt. Ich erinnere mich, daß er einst im vollen Ernst berechnete, mit wie wenig der Mensch leben könne, und die ganze Summe belief sich auf sechs Thaler. Die Rechnung war etwa in folgendem Sinne: Man kauft sich einen Laib Brod, man hat an einem halben Kreuzer täglich übrig genug. Man ißt in der Woche einmal eine warme Wurst usw.

Als ich nach Jena kam, hatte sich eben ein Professorenkränzchen gebildet, worin ich auch als Mitglied aufgenommen wurde. Die Gesellschaft war Schiller, Paulus, Niethammer, Reinhold,

Schmid, Schütz, die beiden Hufeland, Betsch, Göttling und Fichte. Dazu kamen auch die Frauen, in deren Häusern das Kränzchen war, nachher alle, aber oft auch Goethe, Wieland und Herder, und wenn ein interessanter Fremder durchreiste, wurde er eingeführt. Es war im Anfang sehr lebendig und belehrend, weil alle Fakultäten gegenwärtig waren, und mancher Gegenstand auf das Vielseitigste abgehandelt wurde. Schiller besuchte die Gesellschaft Anfangs mit Vergnügen, aber bald entleidete das große Kind Reinhold ihm die Gesellschaft. Reinhold hatte Aesthetik gelesen. Schiller fing auch Vorlesungen darüber an. Reinhold machte immer sehr große Ansprüche und nahm diese Collision übel. Seine Philosophie fing schon damals an zu stocken, und oft wurden ihm wichtige Einwürfe gemacht. Dadurch verstimmt, kam Reinhold zwar noch in das Kränzchen, aber zog sich immer in den abgelegensten Winkel des Zimmers zurück und sprach kein Wort mehr. Er ließ sich Essen und Trinken von seiner Frau dahin bringen, und Schiller nannte deßwegen die Frau Professorin Reinhold nur Reinholds Raben. Dieses Benehmen mißfiel Schiller, und er gab zwar das Kränzchen noch in seinem Hause, aber er besuchte es nicht mehr.

* * *

Schiller mit seinem heiligen, hohen Gemüth haßte die positive Religion, so wie er sie kannte. Er konnte sich lange nicht vom heftigsten Vorurtheil gegen sie losmachen, denn mit ihr stellten sich ihm alle die Schläge und Qualen, die er beim Unterricht in seiner Jugend erlitten hatte, vielleicht auch die Geschmacklosigkeit, Inconsequenz und Seichtheit des Vortrags zugleich vor. Das gestand er offenherzig. Doch interessirte ihn Religionsphilosophie sehr, und als Fichtes Kritik aller Offenbarung erschien, verschlang er sie, und war von manchen ihrer Ansichten so eingenommen, daß er sie rüstig vertheidigte und den Professor Hufe-

land, der nicht mit ihm einer Meinung war, im Disputiren einst über eine Stunde hinter einem Schrank, wohin sich dieser zurückgezogen hatte, unter beständigen Demonstrationen festhielt.

Von seinem Vorurtheil gegen die christliche Religion befreite ihn Humboldt (der Gesandte in Rom), welcher sich lange in Jena aufhielt. Dieser sagte ihm einst, wie unbillig sein Haß sey; sein Vorurtheil komme von der Erziehung her. Ihm seye das Aeußerliche derselben meist gleichgültig, ob er es schon fast durchaus für nöthig halte, aber das Innere erfülle ihn mit tiefer Ehrfurcht. Dies fällt in die Zeiten, wo Schiller sich auf Philosophie warf, in deren Abgrund er auch versunken wäre, wenn nicht Goethe, der nun anfing, seinen Umgang zu suchen, und sich oft Vierteljahre lang in Jena aufhielt, ihn herausgerissen und aufgemuntert hätte, seinen Blick auch nach Außen zu richten. Es bildete sich überhaupt damals ein reges und schönes Verhältniß zwischen Schiller und Goethe, wenn nicht von der Seite des letztern ein wenig Künstlerneid manchmal mit eingeflossen wäre; wenigstens weiß ich bestimmt, daß Goethe über mehrere Arbeiten Schillers, besonders über Wallenstein, gegen Andere urtheilte: er überzeuge sich nun immer mehr, daß Schiller nie etwas Erträgliches in diesem Fach liefern werde.

182. Jena zur Zeit Schillers.

Professor Fischenich, Kammerherr von Stein und ich ritten einst mit Schillern spazieren. Schiller ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Gesellschaft von Landleuten, die des Wegs nach Hause gingen. Es mochte diesen unangenehm seyn, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte Einer oder der Andere zu viel Bier getrunken haben, kurz, einer der Bauern fiel plötzlich Schillern, der etwas voraus war, in den Zügel. Wir kamen schnell herbei, Schiller wehrte sich wie ein Löwe, es ge-

lang ihm, den Zügel seines Pferdes los zu machen, und er ritt nun dem Angreifer, auf den er mit der Peitsche losschlug, einen Rain hinauf nach und verfolgte ihn lebhaft. Die andern Bauern sahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreifer zu examiniren, aus welcher Macht er Schillern in die Zügel gefallen sey. Er gab keine Antwort, sondern retirirte sich schnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken lassen, daß ich, statt zuzuschlagen, immer nur zu dem Kerl gesagt habe: „Wer iß Er?“ Indessen war durch unsere Dazwischenkunft der Streit bald entschieden gewesen und keine wahre Gelegenheit mehr vorhanden, Muth zu zeigen. Schiller hatte seinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeschlagen, die Uebermacht war auf unserer Seite, um so mehr, als die übrigen Landleute keinen Theil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgesezt worden, so würden wir, sobald sich die Gegenpartie verstärkt und Steine oder Erdschollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unserm Vortheil aus der Sache gekommen seyn. — Alle diese Vorstellungen halfen nichts. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: „Wer iß Er?“ Wir hatten nun oft Streit über den Muth, und ich bestand fest auf meiner Behauptung, daß es studentenhafte Renommisterei gewesen wäre, wenn ich oder ein anderer aus der Gesellschaft den Streit aufgenommen und weiter getrieben hätte. Herr von Humboldt behauptete mehrmals gegen Schiller, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern bloß ein Werk der Nerven sey, also nichts Willkührliches, sondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht selbst geben könne. Schiller hingegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung verstärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne . . .

Die angenehmste und interessanteste Gesellschaft für Madame Schiller war die Frau von Humboldt, Gattin des preußischen

Gesandten in Rom: ein liebenswürdiges, idealisches Bild schöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungesuchte Anmuth hatte, ohne es selbst zu wissen. Sie war nicht, was man nach Regeln schön heißt, aber sie besaß einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung Aller sicherte. Schade nur, daß sie nicht lange genug in Jena blieb. . . . Eine leichtsinnige, nach sinnlichen Freuden haschende, Zerstreuung liebende Gattin hätte für Schillern nicht getaugt. Er schien mir oft ein zu strenger, unbilliger Richter ihrer Handlungen zu seyn. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademischen Hause in Jena. Es konnte Jahre anstehen, bis sie so etwas unternahm. Gros und ich hatten uns Abends nach Tische mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesezt, und spielten fort, bis sie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, womit er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „Und du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends?“ Sie nahm den Verweis über ihr spätes Kommen sehr sanft auf und schwieg, als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, ganz.

Am weimarschen Hofe war es zur damaligen Zeit Mode, so leise zu sprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verstehen konnte. Dies war denn auch unter dem Adel allgemeiner Ton, und man sprach mit einander etwa so, wie man in einer größern Gesellschaft seinem Nachbar etwas sagen würde, um nicht von Andern gehört zu werden. Lautes Reden gehörte deßwegen im Schillerschen Hause zu den Zeichen einer schlechten Erziehung. Es gab dadurch oft lächerliche Auftritte. Z. B. Professor Ilgen, der ohnehin gewohnt war, sehr laut zu reden, erzählte einst Madame Schiller die Geschichte zweier Holzbauern, die sich auf dem

Markte zankten, ganz in dem Tone und mit der Stimme, die bei solchen Gelegenheiten vorkommen.

Madame Schiller wußte sich um seines Geschreies willen fast nicht zu fassen, und wir lachten über sie und über die uninteressante Geschichte, die Niemand hören wollte. Ilgen nahm das für Beifall und gefiel sich immer mehr in der Nachahmung der Bauernstimmen, so daß es am Ende auch uns unausstehlich wurde. Als Ilgen fort war, sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Das ist ein garstiger Mann, der Professor Ilgen", und erzählte nachher mit allen Zeichen des Abscheus gegen ein solches Geschrei ihren Bekannten die Geschichte.

Daß sie von Adel war, zeigte Madame Schiller durch die Art, wie sie ihre Kammerjungfer behandelte. Sie war hübsch und schien gutmüthig, auch waren ihre Sitten unanstößig. Sie wurde aber immer mit einem gewissen spöttischen, herabwürdigenden Ton behandelt, der uns oft empörte; sie konnte nichts recht machen und wurde immer mit Bitterkeit zurecht gewiesen, auch wo keine Ursache dazu da war. Ich habe, was meine Verhältnisse mit dem Adel betrifft, nur Gutes und Erfreuliches erfahren, und weiß den Unterschied zwischen Geldadel und dem erhebenden Gefühl eines ausgezeichneten Geschlechts, zum großen Vorzug des lezteren, aus vielen Erfahrungen. Aber überall, wo ich beobachten konnte, wurden die Kammerjungfern, besonders wenn sie hübsch und etwa Pfarrers- oder Amtmannstöchter waren (was kann denn dieser Misère Großes begegnen?), schnöde behandelt. —

Die wiederkehrende Gesundheit Schillers wurde von uns auf mancherlei Weise gefeiert. Ich gab einst der vertrauten Gesellschaft ein Abendessen in unserm Hause. Wir hatten ein sehr schönes Besuchzimmer, und das Ganze gerieth so gut, daß wir Alle sehr heiter wurden. Wir sangen und tranken alle Brüderschaft miteinander. Wir duzten uns den ganzen Abend, Frau von Wollzogen, Madame Stein, Fischenich, mein Eleve, Schiller und ich.

Am andern Morgen zeigte ſich unſere Verlegenheit. Trotz aller innigen Vertraulichkeit, fühlten wir doch tief, daß es ſich nicht ſchicke, Damen dieſer Art und auch Schiller zu duzen. Stein fühlte dies eben ſo lebhaft; er kam, machte ſich bei uns etwas zu thun und vermied, die dritte Perſon zu gebrauchen. Ich lächelte, und da ich merkte, daß er mit uns gleich fühle, ſo beſchloſſen wir, wenn wir zu Tiſche kommen würden, die Brüderſchaft zu vergeſſen, und im alten Ton zu reden. Man ſchien es uns Dank zu wiſſen, und wir verloren dadurch in der Meinung der intereſſanten Menſchen nichts ....

Die Unbefangenheit und Frugalität in Hinſicht auf Eſſen und Trinken ging oft ſehr weit. Einſt hatte Schiller Beſuch von dem jetzigen Adjudanten des Königs von Sachſen, dem General Funk. Er war damals Hauptmann unter der Garde. Schiller war in unſerm Garten zum Kegelſpiel und lud den Hauptmann zum Abendeſſen ein. Wir hatten die Koſt bei Schiller, wußten aber von der Einladung nichts. Da wurden ein paar ungleiche alte Tiſche zuſammengeſtellt, ein Tiſchtuch darüber geworfen, und es erſchien ein Stück Fleiſch mit ein wenig Salat als die ganze Gaſtmahlzeit, und dabei waren Alle ganz unbefangen, unerachtet es ſogar an hinlänglichem Geſchirr und Servietten fehlte ....

Ein paar verwandte alte Fräulein, die aber wohlhabend waren, kamen durch Jena, beſuchten Schillers und waren im halben Mond abgeſtiegen, einem Bierhauſe, wo nur Fuhrleute übernachteten. Das geſchah aus Oekonomie. Schiller machte ſich darüber luſtig, und Madame Schiller ſchämte ſich darüber. Es wurde ausgemacht, daß einige von der Geſellſchaft ſich betrunken ſtellen, zu dieſen Fräulein auf das Zimmer kommen und ihnen ſpöttiſch zu erkennen geben ſollten, man halte ſie für ſchlecht, weil ſie in dieſem Wirthshauſe logiren. Es war Schillers Idee, die er mit uns ſehr lebhaft auszumahlen wußte, auch theilte er die Rollen aus. Da aber ich meinen Eleven zu dieſem Scherz

nicht gerne hergeben wollte und auch Stein keine große Luſt bezeugte, ſo unterblieb die Sache, ſo leid es Schillern war. Auch Frau von Wollzogen hatte ſich in der Hoffnung, daß der Scherz ausgeführt werden würde, ſehr ergözt. Dies mag auch zum Beweis der Freiheit dienen, die in Jena und unter uns herrſchte. Schiller konnte überhaupt jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darſtellen. So verfiel er einſt darauf, wir ſollten uns eine Uniform machen laſſen, die wir immer tragen wollten. Er machte dieſen Vorſchlag dem Profeſſor Fiſchenich, dem Herrn von Stein und mir; er beſtimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das Dunkelblaue hervorſah, und ſilberne Knöpfe. Lange trugen Schiller, Fiſchenich und ich dieſe Uniform, die eben nicht geſchmackvoll war, und ich brachte ſie noch in's Land. Stein hatte ſich entſchuldigt, weil er Hofuniform tragen müſſe.

183. Fichard erzählte: Schiller ſei bei Tiſch ſehr heiter geweſen und habe ſich wohl einen kleinen Spaß mit ſeinen Tiſchgenoſſen erlaubt. Es war Winter, Schlittenfahrt ſollte ſtattfinden, Fichard wollte mitfahren, bedauerte keine Dame zu haben. Schiller ermunterte ihn, von einer gegenüber wohnenden Mutter ſich die Tochter zu erbitten. Fichard, mit dieſen Frauenzimmern wenig oder gar nicht bekannt, und noch unerfahren in der Sitte, ging in die Schlinge ein, ſtieg eines Tags nach Tiſch geputzt in's Nachbarhaus hinauf. Unterdeſſen ſtellte ſich Schiller in's Fenſter, und ſah nun über die Straße, was dort im andern Hauſe vor-

ging, als Pantomime: Fichard's höfliches Werben, das Erſtaunen der Mutter, ihre abſchlägliche Antwort und den armen begoſſenen Hund, der davon lief.

184. Caroline v. Beulwitz an Caroline v. Dacheröden.

[Rudolſtadt, 2. Dezember 1791.]

Schiller iſt immer thätig und das iſt ſeine Exiſtenz — doch ahnd' ich es iſt ihm ein dumpfes Sein — Aber es kann nicht anders, durchaus iſts ihm auch nicht wohl um mich für izt, wenn wir allein zu dreien ſind. Alle alten Töne müſten erſt ganz verklingen eh uns ein neues ſtilles Zuſammenſein erblüht. Wenn ſein Geiſt nicht an blühenden Erſcheinungen dabei verlöhre, ſo mögte ich er heftete ſich mehr an Lolo — es iſt doch ſo eine ewige Lüge in ſeinem Weſen Herz und Sinn gebannt zu haben, bei der ihm nicht wohl ſein kann — und das Herz zu theilen hemmt vollends die ſchönſte Kraft. Ach ewig fühl' ichs klärer, in einem Weſen zu ruhen iſt die ſchönſte Flamme des Geiſtes und wenn er darin verglommen iſt der Funcken, ſo fliegt er geläutert aus der Aſche — In dem tiefſten Weh liegt ein gewiſſer Reiz — daß dieſes nur von Einem kommen konnte — Ich habe mir dieſes Gefühl in dieſen Tagen ſo ausgeſponnen, und mir iſt ſo wohl dabei — ich wünſchte ich könnt Euch ſagen wie? — Auch ſo harmoniſch dünckt mir die Welt, nichts heterogene macht mich wund — Ein Spiel tauſendfacher Kräfte — Eine ewige Melodie vernehm ich in allen Anſichten der Natur und der Menſchenwelt, in der ich gern zerfließe voll des lieben heiligen Bildes — Ich mögte ſo bleiben, und dieſe liebliche Fülle des Seins an euren Herzen ausſprechen — ſo mit niemand reden zu können macht auch oft weh, wie ich hier. Die beſten Momente habe ich mit Gleichen, ich ziehe ihn leicht nach mir auf, er iſt immer leicht zu ſtimmen, und giebt nie einen Miston

wenns auch manchmal ſtum iſt — Aber da ſtöhrt mich waß mich mit Schiller in ſo höherem Maaße ſtöhrte — die Frau kann keinen Theil an geiſtigen Bildern nehmen und es ſchmerzt mich ihr in ihrem Manne Saiten fühlen zu laſſen die ſie nicht ſpielen kann, da ſie ihn ſo ſehr liebt.

185. ## Aus Briefen von Reinhold an Baggeſen.

Jena den 17. Oktober 1791.

Schiller iſt leidlich wohl; vielleicht könnt' er ſich noch ganz erholen, wenn er eine Zeit lang ſich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber Das erlaubt ſeine Lage nicht. Schiller hat nicht mehr als ich fires Einkommen, d. h. 200 Thaler, von denen wir, wenn wir krank ſind, nicht wiſſen, ob wir ſie in die Apotheke, oder Küche ſenden ſollen. Ich kann arbeiten, und Schiller hat es noch beſſer gekonnt, aber kann es jetzt kaum, ohne ſeine Exiſtenz in Gefahr zu ſetzen. — Ein ſchreckendes Beiſpiel für mich! Und doch — wäre nur Schiller einſtweilen geborgen, wie gern wollte ich mich dann mit der Verſorgung begnügen, die mir jetzt meine Geſundheit gewährt.

Jena, den 9. Dezember 1791.

Ueberraſcht hat mich Ihre, unſern Schiller betreffende Nachricht, und erfreut über alle Maßen hat mich der glückliche Erfolg Ihrer Verwendung für ihn. Es wird auch keinen Ehrenmann bei uns und bei Ihnen befremden, Dasjenige, was Dänemark ſchon einmal an einem Klopſtock gethan hat, an einem Schiller wiederholt zu finden . . . .

Ihr Brief kam um die Mittagszeit, und Nachmittag hatte ich drei Stunden Vorleſungen, und jetzt — Abends 7 Uhr — hat Schiller Beſuch. Ich habe alſo heute noch nicht meinen

Auftrag an ihn ausrichten können. Indeſſen werden, wie ich nicht anders vermuthen kann, die Bedingnugen, die Sie ihm anzubieten haben, vortheilhaft genug ſein, daß ihn ſein eigener Vortheil, Sie anzunehmen oder auszuſchlagen, bald genug beſtimmen wird. Hier hat er Nichts als 200 Thaler — und wenn ihm der Herzog, wie es leicht möglich iſt, dieſe Kleinigkeit laſſen will — gar Nichts zu verlieren. Seine Geſundheit geht langſam, aber doch immer vorwärts auf dem Wege der Beſſerung, und ich habe ihn vorgeſtern bei unſerm wöchentlichen Kränzchen um Vieles heiterer als vor acht Tagen gefunden.

Jena [13. od. 14.] Dezember 1791.

Mein Baggeſen! Heut frühe hat mir unſer Schiller, weil er wegen ſeinen etwas verſchlimmerten Geſundheitsumſtänden nicht kommen konnte, die höchſtmerkwürdigen Depeſchen (von denen Sie mir in Ihrem letzten Briefe an mich Winke gaben, die ich nicht verſtanden habe) zugeſendet und mich auf den Abend zu ſich gebeten. Der Eindruck, den der große, herrliche, alle meine hochgeſpannte Erwartung überſteigende Inhalt auf mich gemacht hat, iſt unbeſchreiblich, und die Handlung Friedrich Chriſtians und Ernſt Schimmelmann's iſt und bleibt in meinen Augen ein um ſo viel größeres moraliſches Wunderwerk, je mehr ſich dieſelbe in ihren Briefen als das natürlichſte Reſultat ihrer gewöhnlichen Weiſe zu denken und zu handeln ankündigt. Mit Freudenthränen in den Augen lief ich ſogleich zu Schiller'n. Seine Unpäßlichkeit war eine Wirkung des überraſchenden tiefen Eindrucks, von dem er ſich nur allmälig wieder erholt hat; aber doch noch nicht ſo ganz, daß er nicht ſeine Antwort auf einen der nächſten Poſttage verſchieben müßte. Das Geſchenk, deſſen Annehmung auch ſchon durch die Art allein, wie es ihm angeboten wurde, ihm zur Pflicht gemacht wird, überraſcht ihn

durch die Erfüllung seines alten Wunsches, ein paar Jahre gänzlicher Unabhängigkeit und Muße auf die Grundlegung zu einem bestimmten Plane seines geistigen Lebens verwenden zu können. Vom Annehmen kann wol gar keine Frage seyn. Auch davon nicht, ob er nach Kopenhagen reisen *will*. Dieß ist nun zu einem seiner innigsten Wünsche geworden. Wie bald es ihm aber durch seine Gesundheit möglich werden dürfte, weiß er noch nicht. Da er vom Herzog von Weimar Pension (200 Thlr. als Professor extraord.) zieht, die er nur gegen ein anderes lebenswieriges Appointement aufgeben kann, so versteht es sich von selbst, daß er, wenn es zu seiner Abreise kommt, nur auf die Zeit seines bestimmten Aufenthalts in Kopenhagen Urlaub nimmt. Gerne wird ihm dann auch unser Herzog die Pension auf immer lassen, wenn nach den *drei Jahren* sich nicht eine hinlängliche Versorgung in Kopenhagen finden soll; denn die beste Versorgung für diesen ganz zum *Schriftsteller* berufenen Genius dürfte freilich in einer oder mehrern Pensionen sein, die ihm *Freiheit* (das einzige Element, in dem er mit voller Kraft wirken kann) zusichert. Schiller selbst hat bisher im Gedränge seiner Empfindungen noch nicht genug zu sich selbst kommen können, über alle diese Dinge, über die ich nur flüchtig und kurz mit ihm gesprochen habe, nachzudenken. Ich schreibe daher nichts in seinem Namen, als daß er sowol durch das Geschenk, als noch vielmehr durch die Art, wie es ihm gemacht wurde, entzückt ist. In *meinem* sage ich Ihnen, daß seine Antwort Ihrem Wunsche ganz gemäß sein wird. Die Unruhe, mit der Sie mir diese Wünsche in Ihrem letzten Briefe äußerten, schien mir's zur Pflicht zu machen, der durch Unpäßlichkeit verzögerten Antwort unseres Freundes zuvorzueilen. O, wenn Sie den Ausdruck der Freude und der Rührung mit mir in den Augen des edelen Paares hätten lesen können!

Eine Reiſe im Frühjahr 1792 zu ſeinem Freunde Körner gewährte Schillern großen Genuß; doch war ſie auch durch Krankheits-Anfälle getrübt.

Fiſchenich begleitete ihn nach Dresden, und philoſophiſche Geſpräche beſeelten jede freie Stunde. Dann erfreute Schillern auf das innigſte ein Beſuch ſeiner Mutter, die eben eine ſchwere Krankheit überſtanden hatte, und ſeiner jüngſten Schweſter. Früher hatte er mir geſchrieben: „Heute habe ich einen Brief von Hauſe erhalten, worin die angenehme Nachricht ſteht, daß meine Mutter ſich anfängt zu erholen. Herzlich hat ſie mich erfreut. Ich hoffe noch einmal ſie wieder zu ſehen und ihr einige frohe Tage zu ſchenken. Auch dich und Lottchen muß ſie noch ſehen, und mein Vater euch ſeine Artigkeiten ins Angeſicht ſagen.“ Die funfzehnjährige Schweſter hatte die ſchönſten Anlagen. Stellen aus Schillers Gedichten zu declamiren, war ihre größte Freude, und ihre Naivetät machte uns viel Vergnügen.

Mehrere Rückfälle ließen indeß das Schlimmſte für Schillers Geſundheit fürchten. Er bedurfte der größten Schonung; öffentliche Vorleſungen wären ihm äußerſt ſchädlich geweſen; ſelbſt Privat-Vorträge verboten ihm ſeine immer wiederkehrenden Bruſtkrämpfe. Dieſe und alle andern anſtrengenden Arbeiten mußten ausgeſetzt bleiben, ſagt Körner. Es kam Alles darauf an, ihn wenigſtens auf einige Jahre in eine ſorgenfreie Lage zu verſetzen, und hierzu fehlte es in Deutſchland weder an Willen noch an Kräften. Aber ehe für dieſen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erſchien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tauſend Thalern auf drei Jahre, ohne alle Bedingungen, und bloß zu ſeiner Wiederherſtellung angeboten; und dieß geſchah mit einer Feinheit und Delicateſſe, die den Empfänger, wie er ſchreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten ſelbſt. Dänemark war es,

woher einſt auch Klopſtock die Mittel einer unabhängigen Exiſtenz erhielt, um ſeinen Meſſias zu endigen. Geſegnet ſey eine ſo edelmüthige Denkart, die auch bei Schillern durch die glücklichſten Folgen belohnt wurde!

87. Der gefällige Weimaraner [der 1836 das Schillerhaus bewohnte] erzählte uns ſein erſtes perſönliches Zuſammentreffen mit Schiller. Es war in einem ländlichen Wirthshauſe nahe bei Dresden geweſen. Schiller, damals Profeſſor in Jena, hatte dem längſt gehegten Wunſche Raum gegeben, einige Tage der Ferienzeit in Dresden zuzubringen. In einem Winkel des Gaſtzimmers ſaß eine hohe magere Geſtalt, das bleiche Geſicht mit der königlich leuchtenden Stirn von der Umgebung abgewendet, das große ſtillbrennende Auge dem Fenſter zugekehrt. Der Fremde ſchien, indem er da war, nicht gegenwärtig zu ſein nach Zeit und Raum. Niemand kannte ihn, er ſaß ruhig und mochte auf Erfriſchungen warten, obwohl er nichts beſtellt hatte. Hohe Reitſtiefeln und Sporen, die er trug, ließen vermuthen, der Fremde ſei zu Pferde gekommen, obwohl die Knechte im Hauſe von einem Pferde nichts wußten. Das Geſpräch drehte ſich um die Erzählung eines Hinzugekommenen, der ſo eben auf der Landſtraße ein herrenloſes Reitpferd aufgefangen hatte. Der Hinzugekommene war eben der freundliche Mann aus Weimar. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über den verunglückten Reiter des flüchtigen Gauls. „Es wird das meinige ſein“, ſagte der Fremde, und ſein blaſſes Geſicht überflog eine leiſe Röthe, mehr aus unfreiwilliger Anſtrengung, am Geſpräche Theil zu nehmen, als aus Schaam, ſeine beklagens-

werthe Ritterlichkeit einzugeſtehen. Schiller hatte ſein ungezogenes Roß nicht bändigen können; ich weiß nicht, war er abgeworfen oder abgeſtiegen, und hatte das widerſpänſtige Thier laufen laſſen, um mit der Reitgerte in der Hand den nahen Gaſthof zu erreichen. „Es lachte Niemand!“ betheuerte der Erzähler mit erhobenem Pathos, „die ſtille, aber mächtige Gewalt, welche der Anblick dieſes höheren Menſchen einflößte, bannte zu ſehr die Gemüther!“

188. Aus den Erinnerungen von Conz.

Schiller lebte und webte damals, als ich in Jena ihn wieder traf (1792), ganz in Kants Schriften; eine Liebe, die er ſchon früher, wie ſeine erſten Schriften beweiſen, für philoſophiſche Unterſuchungen ſehr geneigt, mit vielen ſeiner Zeitgenoſſen und einer beträchtlichen Anzahl der damaligen Profeſſoren in Jena theilte . . . Mehrere, vorzüglich der jüngern Lehrer dieſer Hochſchule, verſammelten ſich wöchentlich einigemale zu abendlichen geſelligen Unterhaltungen. Kant und Kantiſche Philoſophie war hier immer der Gegenſtand, über den am lebhafteſten geſprochen und geſtritten wurde, und Schiller blieb immer ſo wenig blos Zuhörer, daß er vielmehr mit ſeinem feurigen Geiſte und ſeinem eindringenden Scharfſinne dem Geſpräche oft das größeſte Intereſſe zu geben wußte. Da ich bei meinem Aufenthalte in Jena, von ein paar Monaten, gerade auf einer kleinen literariſchen Reiſe durch einen Theil Deutſchlands begriffen, mehreremale Gelegenheit hatte, dieſen geiſtreichen Abendzirkeln beizuwohnen, ſo konnten

mir dieſe Beſuche nicht anders als ſehr anziehend und lehrreich ſeyn. Aber auch ſonſt genoß ich oft des geiſtreichen Umgangs mit Schiller in ſeinem Hauſe, an ſeinem Tiſche, auf Spatziergängen. Er war die Humanität ſelbſt, ſo wie ſeine treffliche, noch lebende Gattin, die ihn liebte, wie er ſie liebte, ein Muſter edler Gefälligkeit und Beſcheidenheit war. Schiller führte mit ſeiner Gattin um dieſe Zeit keine eigene Haushaltung. Beide nahmen die Koſt bei einem ältern Frauenzimmer des Hauſes, worin ſie wohnten, die, wo ich nicht irre, Eigenthümerin deſſelben war. Auch ſpeiſten der jetzige Konſiſtorial-Rath, damals D. legens, Niethammer, und noch ein Landsmann von mir, der, als Erzieher eines jungen Adeligen von Frankfurt, dieſen auf die Univerſität begleitet hatte, der nunmehrige Dekan Göritz, mit ſeinem Zöglinge in der Geſellſchaft. Die Tafel war einfach frugal, und durch Schillers ſokratiſchen Ernſt und Scherz — möchte ich ſagen — gewann ſie die ſchönſte Würze. Schiller ſprach nicht viel, aber was er ſprach, gediegen, mit Würde, mit Anmuth, er liebte den gemäßigten Scherz; ein Feind des Leeren, und gleichförmig und heiter, wenn ihn Anfälle ſeiner Kränklichkeit nicht verſtimmten, wie er war, hörte man nur ſelten ein Wort, einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden, brauſenden Schiller, wie er ſich in ſeinen frühern Schriften, Kabale und Liebe, Fiesko, den Räubern beſonders, oft darſtellte, jetzt erinnert hätte: wie z. B., als er über eine niederträchtige, kund gewordene That eines damals in Jena angeſehenen Mannes, die einer der Geſellſchaft während des Eſſens erzählte, lebhaft entrüſtet, aber doch mit edler Haltung ſelbſt lächelnd ſagen konnte: „Es iſt zu verwundern, daß ſolche Menſchen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verweſen!“ Solche kräftige Bilder hörte man nur zuweilen von ihm, oft auch, wenn er von Perſonen ſprach, die er wahrhaft achtete, z. B. von des Kirchenraths Gr[iesba]chs Verſchwiegenheit in Geſchäftsſachen: „Seine Bruſt iſt ver-

ſchloſſen wie ein Archiv.“ — Der Ernſt, wenn ſchon ein milder Ernſt, blieb ſtets vorherrſchend bei ihm, und die Sehnſucht nach dem Höheren, Ideellen, von der er ganz durchdrungen war, begleitete ihn oft auch zum Antheil an harmloſen Spielen und Ergetzlichkeiten, denen er ſich zuweilen hingab, zum Billard, zum Taroke, zum Kegelſchub ſelbſt. Ich erinnere mich, bei einem ſolchen Zeitvertreibe in einem Garten vor der Stadt ihn geſehen zu haben, wie er auf einmal, von dem Kegelſpiele ſich wegwendend, die Augen zum ſchönen Abendhimmel emporhob, und auf die Bemerkung eines der Mitſpielenden: „ein trefflicher Abend!“ — wehmüthig entgegnete: „Ach man muß doch das Schöne in die Natur erſt hineintragen!“

Außer ſeiner Beſchäftigung mit Kant, die ſich hauptſächlich doch mehr auf das Studium der Kritik der Urtheilskraft, als der Kritik der reinen Vernunft damals erſtreckte, war Schiller zu jener Zeit mit der Fortſetzung des dreißigjährigen Krieges für den Göſchenſchen Damenkalender beſchäftigt, aber wegen oft geſtörter Geſundheitsumſtände nicht ſelten daran unterbrochen. Er war gewohnt, was er den Tag zuvor, oder auch wenige Stunden vor der Kompoſition aus ſeinen Folianten: Hugo Grotius und andern, ſich zurecht geleſen, ſogleich zu verarbeiten. Bei dem ſchnellen Ueberblicke, den er beſaß, bei der Macht der Darſtellung, die ihm eigen war, konnte dies ſeiner Arbeit weniger nachtheilig werden, als es bei minder von der Natur begabten Schriftſtellern der Fall hätte ſeyn müſſen; doch haben geiſtvolle Schriftſteller, z. B. Woltmann, Schlegel, Spittler u. a. bemerkt, daß nichts deſto weniger dieſes Werk, ſo verdienſtvoll es von vielen Seiten iſt, die Spuren einer ſolchen, zu flüchtigen und rhapſodiſchen Bearbeitung an vielen Orten nur allzuſichtbar an ſich trage, und daß die dramatiſche Trilogie: Wallenſtein im Ganzen auf einem viel gründlicheren Quellenſtudium beruhe, als eben dieſe hiſtoriſche Kompoſition. Poetiſchen Arbeiten war

Schiller doch auch in jener Periode nicht, wie Döring in seinem Leben Schillers anzunehmen scheint, ganz fremd geblieben.

Die bekannte metrische Verdeutschung einiger der ersten Gesänge von Virgils Aeneide beschäftigte ihn um diese Zeit. Schon in der Militärakademie hatte er diesen Dichter, wie den Homer, den er damals auch im Originale las, liebgewonnen. Drück erklärte den ersten, Nast den zweiten. Besonders, sagte er mir einmal, hätte die Bürgersche Uebersetzung einzelner Homerischen Gesänge in Jamben, die Nast seinen Zuhörern zuweilen vorgelesen, einen erfreulich-begeisternden Eindruck auf ihn gemacht.

Von Virgils Aeneide lieferte der sechszehnjährige Jüngling Schiller selbst einen nicht unbeträchtlichen Abschnitt in einer hexametrischen Verdeutschung in das schon erwähnte schwäbische Magazin. Der Versuch ist nicht uninteressant. Zwar keine regelrechten Hexameter, und eben so wenig eine nach strengeren Regeln berechnete Verdeutschung finden wir hier. Aber das kecke, feurige Genie des jungen Mannes verräth sich mitten unter den Fesseln, die es sucht, und gegen die es sich mitten im Suchen wieder ungebärdig sträubt, und wie oft der Verfasser auch über sein Vorbild hinwegsprudelt, sein Eigenthümliches Fremden aufzuopfern nur wenig fähig, bleibt er doch in jenem rohen Versuche anziehend, eben durch das letzte.

Nur auf eine kunstgemäßere Weise, wie sie Jahre und Studium mußten hervorbringen, möchte dieses beinahe der Fall seyn auch bei den erwähnten, in freien Ottaven gegebenen, späteren Verdeutschungen. Wieland, der während des ersten Aufenthaltes, den Schiller, ich glaube in den Jahren 1789—1790, in Weimar hatte, in freundschaftliche Annäherung mit Schiller getreten, und keineswegs ohne Einfluß auf seine fortschreitende, dem Edlen, Klassischen immer mehr sich zuwendende Bildung geblieben war*),

*) Wieland ist es auch, der auf Schillers wieder auflebende Liebe zu den Alten großen Einfluß hatte, der ihn vermochte, auf's neue wieder das Studium

hatte ihm große Liebe für die Ottaven beigebracht, wie für den Reim überhaupt. Ich erinnere mich, daß er damals für die antiken Sylbenmaße wenig Geschmack bezeugte, und auch die Vossische Hexametrik, die er später erst würdigen und schätzen lernte, als ungefüg, und dem Ohr zu wenig schmeichelnd, nicht sehr achtete. Als ich ihm Proben einer hexametrischen Uebersetzung des Lukans damals zeigte, sprach er nicht ungünstig davon, mahnte mich aber doch mehr ab, die Arbeit fortzusetzen. Es war nach einem Krankheitsanfalle, der ihm angestrengtere Arbeiten verbot, als Schiller sich entschloß, wie er einst in Hexametern die Probe gemacht hatte, nun in vollständigern Gemälden in einer noch freieren, aber dem Ohre mehr zusagenden Bearbeitung den Virgil rhythmisch zu bearbeiten.

Bei meinem ersten Besuche, den ich ihm in Jena abstattete, las er mir, noch frisch von der Freude über das Gelungene, aus einem so eben fertigen Hefte der Thalia von den fast nassen Druckbogen aus die ersten Proben dieser seiner Verdeutschung vor.

Er betrachtete diesen Versuch, wie er mir sagte, als Studium zugleich, um, wenn er sich an eine Epopee geben wollte, der Kunstgriffe im Technischen voraus schon mehr Meister zu seyn. —

Der Gedanke an eine solche Epopee war damals noch lebhaft in ihm. Aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges wollte er seinen Stoff sich schöpfen. Darum waren ihm auch die von Jenisch damals ihm für die Thalia eingeschickten Proben einer Borussiade — so mißlungen sie im Ganzen auch

der griechischen Sprache, das Schiller seit den Jahren seines Abzuges von der Militär-Akademie, vernachlässiget hatte, vorzunehmen, und ihn dabei aus seiner Bibliothek freundschaftlich unterstützte. Dieser Periode verdanken wir die Uebersetzungen, die Schiller aus dem Euripides lieferte, wenn auch nicht den Anforderungen, wie sie heut zu Tage gemacht worden, gemäß, immer gewiß geist- und geniereich, auch in den Anmerkungen. Sie sollten für Schiller, wie er selbst sagte, Studium und Vorübung seyn, die seine zweite dramatische Kunstepoche würdig einleiteten.

waren — nicht unwillkommen, und er ließ, wo ich nicht irre, mehrere Gesänge in dieser Zeitschrift abdrucken. — Er selbst, dem harmonischen Reim ganz damals zugethan, fast bis zur Ungerechtigkeit gegen hexametrische und andere antike Formen, den Jamb ausgenommen, er selbst war fest entschlossen, wenn die Hore der Ausführung des epischen Plans käme, keiner andern Versart, als der Ottaven sich zu bedienen. Allein die Ausführung dieses Plans unterblieb, vermuthlich darum, weil der Entschluß, die dramatische Laufbahn bald wieder auf's neue zu betreten, und frische Lorbeern dort zu brechen, ihm doch noch näher und angelegener war.

In den paar Monaten, daß ich Schillern oft in Jena sah, erinnere ich mich nicht nur einmal ihn gehört zu haben, wie er mit Begeisterung von jener Periode sprach: Es brenne ihn recht in der Seele — waren seine Worte — bald wieder mit einem neuen Drama aufzutreten, und er sey selbst begierig darauf; es müsse sich, ahne er, nach Form und Gestalt ganz unterscheiden von seinen vorigen. Seit er die Griechen studirt, schwebe ihm ein ganz neues Ideal vom Trauerspiel vor. — Ueber einen bestimmten Stoff jedoch, den er etwa bereits gewählt, erklärte er sich damals nie.

Aber das Jahr darauf, als er eine Reise in sein Vaterland gemacht hatte, und sich mehrere Monate, theils in Ludwigsburg, theils in Stuttgart aufhielt, hatte er es kein Hehl, daß er mit dem Entwurfe eines Plans zum Wallenstein sich fleißig beschäftige, wobei er doch mehrere Male unumwunden erklärte, er glaube wahrzunehmen, die zu lang fortgesetzte Beschäftigung mit der abstrakten Philosophie hätte seinem Genius Abbruch gethan. Eine augenblickliche, subjektive — sollen wir sagen Täuschung oder Wahrempfindung? — Da das lange Spalten von Begriffen und bedachtsame Sondern und Kombiniren von Ideen mit den raschen Operationen des schöpferisch-bildenden Geistes in einem

Widerſtreite ſteht. Aber bei ſolch einem Geiſte, wie Schiller, bedurfte es nur wieder der rechten Orientirung bei ſich ſelbſt, um bald wieder zu einer völligen und veredelten Reſtauration ſeiner urſprünglichen Kraft zurückzukehren. Und ſie hat ſich bewährt in der Fülle und Tiefe ſeiner nachherigen Dichtungen. —

189. Schiller und Utz.

Ich [Conz] hörte öfter aus ſeinem Munde ihn nicht nur die energiſche gedrängte Fülle der Hallerſchen Lehrpoeſieen, die ſeinem eignen Tiefſinn und Ernſt ſo ſehr zuſagten, rühmen. Auch von Utzens lyriſchem Schwunge, beſonders ſeiner Theodicee, der herrlichen Lehrode, die alſo beginnt:

Mit ſonnenrothem Angeſichte
Flieg' ich zur Gottheit auf, ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenſpiel, das nie erhabner klang....

ſprach er mit dem größten Wohlgefallen, und äußerte mehrere Male den Gedanken gegen mich, er hege den Entwurf, in einem ähnlichen Gedichte, als Pendant zu dieſem, die Reſultate der kritiſchen Philoſophie, von der er damals ganz begeiſtert war, wie Utz es hier mit der Leibnitziſchen verſuchte, in einer Art Wettſtreit darzuſtellen: das Wageſtück, mit einem ſo vorzüglichen Kopfe, wie Utz, ſeine Kraft zu meſſen, reize ihn! . . .

190. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Durch die Zeitungen erfuhr Schiller, daß man ihm, wie mehreren andern deutſchen Gelehrten, ein franzöſiſches Bürgerdiplom zugeſendet, das von drei Mitgliedern des Nationalconvents unterſchrieben war, nach einigen Jahren erhielt er es durch Campe. Schon ſeit geraumer Zeit hatte die Revolution ſich mit Unge-

rechtigkeit und Blut befleckt, und viele edle Franzoſen ſelbſt, die den Sieg der Freiheit auf der Bahn des Rechts und durch erhöhte rein menſchliche Geſinnung zu erringen gehofft, entflohen, um dem Blutgerüſte zu entgehen, in das Ausland. Als das Schickſal Ludwigs XVI entſchieden werden ſollte, ſchrieb Schiller (im Dezember 1792) Folgendes an ſeinen Freund Körner:

„Weißt du mir Niemand, der gut ins Franzöſiſche überſetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Verſuchung widerſtehen, mich in die Streitſache wegen des Königs einzumiſchen, und ein Memoire darüber zu ſchreiben....“

Ehe dieſer Gedanke zur Ausführung kommen konnte, war das Urtheil des unglücklichen Königs ſchon gefällt.

Das Studium von Kants Kritik der Urtheilskraft führte Schillern in immer weitere philoſophiſche Unterſuchungen, deren Reſultate er in der Abhandlung über Anmuth und Würde, in verſchiedenen Aufſätzen der Thalia, und hauptſächlich ſpäter in den ſchon erwähnten Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen bekannt machte. Die Schrift „Anmuth und Würde“ dedicirte er in der erſten Ausgabe unſerm Freunde Dalberg mit einer Zeile aus Milton: „Was du hier ſieheſt, edler Geiſt, das biſt du ſelbſt.“ Gewiß ein Muſter einer feinſinnigen Dedication.

191. Charlotte Schiller an Reinwald.

Jena, den 16. Oktober 1792.

Sein Körper wird doch immer ſtärker jetzt, und er kann beſſer dem Uebel widerſtehen. So ganz mit ruhigem Herzen kann ich die böſe Jahreszeit noch nicht ankommen ſehen, weil ich ſchon einmal ſo ſehr in meiner Erwartung betrogen wurde. Voriges Jahr war der halbe Winter ohne merkliche Uebel vergangen, und wie ich die Periode überſtanden zu haben glaubte, kam der fürchterliche Fieberanfall doch nach. —

Sie ſagen mir recht viel Schmeichelhaftes, mein lieber Schwager, was ich doch nicht ganz zu verdienen glaube. Es iſt kein ſo großes Verdienſt, ſich in Schillers Launen gut zu fügen. Erſtlich hat er doch im Ganzen genommen nicht ſo viele, dann erſetzen auch wieder ſeine heiteren freien Momente die trüben leichter. Auch habe ich mir ſo viel Philoſophie zu eigen gemacht, als ich brauche, um die Menſchen zu beobachten, und um gerade nicht in allen Momenten das von ihnen zu erwarten, was ſie in andern leiſten können.

192. Aus dem Tagebuch eines jungen Theologen (1792).

In Jena beſuchte ich mehrere Collegien und Studenten-Geſellſchaften. Die Lage der Stadt gefiel mir nicht. Eine freie oder doch halb freie und heitere Lage entſpricht, dünkt mich, dem Weſen eines Muſenſitzes. Man mag ſich durch Gewöhnung recht wohl befinden in Jena, ich ſah aber die Stadt an ſich ſelbſt an und hiernach ſchien ſie mir klöſterlichen Uebungen angemeſſener als akademiſchen Studien. Ueber Städten pflegt bei ſtiller Luft gern Küchen- und Ofenrauch in Wolkenſtreifen zu ſchweben, aber hier kann er gar nicht über die Berge kommen.

Mich verlangte ſehr, Schiller kennen zu lernen; ſein „Don Carlos" hatte mich mit hoher Verehrung für ihn erfüllt. In meiner Seele ſchwebte eine Vorſtellung ſeiner äußerlichen Geſtalt, nach dem Geiſte ſeiner Poeſie gebildet. Hohe Würde in einer edelſchönen Mannsgeſtalt, das war der Inhalt meiner Vorſtellung. Nicht Freundlichkeit erwartete ich von Schiller, aber doch Herablaſſung voll Güte. — Das Erſte, was mir auffiel, war ſeine Wohnung, oder vielmehr der Zugang zu ihr; ſie fand ſich in einem Hinterhauſe, zu welchem ich über einen gemeinen Wirthſchaftshof und einen alten ſchlechten Corridor entlang hingewieſen wurde; an der letzten Thüre ſollte ich anklopfen. Dieſe äußer-

lichen Dinge in Schiller's nächster Nähe verstimmten mich; sie waren mir wie mit Unverschämtheit dahin gedrängt. Meine Führerin, dem Ansehen nach eine Haushälterin, ärgerte mich auch, sie nannte Schiller's Namen und zeigte mir seine Wohnung mit größter Gleichgültigkeit, als wäre hier nur von den gemeinsten Alltagsdingen die Rede gewesen. Ich klopfte leise an die Thür. Eine schwache, unmännliche, fast quäkende Stimme spricht: „Herein!" — „Kann das Schiller's Stimme seyn?" Mit dieser Frage stand ich ein paar Augenblicke zweifelhaft da. Ich klopfe noch einmal an; dieselbe Stimme. Leise öffne ich die Thür und erblicke drei Herren an einem Tischchen, die Hände voll Karten. „Verzeihen Sie!" — sprach ich — „wohnt der Herr Hofrath Schiller hier?" — „Ja!" antwortete einer der Herren, wies auf seinen Mitspieler ihm gegenüber, und ging mit dem andern Herrn hinweg in eine Seitenstube. Da stand Schiller vor mir! Mein Blick überflog ihn vom Haupt bis zum Fuß. Kaum konnte ich vor Verwirrung die Worte sagen: „Ich wollte mir die Freiheit nehmen, Ihnen persönlich die hohe Verehrung zu bezeugen, die ich schon seit langer Zeit für Sie empfinde." — Alles an Schiller widersprach dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte. Ein langer Mann mit der Darstellung eines schlaffen Körpers, die Kniee eingebogen, einen Arm auf die Stuhllehne gestützt, ein mattes Auge mit unstätem Blick, ein bleiches längliches Gesicht ohne besonderen Ausdruck, und dazu röthliches Haar und langfingerige Hände, die ein Schnupftuch hin und her drehten. Ehre sey Schiller's herrlichem Geist! Nur dieser ist Schiller, nicht sein Leib, so wie ich ihn sah. Vielleicht war er eben kränklich und verstimmter Seele. Meine Erscheinung war ihm auf jeden Fall unangenehm. Er mußte die Betroffenheit sehen, womit ich ihn anschaute; denn mein Gesicht konnte eben nichts Anderes ausdrücken. — „Wer sind Sie?" fragte er mit eben der Stimme, die das Herein! gesprochen hatte.

Ich beantwortete dieſe Frage mit dem Zuſatz: daß ich eine Fußreiſe durch Thüringen mache. Schiller ſchwieg ein Weilchen, wie zerſtreut das Schnupftuch drehend, und ſprach dann leiſe: „Sie machen alſo eine Reiſe?“ — Länger konnte ich nicht aushalten. Ich bat um Verzeihung, daß ich zur Unzeit gekommen wäre, und eilte von dannen.

Schiller war der erſte große Dichter, den ich ſah. Künftig will ich geſcheidter ſeyn und das Leibliche großer Dichter und Künſtler ſo wenig, wie großer Gelehrten, deren ich ſchon mehrere kennen lernte, zum Voraus nach der Idee ihres Geiſtigen formen. Den Geiſt vornehmlich will ich ſuchen, und mich freuen, wenn ich zugleich Humanität und Nachſicht finde.

193. Lavaters Aufzeichnungen.

Reiſe nach Kopenhagen.

Freytags, den 31. May 1793. Jena.

Zehen Minuten nach 10. langten wir in Jena an . . . wo wir erſt irrfuhren — und dann zu dem uns freundlich erwartenden Reinhold kamen! —

Wir kamen — da ſich einige Gelehrte, die ich gern beſucht hätte, nicht in der Stadt, oder, nicht zu Hauſe fanden, zu Schillern; Ein Mann, den ich längſt gern geſehen hätte, und für deſſen freyen, männlichen, muthigen und genialiſchen Geiſt ich lange ſchon beſondere Achtung hegte. —

Alles deſſen, was man mir von ſeinen kränkelnden Umſtänden geſagt hatte, ungeachtet — hatt' ich Ihn mir doch viel härter und gewaltiger in ſeiner Totalbildung — und herrſchender in ſeiner Geſichtsform vorgeſtellt. Welch einen ganz andern Mann fand ich, als ich vermuthet hatte. — Einen Andern in jedem Sinne. Wie viel gewann Er durch's Geſehn ſeyn — oder, viel

mehr, wie viel gewann ich! — Ich ſahe in dem zwahr kränkelnden, hagern Geſichte nicht den Kraftgenialiſchen Schnitt, den ich erwartet hatte; Nichts von der meſſenden Verachtung, die anſteht, ob ſie einen zünftigen oder unzünftigen homme de Lettre, mit Sprechen oder Stillſchweigen behmüthigen wolle — Ich fand einen Weiſen, einen ruhigen, ſcharfen, edeln, zwahr in ſich ſelbſt ſichern, aber nichts weniger, als deſpotiſchen Denker, einen vielſeitigen Prüfer. So wenig Geſpräche von Bedeütung mir erinnerlich geblieben ſind, ſo ſehr blieb mir der Eindruck von dem vielbedeütenden Geſichte, und der beſcheidenen Geſtalt. Mir war der Anblick dieſes Mannes um ſo viel lieber, da Er der Gatte der Lengefeld iſt, die mich einſt mit ihrer braven Mutter in Zürich beſucht und den Wunſch — daß ſie recht glücklich ſeyn mögte, in meinem Herzen zurückgelaſſen hatte.

194. ## Aus Baggeſens Tagebuch.

(1793.)

Jena, 16. Juli, bei Schillers Abends. Herrlicher Abend, Hochheimer, Champagner. — 25. Juli. Zu Schiller, den ich allein fand; ſie war mit meiner Frau im „Paradieſe". — 26. Juli. Des Morgens mit meiner Frau bey Schiller im Garten. Er las uns ſeine neuen „Götter Griechenlands" vor. Wir legten einander unſer Glaubensbekenntniß ab. Er A— ich th— durch Glauben. Abends Spaziergang mit der Schiller nach den Teufelslöchern. — 27. Juli. Um 7 alle zu Schillers, die uns mit inniger Freude empfingen, brachten daſelbſt den Abend ſehr munter zu, verſprachen bis Sonntag in Nürnberg auf ſie zu warten, nahmen darnach Abſchied; beſonders ſie ſehr rührend.

195. Baggeſen an Reinhold.

Bern, 20. Auguſt 1793.

Wir mußten, müde wie wir waren, beſonders Sophie, ... in Nürnbergs verfallenen Mauern und Schuttgräben eine gute Stunde in der Dunkelheit herumſtolpern, bis wir endlich nach unſerer Herberge kamen, wo wir Schillers, die eben angekommen waren, antrafen. Sie waren uns wahre Engel bei dieſer Gelegenheit. Sie brachten uns Briefe und Nachrichten von Euch: und wir hatten ſo was ſehr vonnöthen. Den Tag darauf aßen wir Alle zuſammen wieder bei dem guten Erhard . . .

Schiller und Erhard lieben und unterhalten einander ſehr. Die Schiller war allerliebſt. Er iſt mir immer lieber und lieber geworden. Wir machten die Reiſe von Nürnberg nach Anſpach, und von da nach Feuchtwang zuſammen — unmöglich kann man ſimpler, freundſchaftlicher, humaner ſein, als er während der Zeit war.

Beſuch der Heimat (1793—94).

196. ## Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

In der Mitte des Jahres 1793 ſchrieb Schiller an Körner: „Die Liebe zum Vaterlande iſt ſehr lebhaft in mir geworden.“ Das Verlangen, daſſelbe nach ſo langer Zeit wiederzuſehn, ward lebendiger; und im Auguſt unternahm er mit ſeiner Gattin die Reiſe nach Schwaben. Er verweilte zuerſt in der damaligen Reichsſtadt Heilbronn, wo er die freundlichſte Aufnahme und in dem Umgange mit einigen geiſtvollen Männern die angenehmſte Unterhaltung fand. Das kleine Gemeinweſen, in der lachendſten, reichen Gegend, wo Ordnung, Fleiß und Wohlhabenheit die Bürger beglückte, erfreute Schillern ſehr, und das Wiederſehen der Eltern, Schweſtern und Jugendfreunde nach ſo langer Trennung labte ſein Herz.

Von Heilbronn aus ſchrieb er dem Herzoge von Würtemberg im Sinn des dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältniſſe von ſeinem Vaterlande entfernt. Er erhielt zwar keine Antwort; aber durch ſeine Freunde die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert: „Schiller werde nach Stuttgart kommen, und von ihm ignoriert werden.“

Seit dem Frühling 1793 lebte ich in Schwaben, mehrentheils auf dem reizenden Landgute der Frau von Senkenberg, Gaisburg, wo ich das Cannſtatter Bad gebrauchte, deſſen gelinde Wirkung die Aerzte für mein Nervenübel ſehr zuträglich fanden. Meine Krankheit hatte in den letzten Jahren ſo zugenommen, eine ſolche Verſtimmung erzeugt, daß ich's billig fand, einem von vielen Seiten achtungswürdigen Manne durch eine Trennung ſeine Freiheit wieder zu geben. Ich wollte in dieſem Zeitpuncte allein ſtehen und handeln und keinen meiner Freunde in die Unannehmlichkeiten verflechten, die bei der Auflöſung eines ſolchen Verhältniſſes nicht ausbleiben. Ein einſames, ſtilles Leben war mein innigſtes Bedürfniß.

Im September beſuchte ich Schillers in Heilbronn, da meine Schweſter ihrer Niederkunft entgegen ſah. Die vaterländiſche Luft, Jugenderinnerungen und die Nähe der Seinen hielten Schiller in ſehr milder Stimmung.

Ich erinnere mich ſehr merkwürdiger Geſpräche, die Schiller in Heilbronn mit dem berühmten Arzte Gmelin über thieriſchen Magnetismus führte. Dieſe wichtige Entdeckung unſrer Zeit zog ihn ſehr an; doch fand er ſeinen eignen Krankheitszuſtand für Verſuche dieſer Heilmethode nicht geeignet.

Da von dem Herzoge von Würtemberg keine Feindſeligkeit zu befürchten war, zog Schiller nach Ludwigsburg, wo er den Seinen näher war; denn ſein Vater lebte als Major auf der Solitude, und hatte die Oberaufſicht über die fürſtlichen Gärten und Pflanzſchulen. Vorzüglich zog ihn dahin ſein treueſter Jugendfreund von Hoven, in deſſen geiſtreichem Umgange und einſichtiger ärztlichen Pflege er für ſich und die Seinen die größte Beruhigung wie die angenehmſte Unterhaltung zu finden hoffte. Er fand beides im reichen Maße. Hr. von Hoven und ſeine liebenswürdige Frau thaten Alles, um den Ludwigsburger Aufenthalt angenehm zu machen.

197. Schiller in der Reichsstadt Heilbronn.

Schiller hielt sich in den Jahren 1793 und 1794 längere Zeit in der damals reichsfreien Stadt Heilbronn am Neckar auf. Er hatte sich schon einen großen Namen durch seine ersten dramatischen Werke, die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos erworben, befand sich aber gerade auf der Stufe der Entwicklung, wo ein Stillstand in der Produktion eingetreten war und er sich durch tiefere Forschungen und sorgfältigere Studien zu seinen späteren, noch höher stehenden Werken vorbereitete.

Seine Biographen sind über diese seine Lebensperiode wenig befriedigend. Sie geben zum Theil unrichtige Nachrichten, welche zur Ergänzung unserer Kenntniß vom Leben des großen Mannes berichtigt zu werden verdienen. Wir sind in den Stand gesezt, diese Lücke theilweise auszufüllen, und versuchen es in der folgenden Skizze.

Als Schiller nach Heilbronn gekommen war, in der Absicht daselbst zu wohnen, übersendete er vom Gasthof aus eine Eingabe an den Magistrat der Stadt, in welcher er seinen Wunsch aussprach und die Erlaubniß zum Aufenthalt nachsuchte. Der Magistrat ertheilte ihm nicht nur diese Erlaubniß gerne, sondern ließ ihm auch durch ein aus seiner Mitte abgesendetes Mitglied, einen Senator, „vergnügten Aufenthalt" wünschen. Dieser Beschluß wurde gefaßt, trotz der nachbarlichen Verhältnisse der Reichsstadt zu Württemberg und der wohlbekannten Gesinnung des Herzogs von Württemberg gegen den Dichter.

Der Senator, welcher den Auftrag erhalten, die Entscheidung des Magistrats persönlich zu überbringen, ein vielfach unterrichteter und wissenschaftlich gebildeter Mann, machte es sich zur besondern Aufgabe, dem berühmten Gast den Aufenthalt in Heilbronn so angenehm als möglich zu machen und ihm insbesondere dadurch nützlich zu werden, daß er ihm die in der Stadt befindlichen literarischen Hülfsmittel, die öffentliche Bibliothek, das

ſtädtiſche Archiv und einen Leſeverein zugänglich machte. Er wurde auf dieſe Weiſe näher mit Schiller bekannt, erhielt häufig Beſuche von ihm und begleitete ihn auch bei Ausgängen in die Stadt und in die Umgegend. — Mündliche Ueberlieferungen in der Familie dieſes Mannes, einige gerettete Bruchſtücke eines von ihm über dieſe Bekanntſchaft geführten Tagebuchs, auch mehrere Briefe Schillers an denſelben ſind das Material, auf welches die nachfolgenden Ergänzungen und Berichtigungen der bisherigen Biographien ſich gründen.

Der Aufenthalt in Heilbronn war beſonders geeignet, in dem ſcharf beobachtenden und fein fühlenden Dichter Eindrücke zurückzulaſſen, welche ihm bisher fremd geblieben waren und auf ſeine ſpäteren Produktionen einigen Einfluß äußern mußten. — Schiller hatte bisher das deutſche Volk nur aus dem Leben in Reſidenzen, in fürſtlichen Landſtädten und in Dörfern, in Stuttgart, Marbach, Mannheim, Dresden, Weimar, Jena, Rudolſtadt, Bauerbach und Oggersheim kennen gelernt. Das ganz eigenthümliche Leben aber, wie es ſich in den von Fürſten- und Beamtenherrſchaft unberührt gebliebenen Reichsſtädten geſtaltet hatte, in dieſen ehrwürdigen Reſten des uralten Selfgovernment des deutſchen Volks, war ihm noch ganz fremd geblieben. Er hatte ſich nie längere Zeit in einer Reichsſtadt aufgehalten. Er hatte zwar einige Jahre früher in Frankfurt verweilt, aber doch zu kurz und unter Umſtänden, welche ihm genaue Blicke in das innere Leben dieſer Stadt nicht geſtatteten, in Geſellſchaft von Mannheimer Schauſpielern, wo er, wie er ſelbſt in einem Briefe ſagt, „von Freſſerei zu Freſſerei herumgeriſſen wurde und kaum einen nüchternen Augenblick erwiſchen konnte.“

Seinen lebhaften Wunſch, das Leben in einer Reichsſtadt kennen zu lernen, ſprach er bei ſeinen Antrittsbeſuchen deutlich aus. Seine zweite Abſicht, die Nähe der Stadt an der Grenze des ihm bisher noch verſchloſſenen Württemberg zu Verbindungen

mit Freunden in der Heimath zu benutzen, ſtellte er nicht voran und ſprach dieſelbe erſt ſpäter im Vertrauen aus. Es war aber auch dieſe zweite Abſicht nicht die einzige, und die erſte war nicht bloß zum Schein vorangeſtellt. Schiller kehrte im Jahre 1794 wieder nach Heilbronn zurück, als nach dem Tode Herzogs Carl von Württemberg der zweite Grund ganz weggefallen war.

Goethe, Wieland, Schubart waren in Reichsſtädten geboren und hatten dort ihre erſte Bildung erhalten. Klopſtock erreichte in Hamburg ſeine höchſte Ausbildung, ſeinen größten Ruhm. Auch mehrere Vorgänger dieſer Männer, Hagedorn, Geßner, Haller, Bodmer hatten in Gemeinweſen mit ähnlicher Verfaſſung ihre Bildung erhalten und in ſolchen gelebt. Ueberhaupt zeigt ja unſere ganze Geſchichte, daß Städte der Art von jeher ein günſtiger Boden für originelle Produktionen geweſen ſind. — Eine ſolche Umgebung in der Nähe kennen zu lernen, mußte für Schiller von bedeutendem Intereſſe ſeyn; jedenfalls konnte der Aufenthalt in einer ſolchen Atmoſphäre nicht ohne Einfluß auf ſeine ſpäteren Arbeiten bleiben ....

Wenn Schiller mit jenem Senator, welcher ſich ihm beſonders widmete, durch die von ihm bewohnte belebte Neckarſulmer Straße ging, konnte er die große Verehrung bemerken, deren ſein Begleiter wegen ſeines Amtes genoß, und wie die Bürger, welche Abends auf den Bänken vor den Häuſern ſaßen, ſich erhoben, ihre Häupter entblößten, und doch auf Anreden das Geſpräch auf's ungezwungenſte fortzuführen wußten. Wenn er jenen Senator oder den regierenden Amtsbürgermeiſter in ihren Wohnungen beſuchte, konnte er bemerken, wie leicht hier auch dem geringſten Bürger der Zutritt zu den regierenden Herrn gemacht war, und wie die in Beſcheidenheit geſtellten Fragen nicht bloß das Amt, ſondern das ganze Leben betrafen, beſonders alles, was ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann vor einem andern voraus hat, wie die Fragen von den Senatoren auf die freundlichſte Weiſe be-

antwortet wurden, wie aber auch ſo oft ein Rath, ein Wunſch des Senats als ein Befehl geachtet und befolgt wurde. Dieſe Verbindung von Verehrung und Vertrauen der Untergebenen gegen ihre Obrigkeit war dem Dichter ſo neu und überraſchend, daß er ſich öfters verwundert darüber ausſprach und beſonders bemerkte, wie hier ganz anders als in den Fürſtenländern regiert werde, eine Aeußerung, welche um ſo mehr im Gedächtniß blieb und wiederholt wurde, als der, an den ſie gerichtet war, ſpäter die Regierungsweiſe in Fürſtenländern ſelbſt kennen lernte. Es beſtand hier allerdings ein ganz anderes Verhältniß zwiſchen den Regierenden und Regierten, als in fürſtlichen Ländern hergebracht iſt, wo die Beamten gegen ihre Untergebenen ſo oft einen hochfahrenden, ſcharfen, befehlenden, ſtreng abgemeſſenen Ton anzunehmen gewöhnt, oft ſogar genöthigt ſind. Und doch hatten dieſe ſtädtiſchen Rathsherrn eine viel größere Befugniß, als fürſtliche Beamte. Sie entſchieden über die höchſten Güter ihrer Bürger in zweiter Inſtanz und in der Regel in der lezten. Ueber ihnen ſtanden zwar noch die höchſten Reichsgerichte, aber dieſe Behörden waren, in Heilbronn wenigſtens, ſo unbekannt und fremd, daß in hundert Jahren keine Klage von den Bürgern der Stadt bei ihnen anhängig geworden war.

Eine ſolche wohlgeordnete Freiheit mußte beſonders dann einen lebhaften und günſtigen Eindruck auf Schiller hervorbringen, wenn er ſie mit der hochtönenden, gewaltthätigen Freiheit verglich, welche zu gleicher Zeit in Frankreich mit ſo furchtbaren Mitteln zur Geltung gebracht worden war. Der volle Unterſchied zwiſchen dem freien Mann und dem Sklaven, welcher die Kette bricht, zwiſchen geordneter deutſcher Freiheit und gewaltſamer franzöſiſcher konnte ihm nicht in deutſchen Fürſtenländern, nur in einer gut regierten freien Stadt zur Anſchauung kommen. „Die heilige Ordnung, die ſegensreiche Tochter des Himmels, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet, die der Städte

Bau gegründet," konnte er nicht in fürſtlichen Gebieten, nur in einem ſolchen Gemeinweſen verwirklicht ſehen. Jenen freien, leichten, freudigen Gehorſam gegen die Obrigkeit und ihre Geſetze, von welchem er in ſeinem berühmten Lied von der Glocke ſpricht, hatte er gewiß nicht in fürſtlichen Ländern gefunden, welche zur Feſtſtellung der Ordnung ſo viele Befehle nöthig haben und zur Ausführung ihrer Befehle ſo viele Beamte und Soldaten brauchen, ſondern nur in Städten, deren Oberhäupter mehr durch die Sitte als durch das Geſetz, mehr durch Rath als durch Befehl, und mehr durch das Vertrauen auf ihre Bürgerſchaft als durch Soldaten regierten.

Das Lied von der Glocke, ſchon im Jahre 1789 entworfen und einige Jahre nach 1793 veröffentlicht, erhielt zwar nicht in Heilbronn ſeine Vollendung, aber durch den Aufenthalt daſelbſt einige ſeiner lebendigſten Bilder und hellſten Farben. In dieſer Stadt konnte er auch die beſten Modelle von Meiſtern finden, welche die muntere Arbeit mit guten Worten zu begleiten gewohnt und geübt waren. Die vielfache Verbindung der Männer von höherer Bildung mit Männern des Handwerks, die guten Lehranſtalten und der fleißige Beſuch auch der höheren Claſſen derſelben von Jünglingen, die zum Handwerk beſtimmt waren, verbunden mit dem überhaupt hier gewöhnlichen heitern, wortreicheren Verkehr und einem damals noch allgemein verbreiteten Gefühl des Wohlbefindens — alles dieß begünſtigte mehr als irgendwo die Verbindung der Arbeit mit geiſtigen Regungen, das Verſchönern der engern Bedürfniſſe des Berufs mit allgemeinen Gedanken.

Von beſonderem Intereſſe für Schiller war es ferner, daß er hier von dem Leben und Streben des zahlreichen, in der Nähe der Stadt angeſeſſenen freien Reichsadels nähere Kenntniß erhielt. Die meiſten Mitglieder dieſes Adels hatten ihr Abſteigequartier im Gaſthof, in welchem Schiller anfangs wohnte und

in deſſen Nähe er ſich nachher eine Wohnung gemiethet hatte. Der Ritterkanton Kraichgau, welcher die meiſten derſelben zu einer korporativen Verbindung vereinigte, hatte ſein Conventhaus, ſeine Kanzlei und ſein Archiv in derſelben Straße. Der Direktor und mehrere Ritterräthe wohnten den größten Theil des Jahres in Heilbronn. Mehrere derſelben, eifrige Freunde der Kunſt und ſchönen Literatur, freuten ſich, den Dichter kennen zu lernen. Dieſen intereſſirte aber insbeſondere ihre Verbindung, welche in der Nähe von ſeiner Wohnung äußere Geſtalt angenommen hatte. Er hatte in Stuttgart, Mannheim, Dresden meiſtens nur Mitglieder des Adels geſehen, welche zum abhängigen Dienſtadel gehörten, ſeltener Mitglieder des freien Adels, und wenn er auch einige kennen lernte, ſo waren es vereinzelte. Hier fand er eine vollſtändige Republik dieſer Dynaſten, welche entſchiedenen Freiſinn, insbeſondere den Fürſten gegenüber, mit feſter Anhänglichkeit an Kaiſer und Reich verbanden, und von denen mehrere, wie die Berlichingen, Gemmingen, Sickingen, Weiler ꝛc. durch Namen und eigenen Werth an berühmte oder hochgeachtete Ahnen erinnerten. Hier kam ihm wohl zuerſt der freie Adel als ein weſentliches Element geordneter Volksfreiheit zur Anſchauung. Hier wurde ihm wohl auch mehr als anderswo der große Unterſchied zwiſchen abhängigem Dienſtadel und freiem Adel ſichtbar. Bei dieſer Congregation des freien Adels und in dieſer freien Stadt, welche von demſelben umgeben war, fand er auch die in den Fürſtenländern beinahe vergeſſenen Worte Kaiſer und Reich, ihre Embleme und Farben noch in ungeſchwächtem Anſehen.

Dieſe Gedanken, ſeinen früheren Werken fremd, wurden in ſeinen ſpäteren lebendig und lichtvoll dargeſtellt. Wallenſtein iſt ein ergreifendes Bild der zerſtörten Einheit des Reichs, der Folgen dieſer Zerſtörung, des unheilvollen dreißigjährigen Kriegs und mißlungener Verſuche, die Einheit herzuſtellen. Kaiſer und Reich iſt aber der in Wolken verhüllte Hintergrund dieſes ernſten

Gemäldes. Ferner, das lezte Drama des deutſchen Sängers, Wilhelm Tell, läßt ſich ohne lebendige Anſchauung von Kaiſer und Reich gar nicht recht verſtehen, und die Hauptvorwürfe, welche gegen dieſes lezte Meiſterwerk, dieſen erhabenen Schwanengeſang des Dichters erhoben worden, ſind nur daraus entſtanden, daß ſo vielen Leſern, beinahe der ganzen Generation ſeit Schillers Tod, dieſe Gedanken an ein Reich und einen Kaiſer ganz abhanden gekommen ſind und eine Anſchauung davon faſt gänzlich fehlt. . . . .

Von beſonderem Werth war Schillern der Aufenthalt in Heilbronn auch bei ſeinen Studien über den dreißigjährigen Krieg und ſeinen Vorbereitungen zum Wallenſtein. Über den Anfang des Kriegs geben die Heilbronner Archive und Chroniken manches Licht, weil dieſe Stadt der Ort war, wo die Union ſich verſammelt hatte. In der Nähe der Stadt iſt das Schlachtfeld von Wimpfen. Man zeigt jezt noch die Stelle, wo der Marggraf von Baden nach dem Verluſt der Schlacht ſich einen Trunk Waſſer auf der Flucht erbat, und man ſah damals noch die Schanzen, welche Tilly bei Wimpfen erbaut hatte. Von den Greueln der Soldatenherrſchaft hatte aber eine Stadt nur zu viel zu berichten, welche bald in den Händen der Schweden, bald in denen der Kaiſerlichen war.

Die nachfolgenden Bruchſtücke aus einem Tagebuch über die Unterhaltungen jenes Senators mit Schiller beurkunden das lebendige Intereſſe, das der große Mann an den verſchiedenſten Gegenſtänden des Wiſſens nahm, und bezeichnen insbeſondere ſeine damalige Gedankenrichtung.

Sontags den 1. Sept. 1793.

Nachmittags um 3 Uhr kam Hofr. Schiller unvermuthet zu mir (in einem schön verzierten seidnen Kleid) und bat mich, mit ihm zu Amtsbürg. M. von Waks zu gehen; er hätte ihm schon lange aufwarten sollen, könne es nicht länger anstehen lassen.

Ich hatte eben einige Spiegel im Zimmer, mit welchen ich das Bild der Sonne auffieng, als Vorbereitung zu der nächsten Sonnenfinsternis. Schiller gab sich sogleich viel mit diesem Spiegeln ab, und bemühte sich, das Sonnenbild im 3ten und 4ten Spiegel zu finden. Alsdenn ergötzte er sich sehr an meinem Glasconus, mit dem ich ihm einen Regenbogen im Zimmer machte.

Wir giengen nach 4 Uhr zu Hrn. Amtsbürgerm. v. Waks, welchen die Bekantschaft Schillers sehr freute. Es wurde viel von Frankreich gesprochen, von Mainz, von den Emigranten. Schiller sprach [sich] sehr vorsichtig und (wie es schien) unleidenschaftlich aus.

Wir giengen nach 5 Uhr weg; Herr Schiller wollte noch 2 Besuche machen; aber während wir über die Strase giengen, empfand er Frost, und eilte nach Hause, sich wärmer anzukleiden. Ich ward auf einen Augenblick nach meinem Haus gerufen; als ich darauf wieder zu ihm in sein Zimmer kam, ließ er mich nicht mehr von sich, war im Hauskleid, und ich muste mit ihm u. den seinigen Thee trinken. Er war sehr gesprächig.

Da wir von den Sternen sprachen, fiel ihm eine Stelle aus der Odyssee ein, welche er (nach Vossens Übersetzung) recitirte. Sie handelt vom Ulysses, der, einsam in seinem Schiff fahrend, nach dem Wagen, und Orion sieht.

Darauf kam ich mit ihm auf die Quadratur des Cirkels zu sprechen, worüber er mir sehr aufmerksam manche Frage vorlegte; Noch mehr über die Ellipsen, und paraboliſche Wege. Ich

trug (so gut ichs konnte) die Gründe vor, auf welchen die Theorie der Conusschnitte beruht.

Den 4ten Septemb. sprach ich wieder Herrn Schiller in dessen Behaußung. Er unterredete sich mit mir von der am nächstfolgenden Tag zu erwartenden Sonnenfinsternis, und freute sich auf dieselbe. „Es ist ein erhebender Gedanke, (sagte er) wenn man sich in der Phantasie vorstellt, wie so viele tausend Menschen in einer Stunde ihre Augen nach einem Gegenstand richten, und das grose Schauspiel zu gleicher Zeit genießen!" —

Ich sagte ihm hierauf, was ich in Röslern und andern Astronomen über Sonnenfinsternisse nachgeschlagen, worauf es dabei ankäme, auf was man besonders zu merken hätte ..... Er wollte nicht glauben, daß sich Zeichen von einer vorhandenen Athmosphäre um den Mond wahrnehmen ließen, und hielt das verschiedene Licht am Rand, wenn der Mond in die Sonne eingetreten ist, (welches die Beobachter bemerkten) für etwas anders. Er sprach viel darüber ....

Hierauf erzählte er mir auch Anekdoten von Kant, und brach in Lobeserhebungen desselben aus, weil sein Geist so viel umfasse, außer Philosophie auch sehr viel von Chemie, Mathematik, Geschichte, und selbst Jurisprudenz. Kant sei gar nicht gereist, und wisse doch erstaunlich viel von andern Ländern im Detail ... Sein neues Buch über die Offenbarung sei mit hohem Witz geschrieben, und ganz eigenthümlich .. Leibniz habe durch seine Theodicee gar zu viele Blöse gegeben; es sei unbegreiflich, wie dieser Mann, der so weit und so scharf gesehen, so nach altem Schlag habe argumentiren moegen ... Kant würde, wenn er auch vor 100 Jahren gelebt, sich nicht so weit durch sein Zeitalter haben binden lassen ..... Über die Comentatoren der Kantischen Kritik bemerkte er, man lerne aus keinem das, was man aus Kant selbst lerne. Die Mühe werde reichlich belohnt, die man auf seine freilich beschwerliche Lectüre verwende.

Den 5ten ſprach ich ihn nicht; Mittags war die groſe Sonnenfinſternis, von der wir aber zu Heilbronn wegen trüber Wittrung nichts ſahen.

Donnerſt. den 6ten kam ich wieder zu ihm; er war vergnügt und heiter. Er erzählte mir von Dresden, von der Güte und Thätigkeit des Churfürſten, aber auch von dem Zwang, den die Etikette anlege, von dem Verhalten der Hofleute, und anderer Perſonen in Stellen und Aemtern, wie ſie ſich gegenſeitig beobachteten, ſich vor einander genirten; von der kleinen Anzahl von Gelehrten.

Dann bemerkte er einiges über Jena. Mathematik werde daſelbſt wenig cultivirt; Prof. Vogt (aus Gotha gebürtig, welchen ich noch perſönlich bekannt) ſei gar nicht der rechte Mann dazu; er mache ſich oft lächerlich durch unpaßende Gleichniſſe, über Gegenſtände, die außer dem Gebiet der Mathematik laegen, rede er oft ganz ungeſchikt. Succow ſei zu alt.

Hierauf ſchilderte er mir Goethes Charakter und Studien. Er habe eine groſe Überſchaulichkeit, und Neigung, die Natur zu ſtudiren; Aber überall müſſe viel Sinnlichkeit dabei ſeyn. Er habe ihm (Schillern) vor einiger Zeit geſagt, nun mache er ſich auch an Kants Philoſophie; Aber Goethe habe warſcheinlich doch nicht genug Aſſiduität und Geduld.

Goethe ſei mit dem Herzog v. Weimar in Champagne geweſen, und ſei noch gegenwärtig immer um dieſen im Lager. Der Herzog ſei gar ſehr an ihn geheftet. Er ſprach dann von der Urſache, warum der Herz. von Weimar in dieſem Krieg ſo ſelten genannt worden ſei. Es werde überall ſo angelegt, daß er ſich faſt niemals auszeichnen koenne und dürfe.

Hierauf erzählte mir Herr Schiller auch von Wieland und von den Unternehmern der Al. Literat. Zeitung.

Er (Schiller) habe ſich 1789 mit Wieland verbinden und den deutſchen Merkur gemeinſchaftlich mit ihm herausgeben wollen;

da sei er nach Jena als Professor berufen, und zu sehr zerstreut worden. Die Abnahme des d. Merkurs falle Wielanden so beschwerlich, daß er ihn beinahe aufgeben werde; Reiner Gewinn könne ihm etwa 250 Thlr jährlich bleiben.

Wir kamen drauf auf Plutarch, Lucian, Sophokles, Homer und Aristophanes zu sprechen. Plutarchs Paralelen blieben immer meisterhaft; aber daß er so viel Aberglaube zeige, so oft von Augurien spreche, sei kaum erklärlich.

Lucian sei ein sehr feiner Beobachter und aufgeklaerter Kopf; aber er schwazze doch oft zu lange über triviale Saezze, und satirisire ohne Recht über viele gute Speculationen, und die Philosophie; Von Plato und Aristoteles hätte er mit weit mehr Würde sprechen sollen.

Sophokles gehe weit über Euripides, Aeschylus sei auch gros.

Homers Odyssee unterhalte uns doch mehr, als seine Iliade; Man sei da mehr zu Hause; Vorzügliche Stellen seien seine Zusammenkunft mit Telemach. —

Aristophanes sei gar ein groser Originalkopf. —

Es freute Schillern sehr, als ich ihm sagte, ich hätte vieles von ihm im Original mit Intreße gelesen, und als ich ihm manche komische Stellen anführte.

Schützens Übersetzung der Wolken solle ich lesen; auch werde dieser eine neue Übersetzung der Frösche für seine Thalia ihm mittheilen, worinn er zeigen werde, daß sich wol mehr leisten lasse, als Schlosser in Carlsruh geleistet habe.

Ich as mit Hrn Schillern hierauf zu Nacht, und blieb bei ihm bis 11 Uhr. Er erzählte mir viel von Kotzebue, und dessen windichter Aufgeblasenheit. Sein Charakter sei einmal schlecht. Schiller erzählte von dessen wunderlichem Betragen zu Weimar, (besonders in einem Garten, wo ihn seine Mutter Schillern, Wielanden und Goethe präsentiren wollte).

Am Ende sprachen wir noch allerlei von Policei Anstalten, von Abwehren zudringlicher Bettler, von Instituten bei hartem Winter, von Abnahme der Empfindung für Unglückliche. In Jena sind elende Armen-Besorgungen.

Sonnabend. Den 7 ten Sept.

Ich vernahm abends, Schiller würde wol morgen von hier abreißen. Ich gieng zu ihm; er saß eben an einem Tisch und schrieb ein Billet an mich. Er sprach darauf sehr vertraut mit mir, entdeckte mir auch seine Lage, und seine Hofnungen. Ich misrieth ihm seine Reise, und konnte seine Gründe gar nicht gut heißen, widersprach ihm daher sehr bestimmt. Aber er blieb auf seinem Entschluß, morgen nach Ludwigsburg zu reißen; und sein Gepäcke mit zu nehmen.

Wir sprachen alsdenn wieder von literarischen Dingen; er las seiner Frau mit vielem Ausdruk mein Gedicht über die Reichsstädte (aus den Dessauer Berichten 1784) vor, und sagte: es habe wahren Schwung; — sei mit Wärme gedichtet, der Gegenstand anziehend, rührend .... Die Verse aber seien hie und da rauh; ich solle sie feilen; er wolle die Ode sogleich in seine Thalia einrücken. — — (Ich hatte wol seit 6 Jahren das Ding nicht mehr angesehen, und fühlte wol die Härte und Licenz vieler Verse.)

199. Die Wirthin, bei welcher Schiller anfangs wohnte, erzählte noch lange von dem Eindruck, den er gemacht, wie er leidend ausgesehen und deßwegen nach einer ruhigeren Wohnung in einem Privathaus sich gesehnt, aber solche nicht so leicht gefunden habe, weil es damals wenige Miethwohnungen gab, und jede Familie ihr eigenes Haus mit wenigen Zimmern, aber mit vielen andern Räumlichkeiten bewohnte.

An Fiſchenich.

Ludwigsburg 7. Novmbr. 1793.

Wir haben unſern Wohnort für dieſen Winter verändert; und bleiben in Ludwigsburg, wo Schiller ſeiner Familie und ſeinen Jugendfreunden näher iſt als in Heilbronn. Dort war es uns gar zu leer an Unterhaltung. Der reichsſtädtiſche Ton iſt nicht der angenehmſte, und zumal in einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt ꝛc. Ich verlange wenig von fremden Menſchen mehr, und bin leicht zufrieden, wenn ich nur einen artigen Umgang finde, und Cultur, die mir wohl thut im Umgang. Da ich nichts für mein Herz ſuche, ſo bin ich leicht befriedigt. Sie können alſo glauben, daß ich unparteiiſch beobachte.

Ich fühle mich ſo reich in Schiller's Liebe, in dem Beſitz meiner wenigen Freunde, in dem Beſitz meines kleinen Karl (ſo heißt er), daß ich überall glücklich bin, wo ich Ruhe habe, und es mir alſo auch hier wohl iſt. Wären Sie mit uns, mein lieber Freund, ſo wäre ich wohl noch glücklicher. Ihr Umgang gab uns ſo viel Freude; und auch Sie waren gern bei uns, fühlte ich. Wären Sie jetzt mit uns, würde Sie auch der Kleine freuen; nicht wahr? . . . .

Schiller hat jetzt keine Rückſichten mehr zu beobachten, weil der Herzog todt iſt, und hat freien Fuß. Hier war er ſchon früher ungeſtört, und der Herzog ignorirte ihn; aber nach Stuttgart konnte er doch nicht ſo ohne Weiters.

Ich ſah Schiller's Bild von Graff in Dresden, das Profeſſor Müller in Kupfer ſticht. Ich bin aber doch nicht ganz mit dem Bild zufrieden; ich finde, Schiller hat mehr Geiſt noch in ſeiner Phyſiognomie; aber ſchöner iſt das Bild. In Stuttgart gefällt es mir gut in Anſehung des Umgangs, weil viel Künſtler da ſind, mit denen ich gern umgehe.

An Erhard.

Ludwigsburg, 28. Januar 1794.

Sie werden ſich wundern, daß wir unſern Aufenthalt verändert haben, vier Wochen waren wir in Heilbronn, da fanden wir, daß es ſich nicht gut da exiſtiren läßt, daß es an manchen Bequemlichkeiten des Lebens ſehr fehlt, und was noch mehr iſt, an Unterhaltung für den Geiſt. Schiller fand ſich dort ganz iſolirt, er iſt gewohnt, ſich über wiſſenſchaftliche Dinge zu unterhalten. Sie werden ſein Bedürfniß fühlen können, da Sie auch in einer Reichsſtadt leben —, und dieſe Unterhaltungen fehlten ihm ganz. Sie begreifen es wohl, wie peinlich es für einen eifrigen Philoſophen iſt, wenn alles um ihn herum ſo unphiloſophiſch iſt.

Der andere Grund, warum wir Ludwigsburg vorzogen, war die Nähe von Schillers Familie, es war doch eigentlich der Zweck unſrer Reiſe, ſie oft zu ſehen und mit ihnen zu leben, und dieß war in Heilbronn auch verfehlt, alſo zogen wir in aller Eile nach Ludwigsburg, wo ich die erſte Woche gleich nieder kam, und die Freude hatte, mich Mutter eines lieblichen Knaben zu ſehen.

201. Aus den Erinnerungen von Conz.

In Ludwigsburg war es, wo er auch die Briefe über äſthetiſche Bildung an den Prinzen Auguſtusburg, der ihm edelmüthig zu Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit auf mehrere Jahre eine nicht unbedeutende Penſion ausgeſetzt hatte, im erſten Entwurfe

niederschrieb und absendete. Sie erschienen in der Folge, unter Fichte's Einflüssen, umgearbeitet in den Horen, und mehrere, die das erste Manuscript mit dem Abdrucke vergleichen konnten, unter die ich mich selbst zu zählen kein Bedenken trage, wollten behaupten, die einfachere Darstellung in dem ersten Entwurfe hätte sie mehr angesprochen.

Gedichtet hat Schiller in jener Periode nur wenig. Eigentlich theilte er sie zwischen Erholung bei Freunden, und im liebenswürdigen Kreise seiner trefflichen Familie, und zwischen seinen Studien, unter denen immer die kritische Philosophie, wie wir schon sagten, damals noch seine Lieblingsbeschäftigung war, Kants Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er auch Unpäßlichkeits halber das Bett hüten mußte, oder gar, wie er oft scherzen konnte, von Arzeneigläsern sich umlagert sah, immer nicht unweit jenes Belagerungsgeschützes, und lächelnd erzählte er einmal seinem Jugendfreunde und damaligen Arzt, dem Hofmedikus v. H[ove]n bei einem Morgenbesuche: sein Bedienter, der bei ihm die Nacht über habe zu wachen gehabt, hätte, um sich auf seinem Posten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urtheilskraft in Einem Zuge durchgelesen.

Ein anderes Erzeugniß seiner in Ludwigsburg zugebrachten Sommermuse indeß ist seine geistreiche Recension über die Matthisonschen Gedichte. Die Ansichten über malerische Poesie darin dankten ihre Entstehung einer Unterredung mit einem seiner Stuttgarter Freunde, dem geschmack- und einsichtsvollen R[ap]p, der, wie er ein Freund und selbst ausübender Liebhaber der Kunst und der Landschaftsmalerei besonders ist, viel über dieselbe gedacht hat. Manche der Ideen in jener Recension sind nur erweiterte R[app']sche.

Schillers Aufenthalt in Ludwigsburg und Stuttgart ist auch deswegen merkwürdig, weil hier die Bekanntschaft mit der Cottaschen (damals noch Cotta-Zahn'schen) Buchhandlung angeknüpft, und der Plan zu einem Journal schon vorläufig besprochen wurde.

Schiller ging anfänglich damit um, ein tragiſches Theater der Griechen herauszugeben; die beſten Tragödien der Alten ſollten darin metriſch überſetzt erſcheinen. Er ſelbſt hatte mich ſchon auch zur Theilnahme daran aufgefordert. — Der größere Plan zu dem Weltjournal, wie er es nannte, den Horen, machte in der Folge wahrſcheinlich dieſen ſcheitern. Man ſieht aber aus ſolchen Vorbereitungen, daß er doch nun ernſtlich damit umging, ſich zu einer neuen ſchriftſtelleriſchen Epoche zu rüſten, die dann auch wirklich bald darauf nach ſeiner Zurückkunft in Jena, und ſeiner aus der Götheſchen Morphologie nach ihrer allmähligen Entſtehung bekannten, engeren Verbindung mit Göthe erfolgte.

Was aber das Wichtigſte ſeyn möchte von Schillers Aufenthalte in Ludwigsburg, und bei einem Manne von ſeinem edlen Geiſt und Gemüthe auch nicht ohne entſchiedene Folgen auf ſeine Individualität bleiben konnte, iſt das Glück, das ihm hier zu Theil wurde, das ſüße Glück der erſten Vaterfreude. Es war ein erhebender Anblick, den hohen Mann in den einfach-wahren Ausdrücken väterlicher Luſt und Liebe an ſeinem Erſtgebornen, ſeinem Goldſohn, wie er ihn oft nannte, zu beobachten, und, wie ich öfter das Glück hatte, Zeuge davon zu ſeyn. Zufällig oder abſichtlich, ich weiß nicht wie? war ihm auch in jener Zeit Quinctilian in die Hände gefallen. Er ſtudirte ihn aufmerkſam, und durch das Vaterintereſſe geſpornt, hauptſächlich des trefflichen Römers herrliche Grundſätze über die Erziehung. Wie ihn alles ihm Neue auf's lebhafteſte ergriff, ſo auch dieſes. Er ſprach mit Begeiſterung mehrmalen mit mir davon, mit der Verſicherung, er wolle ſeinen Sohn nach den Maximen, wie ſie Quinctilian auseinander ſetzt, erziehen. Da ich auch um dieſelbige Zeit das Muſeum für griechiſche und römiſche Literatur, wovon drei Hefte in Zürich (durch die Kriegszeiten wurde das Inſtitut bald abgebrochen) in der Folge erſchienen ſind, öffent-

lich ankündigte, so erlaubte er mir, seinen Namen als Mitarbeiter zu nennen, und versprach, über Quinctilians Grundsätze der Erziehung mir einen Aufsatz mitzutheilen. Wichtigeres verhinderte ihn, Wort zu halten, und der bescheidene Herausgeber wollte nicht weiter mahnen.

902. ## Aus Hovens Autobiographie.

Aber bald wurde das Interesse, welches ich an der französischen Revolution nahm, durch ein anderes näheres Interesse bei mir verdrängt. Es war die Nachricht von der nahe bevorstehenden Ankunft Schillers, meines ältesten und geliebtesten Jugendfreundes, in Ludwigsburg. Schon waren bereits zehn Jahre vorüber, seit ich ihn nicht mehr gesehen hatte, und man kann sich leicht vorstellen, welche unaussprechliche Freude mir jene Nachricht verursachte. Ich dachte nicht mehr an die französische Revolution, ich dachte nur an meinen Freund, und mit Sehnsucht sah ich den schönen Tagen entgegen, welche ich nach so langer Zeit wieder mit ihm zu durchleben hoffen durfte. Schiller hatte den Entschluß, seine Familie und seine alten Freunde wiederzusehen, schon lange gefaßt, und der Entschluß wurde nun ausgeführt. Da er als Flüchtling nicht wagen durfte, sein Vaterland geradezu zu betreten, so begab er sich zuerst nach der damals noch freien Reichsstadt Heilbronn, um dort zu hören, wie die Nachricht von seinem vorhabenden Besuch in Stuttgart und Ludwigsburg, und auf der Solitude, wo sein Vater Major und Aufseher über die herzoglichen Gärten war, von dem Herzog auf-

genommen werden würde. Er ſchrieb daher von Heilbronn aus ſelbſt an den Herzog. Natürlich erhielt er von dieſem unmittelbar keine Antwort, aber durch ſeine Bekannten erfuhr er, daß der Herzog ſich öffentlich geäußert habe, Schiller befinde ſich in Heilbronn und werde auch nach Stuttgart kommen, er werde aber von ſeinem Aufenthalt keine Notiz nehmen. Auf dieſe Nachricht verließ Schiller ſogleich Heilbronn, und kam zuerſt nach Ludwigsburg zu mir, ſeinem älteſten und vertrauteſten Jugendfreunde. Sein Aufenthalt im Vaterland ſollte ein halbes Jahr dauern, ſein fixer Aufenthalt ſollte in Ludwigsburg ſein, ſeine Frau ſollte hier ihr erſtes Wochenbette halten, und erſt am Schluſſe ſeines Aufenthalts im Vaterland wollte er einige Wochen in Stuttgart zubringen. Von meinen Empfindungen bei unſerem Wiederſehen ſage ich nichts, ich ſage nur, wie ich ihn nach einer Trennung von ſo vielen Jahren gefunden habe. Er war ein ganz anderer Mann geworden; ſein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen, an die Stelle ſeiner vormaligen Nachläſſigkeit in ſeinem Anzuge war eine anſtändige Eleganz getreten, und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes kränkliches Ausſehen vollendeten das Intereſſe ſeines Anblicks bei mir und Allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß ſeines Umgangs ſehr oft durch ſeine Kränklichkeit, heftige Bruſtkrämpfe, geſtört; aber in den Tagen des Beſſerbefindens, in welcher Fülle ergoß ſich der Reichthum ſeines Geiſtes, wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches theilnehmendes Herz, wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus, wie anſtändig war jetzt ſeine ſonſt etwas ausgelaſſene Jovialität, wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden. — Da er nur ſelten ganz frei von Bruſtkrämpfen war, ſo konnte er nicht viel und anhaltend arbeiten, indeſſen ſchrieb er doch faſt täglich, meiſtens in der Nacht, einige Stunden an ſeinem Wallenſtein, welcher

damals der Hauptgegenstand seiner Beschäftigung war, und die Stunden, in denen er sich dazu weniger aufgelegt fühlte, widmete er seinen Briefen an den Prinzen von Augustenburg, welche hernach in einer etwas veränderten Gestalt unter dem Titel: über die ästhetische Erziehung, zuerst in den Horen, und dann in der Sammlung seiner kleinern prosaischen Schriften erschienen sind. Von Wallenstein, von welchem er mir verschiedene eben fertig gewordene Scenen zu lesen gab, bemerke ich, daß er anfangs in Prosa geschrieben war. Ich äußerte, daß ich ihn lieber, wie den Don Karlos, in Jamben geschrieben sähe, und ich weiß nicht, ob diese Aeußerung dazu beigetragen hat, daß er in Jamben erschienen ist. Von dem ersten Theil des Gedichts: Wallensteins Lager, war damals noch keine Rede. — Um dieselbe Zeit machte er auch den Plan zu einer neuen Zeitschrift, welche an die Stelle seiner Thalia treten sollte, und die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Cotta, dem ich in Ludwigsburg zu einem Besuch bei ihm verhalf, beschleunigte hauptsächlich die Ausführung dieses Plans; bald nach seiner Zurückkunft nach Jena erschienen die Horen. Gedichte hat er, während er sich in Ludwigsburg befand, keine geschrieben, blos die Götter Griechenlands hat er in dieser Zeit umgearbeitet, aber so, wie er mir das Gedicht vorgelesen, hat er es nicht drucken lassen. Von seinen Räubern, und überhaupt von seinen ältern dramatischen Produktionen hörte er nicht gern sprechen, ja es schien mir öfters, als wünschte er, daß sie nicht gedruckt wären. Von Göthe's Iphigenie äußerte er eines Tages auf einem Spaziergang, daß dies das einzige deutsche dramatische Produkt sei, welches er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches hervorbringen könne. Von Voß war er ein großer Verehrer. Seine Uebersetzung Homers, die damals erschienen war, und die er in meiner Gegenwart erhielt, machte ihm große Freude. Beinahe alle Abende las er daraus vor, und prieß wechselsweise das Original und die Uebersetzung. An Bürger rühmte er das

dichterische Talent, aber seine Gedichte schätzte er weniger. Von Gerstenberg bedauerte er, daß er nicht mehr Trauerspiele, wie seinen Ugolino, geschrieben habe. Die Bekanntschaft mit Matthisson, welchen er zuerst in Ludwigsburg sah, erfreute ihn sehr, und es war ihm angenehm, daß er gerade damals mit einer Recension seiner Gedichte für die Jenaer Litteraturzeitung beauftragt war. Ein großes Interesse zeigte er für die bildenden Künste, besonders für die Bildhauerei, was sonst nicht der Fall war, und den Umgang mit dem genialen Dannecker, dem Verfertiger der herrlichen Büste Schillers, zählte er zu den angenehmsten Stunden, welche er in Stuttgart zubrachte. Uebrigens sah er sowohl in Stuttgart, als in Ludwigsburg, außer seinen nähern Bekannten und Freunden, nicht gern Jemand bei sich, und machte eben so wenig Besuche bei Personen, wo er sich genieren mußte. Die Ursache war natürlich seine Kränklichkeit. Wer ihn nicht näher kannte, hat es für Stolz gehalten. Aber Schiller war nicht stolz, er hatte nur das äußere Ansehen des Stolzes, was ihm seine lange Figur, und seine aufrechte, etwas steife Haltung gaben. Dieses Ansehen hatte er schon als Zögling der Akademie, und ich erinnere mich noch wohl, daß einst eine Frau, welche dort ihren Sohn besuchte, wie sie Schillern den Schlafsaal hinunterschreiten sah, sagte: „Sieh doch, der dort bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Würtenberg“. Eben so wenig gegründet, als der Vorwurf des Stolzes, war auch die so oft gehörte Sage, daß Schiller sich durch Opium begeistert habe. Er konnte geistige Getränke in keinem großen Maße vertragen, und jene Sage kommt blos daher, daß er meistens Nachts arbeitete, was er nicht gethan haben würde, wenn seine Brustkrämpfe ihm nicht bei Nacht mehr Ruhe gelassen hätten, als bei Tage.

Während Schillers Anwesenheit in Ludwigsburg starb der Herzog Karl. Als einem Fremden, der mit dem Herzog in gar

keiner Verbindung mehr ſtand, hätte Schillern dieſer Todesfall ziemlich gleichgültig ſein können. Aber Dankbarkeit gegen ſeinen Erzieher, und Achtung für einen durch ſo viele große Eigenſchaften ſich auszeichnenden Fürſten erregte ſeine wärmſte Theilnahme an dieſem für ſein Vaterland ſo wichtigen Ereigniß. Ich ſah ihn bei der Nachricht, daß der Herzog krank, und ſeine Krankheit lebensgefährlich ſei, erblaſſen, hörte ihn den Verluſt, welchen das Vaterland durch deſſen Tod erleiden würde, in den rührendſten Ausdrücken beklagen, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tod des Herzogs erfüllte ihn mit einer Trauer, als wenn er die Nachricht von dem Tod eines Freundes erhalten hätte. Der Nachfolger des Herzogs Karl war deſſen älterer Bruder Ludwig Eugen, ein Prinz, von welchem man ſich wegen ſeiner Herzensgüte, und wegen des Eifers, mit welchem er ſich bei jeder Gelegenheit der Landesverfaſſung gegen die Anmaßungen ſeines Bruders angenommen hatte, das goldene Zeitalter für Würtenberg verſprach. Aber dieſes günſtige Vorurtheil für den neuen Regenten hatte auf Schiller keine Wirkung; er prieß nur ſeinen Vorfahr, und konnte, ungeachtet aller Vorſtellungen ſeines Vaters, welchem an der Gunſt des neuen Herzogs natürlich viel gelegen war, nicht dahin gebracht werden, dem Herzog zu ſeinem Regierungsantritt Glück zu wünſchen. Indeſſen war Schiller nichts weniger als ein blinder Verehrer des Herzogs Karl. Er kannte alle ſeine Fehler ſehr gut, aber er ſah ein, daß ſeiner guten und großen Eigenſchaften weit mehr waren, und nie vergeſſe ich, was er mir auf einem Spaziergang, wo wir an die fürſtliche Gruft hinſehen konnten, über den Hingeſchiedenen geſagt hat. „Da ruht er alſo, (dieß waren ſeine eigenen Worte,) dieſer raſtlos thätig geweſene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Menſch; aber die erſtern wurden von ſeinen großen Eigenſchaften weit überwogen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden, darum ſage ich

Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm ſprechen hörſt, traue dieſem Menſchen nicht, er iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch.“ So oft Schiller wohl war, gingen wir zuſammen ſpazieren, wozu uns die ſchönen Alleen in und um Ludwigsburg die erwünſchteſte Gelegenheit gaben. Nur ein einziges mal, an einem beſonders ſchönen Tage, machten wir einen weitern Spaziergang zu meinem Freund, dem Konſulenten Mader in Heutingsheim, eine Stunde von Ludwigsburg. Der Weg dahin führt durch einen ſchönen herzoglichen Park, und wir kamen ſehr gut in Heutingsheim an. Die Haupturſache, warum Schiller Luſt zu dieſem Spaziergang hatte, war, weil er einige hiſtoriſche Schriften zu haben wünſchte, von denen ich wußte, daß ſie ſich in Maders Bibliothek befänden. Schiller durchſah die Bibliothek mit Vergnügen, und fand alle die Werke, die er gewünſcht hatte, und noch mehrere. Aber er verweilte ſich zu lange dabei; die Sonne nahete ſich ihrem Untergang, es fing an, kühl zu werden. Schiller fühlte das, und wir begaben uns ungeſäumt auf den Rückweg. Aber als wir in den Wald gekommen waren, bekam Schiller einen ſolchen Anfall von Bruſtkrampf, daß, weil ich Niemand zu Hülfe rufen konnte, mir angſt und bange war, wie ich ihn nach Hauſe bringen ſollte. Wir hatten noch eine kleine halbe Stunde nach Ludwigsburg, und er konnte vor Beklemmung kaum gehen. Doch die Noth gab mir Kraft, ihn mehr tragend als führend, brachte ich ihn endlich nach Hauſe. Er begab ſich ſogleich zu Bette, und nach dem Genuß von einigen Taſſen Thee hörten die Krämpfe zu meiner großen Freude allmälig auf.

Glücklicher, als dieſer Spaziergang nach Heutingsheim liefen unſere Reiſen nach Stuttgart ab, die wir einige mal mit einander machten. Gewöhnlich ſtiegen wir in der geiſtlichen Herberge, einem der beſten damaligen Gaſthöfe in Stuttgart ab, und luden meiſtens unſere gemeinſchaftlichen Freunde Haug und

Peterſen zu Tiſch. Wir waren höchſt vergnügt unter einander, nur ein einziges Mal nahm unſer fröhliches Beiſammenſein ein unerfreuliches Ende. Schiller hatte ſich vorgenommen, Peterſen, der ein großer Liebhaber des Weins war, betrunken zu machen. Wir tranken ihm daher fleißig zu, wer aber betrunken wurde, war nicht Peterſen, ſondern Schiller, der zwar glücklicherweiſe frei von ſeinen Bruſtkrämpfen blieb, aber ſo ausgelaſſen luſtig wurde, daß er ſich auf den Tiſch legte, und ſich darauf herumwälzte. So kamen wir ſpät am Abend zurück nach Ludwigsburg, und als ich ihn am andern Morgen an das Geſchehene erinnerte, antwortete er lachend, er wiſſe es wohl, aber der Spaß hätte gar wohl unterbleiben können, und es ſei gut, daß dergleichen Abſenzen nicht oft vorkommen.

Die weiteſte Reiſe, welche ich mit Schiller machte, war eine Reiſe nach Tübingen zu unſerm alten Lehrer und Freund, dem Profeſſor Abel, welcher nach Aufhebung der Akademie in Stuttgart dahin verſetzt worden. Auf unſerem Wege dahin hielten wir Mittag in Waldenbuch, einem von Stuttgart und Tübingen ungefähr gleich weit entfernten Dorf. Das Mittageſſen war ziemlich gut, aber deſto weniger zufrieden waren wir mit dem Wirth. Um ſeine Gäſte recht nach Stand und Würden zu bedienen, wich er, ſeine Serviette über den Arm, nicht von der Stelle, und was noch auffallender war, ſtand er da, ohne ein Wort zu ſprechen. Wir ärgerten uns beide über den beſchwerlichen Geſellſchafter, aber wir wußten nicht, wie wir ihn, ohne unhöflich gegen ihn zu ſein, wegbringen konnten. Endlich that er doch ſeinen Mund auf, und ſagte ganz gleichgültig, heute früh ſei ſeine alte Mutter begraben worden. „Und das ſagen Sie ſo kalt, Herr Wirth, entgegnete ihm Schiller, genieren Sie ſich doch ja nicht vor uns, wir nehmen Theil an Ihrem Verluſt, und fühlen, wie nahe er Ihnen geht, darum begeben Sie ſich ſogleich in Ihr Kämmerlein, und weinen Sie ſich aus, wir werden mit

dem Essen schon selber zurecht kommen." Der Wirth nahm es für Ernst, und entfernte sich, mit seiner Serviette über dem Arm, ohne sich wieder sehen zu lassen.

In Tübingen angekommen, schickten wir aus dem Gasthof, wo wir abgestiegen, sogleich zu Abel, ließen ihm sagen, daß wir angekommen seien, und fragen, ob er zu Hause sei, und ob wir ihn diesen Abend noch besuchen dürfen. Sein Besuch kam dem unserigen zuvor. Er traf uns im Auspacken begriffen, aber er beharrte darauf, daß wir wieder einpacken sollten, weil wir schlechterdings bei ihm logieren müßten. Wir packten daher wieder ein, ließen unsern Koffer zu ihm bringen, und begaben uns alsbald mit ihm in seine Wohnung. Er wohnte in der sogenannten Bursch, einem großen Gebäude, wo mehrere Studenten freie Wohnung und freien Tisch hatten, über welche er die Aufsicht führte, und mit welchen er auch nebst seiner Familie zusammen speiste. Ehe wir selbst zu Tische gingen, wohnten wir dem Abendessen der theologischen Stipendiaten bei, und trafen da den als Orientalisten berühmten Professor und Ephorus Schnurrer. Der Anblick der Stipendiaten hatte viel Interessantes für uns, und mit Schnurrer unterhielten wir uns auf eine sehr angenehme Weise. Nun gingen wir selbst zu Tisch, und saßen da mitten unter den Studenten, vor uns eine ungeheuer große Schüssel, aus welcher für alle die Suppe geschöpft wurde, und alle weitern gemeinschaftlichen Schüsseln von derselben Größe. Die Studenten ließen sichs schmecken, und keiner sprach ein Wort; nur einer, der am Ende der langen Tafel saß, führte das Wort um so lauter, und wir fingen eben an ärgerlich darüber zu werden, als wir erfuhren, daß es der Schwager Abels, der Doktor Schmidt, sei. Am folgenden Mittag speisten wir wieder so mit den Studenten zusammen, und es ist leicht zu erachten, daß uns dies eben nicht das angenehmste war. Aber wir wurden für die dadurch erlittene Verkürzung durch unsere Unterhaltung mit unserm

Freund reichlich entschädigt, da wir die ganze übrige Zeit der Paar Tage, welche wir in Tübingen zubringen wollten, mit ihm allein waren, außer einer Morgenstunde, wo wir den berühmten Professor der Medicin Ploucquet, den Sohn des schon früher erwähnten Philosophen, besuchten. Bis spät in die Nacht dauerte unsere gegenseitige Unterhaltung, ja Abel begleitete uns selbst in unser Schlafzimmer, und verließ es, das Licht in der Hand, und immer im Begriff, es zu verlassen, nicht eher, als bis ich ihm sagte, Schiller sei längst eingeschlafen, was auch wirklich der Fall war. — Erst am dritten Tag verließen wir Tübingen, kamen am Abend wohlbehalten in Stuttgart an, und am andern Morgen reiseten wir nach Ludwigsburg zurück.

Schiller wohnte in Ludwigsburg nicht bei mir im Hause, ich hatte zu wenig Raum, um ihn zu beherbergen. Denn er hatte nicht nur seine Frau bei sich, sondern auch seine Schwägerin, damals Frau von Beulwiz, und nachher Frau von Wolzogen, und die Schwester ihres Mannes, ein Fräulein von Beulwiz. Aber wir kamen täglich zusammen, speisten öfters mit einander zu Mittag und Abend, und jede Stunde, welche ich meinen Geschäften abgewinnen konnte, war ihm gewidmet. Gewöhnlich war Schiller ernst, und so betraf auch unsere Unterhaltung meistens ernste Gegenstände. Aber er konnte auch, besonders wenn er sich ganz wohl befand, heiter, lustig, ja selbst kindisch sein. Er war schon im Herbst in Ludwigsburg angekommen, und seine Frau hatte noch lange bis zu ihrer Entbindung. Aber er freute sich auf Weihnachten, als ob er schon ein Kind hätte, welchem er den heiligen Christ bescheeren lassen könne. Am Weihnachtabend kam ich zu ihm, und was sah ich da? Einen mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten, und mit vergoldeten Nüssen, Pfefferküchlein, und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgeputzten Weihnachtsbaum. Vor ihm saß Schiller ganz allein, den Baum mit heiterlächelnder Miene an-

ſchauend, und von ſeinen Früchten herunternaſchend. Verwundert über den unerwarteten Anblick, fragte ich ihn, was er da mache? „Ich erinnere mich meiner Kindheit, erwiederte er, und freue mich, die Freude meines künftigen Sohnes zu anticipieren. Der Menſch iſt nur einmal in ſeinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis er ſeine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat.“ — So kindlich, ja kindiſch war der hohe ernſte Mann in den Stunden ſeines Wohlbefindens, und es iſt nichts wahrer, als was Göthe von ihm geſagt hat:

Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald ſein Ernſt anſchließend, wohlgefällig,
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſch gewandt, geiſtreich und ſicherſtellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen,
Das haben wir erfahren und genoſſen.

So liebenswürdig Schiller in ſolchen guten Stunden war, ſo ernſt und fruchtbar belehrend war er zu jeder andern Zeit. Schwerlich giebt es irgend einen Gegenſtand, worüber wir uns nicht unterhielten, beſonders aber ſprach er gern mit mir über Medicin, ob er ſie ſchon längſt aufgegeben hatte, und forderte mich mehrmals auf, wieder etwas zu ſchreiben, weil er wünſchte, daß ich mich nicht zu lange dem praktiſchen Leben widmen, ſondern trachten ſolle, zum Profeſſor an irgend einer Univerſität berufen zu werden. Ich konnte nicht umhin, ſeinen Gründen Beifall zu geben, und dies war auch die Veranlaſſung zu der im Jahre 1795 erſchienenen Schrift: Geſchichte eines epidemiſchen Fiebers, welches in den Jahren 1792 bis 1793 in dem Marktflecken Aſchberg geherrſcht hat. — Daß ich der Poeſie gänzlich entſagt habe, wollte er nicht billigen. Er meinte, ich ſollte wenigſtens einen Roman ſchreiben, und als ich ihm eines Tages von meinem wunderlichen Freund Bächler erzählte, forderte er mich auf, ſo-

gleich Hand an das Werk zu legen. Auch er hielt diesen Theosophen für eine herrliche Figur in einem Roman, und als ich endlich herausrückte, und ihm sagte, daß ich den Roman wirklich schon zu schreiben angefangen, und ihm einige fertige Kapitel daraus vorlas, rief er: „Und Du konntest mir so lange ein Geheimniß aus der Sache machen? Das ist gar nicht schön von Dir, und damit ich nicht böse auf Dich werde, so setze die Arbeit ungesäumt fort, schicke mir den Roman, wenn er fertig ist, sogleich zu, und für einen tüchtigen Verleger will ich dann schon sorgen.“ Wirklich setzte ich nach seiner Abreise den angefangenen Roman fort, aber meine Geschäfte machten mir seine Vollendung unmöglich.

Schiller hatte damals auch einen Plan für sein eigenes künftiges Leben, durch dessen Realisierung wir leicht wieder mit einander hätten zusammenkommen können. Dalberg, damals Statthalter in Erfurt und Koadjutor von Konstanz und Mainz, hatte ihm nämlich Hoffnung gemacht, sobald er entweder Bischof von Konstanz oder Erzbischof von Mainz werden würde, ihn in seine Dienste zu nehmen. Schiller sprach darüber öfters mit mir, und immer war dabei auch von mir die Rede, indem er mit Zuverlässigkeit darauf rechnen zu können glaubte, daß ich als Leibarzt Dalbergs oder als Professor in Mainz angestellt werden würde. Bei diesen schönen Aussichten war es natürlich, daß er täglich auf die Nachricht von dem Tod des einen oder des andern dieser geistlichen Herren wartete. „Sie sind beide steinalt, sagte er, aber keiner denkt an das Sterben.“ Besonders fatal aber war ihm das lange Leben des Bischofs von Konstanz. Dieser sollte seiner Meinung nach längst fort sein. „Aber das große Uebel bei diesen Herren, sagte er, ist, daß sie nichts denken; käme nur eine einzige Idee in den Kopf des betagten Bischofs, so würde es die Organisation seines Gehirns nicht aushalten, er müßte plötzlich an einem Schlagfluß dahinfahren.“

Von dem französischen Freiheitswesen, für welches ich mich so sehr interessierte, war Schiller kein Freund. Die schönen Aussichten in eine glücklichere Zukunft fand er nicht. Er hielt die französische Revolution lediglich für die natürliche Folge der schlechten französischen Regierung, der Ueppigkeit des Hofes und der Großen, der Demoralisation des französischen Volks, und für das Werk unzufriedener, ehrgeiziger und leidenschaftlicher Menschen, welche die Lage der Dinge zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke benutzten, nicht für ein Werk der Weisheit. Er gab zwar zu, daß viele wahre und große Ideen, welche sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen hell denkender Menschen befunden, zur öffentlichen Sprache gekommen; aber um eine wahrhaft beglückende Verfassung einzuführen, sei das bei weitem nicht genug. Erstlich seien die Principien selbst, die einer solchen Verfassung zum Grunde gelegt werden müssen, noch keineswegs hinlänglich entwickelt, denn bis jetzt, sagte er, indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies, sind sie es blos noch hier; und zweitens, was die Hauptsache sei, müsse auch das Volk für eine solche Verfassung reif sein, und dazu fehle noch sehr viel, ja Alles. Daher sei er fest überzeugt, die französische Republik werde eben so schnell wieder aufhören, als sie entstanden sei, die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen, woher er wolle, der den Sturm beschwöre, wieder Ordnung einführe, und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum unumschränkten Herrn nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Theil von dem übrigen Europa machen sollte.

Eine der größten Angelegenheiten Schillers während seiner Anwesenheit im Vaterland war die nahe bevorstehende Entbindung seiner Frau. Diese erfolgte in Ludwigsburg zu der bestimmten Zeit. Sie war schwer und dauerte lange. Schiller zweifelte an

einem glücklichen Ausgang. Er ſuchte ſeine Beſorgniſſe zu verbergen, aber ſeine Angſt blickte ſichtbar aus ſeinem Betragen hervor. Am meiſten beruhigte ihn die Zuſprache meiner Frau, welche die Kreiſende keinen Augenblick verließ, und ihr allen möglichen Beiſtand leiſtete. Schiller hatte ſich zu Bette begeben, die Entbindung verzögerte ſich tief in die Nacht, aber ſie ging glücklich vorüber. Meine Frau brachte Schillern das Kind vor das Bette, er ſchlief noch, aber das Geräuſch erweckte ihn. Sein erſter Anblick, wie er die Augen aufgeſchlagen hatte, war der ihm geborene Sohn. Seine Freude war unausſprechlich: es war die Freude des gefühlvollen edeln Mannes über die Rettung einer zärtlich geliebten Gattin, es war die Freude des Vaters über ſeinen erſtgebornen Sohn.

203. Aus herzlicher Dankbarkeit gegen ſeinen alten Jugendlehrer, den Präceptor Jahn, deſſen Stab die Ludwigsburger Schule noch immer regierte, verſchmähte der große Dichter, der berühmte Mann es nicht, hier und da von ihm eine Lehrſtunde im gewöhnlichen Schulzimmer zu übernehmen, und vierzehnjährige Knaben ſahen den Dichter des Don Carlos vor und neben ſich im Schulſtaub auf der Bank ſitzen, den Kopf auf die Hand geſtützt und ein Bein übers andre geſchlagen. Da lehrte er bald Logik und Rhetorik, bald Geſchichte, und bei dem letztern Vortrage — nach Schröckhs Abriß — konnte der ſeltene Lehrer, ſonſt ſtill und ruhig, ſich oft plötzlich bewegt und lebendig in die Höhe richten.

204. Die Beziehungen zu seinem alten Lehrer Jahn erneuerten sich so freundlich, daß Schiller für ihn einige Stunden in der Logik und Rhetorik und in der Geschichte gab. Er scheint sich da nicht immer streng an das Lehrbuch gehalten zu haben. Es ist eine hübsche Erinnerung, die mir Herr Kirchenpfleger Pflander von seinem Onkel, dem Dekan Binder her, berichtet, daß sie als Schulknaben den Dichter hier auf der Straße umringt haben mit der Bitte: „O, Herr Schiller, verzählet Se uns au wieder a Geschichtle!“

205. Ungern verließ Schiller Ludwigsburg, um das benachbarte Stuttgart zu besuchen und eine Familienangelegenheit dort ins Reine zu bringen. Der alte Widerwille erwachte vorübergehend in ihm: „Ich hasse Stuttgart, Stuttgart soll mich nicht bei Tag erblicken!“ sagte er zu seinem Jugendfreunde Elwert, mit welchem er einst den Katechismus gesprochen. Und wirklich soll er das erstemal bei Nacht nach Stuttgart gefahren und in wenigen Stunden wieder zurückgekommen seyn.

206. Als der Dichter, nach seiner Flucht aus dem Vaterlande, das erste mal wieder nach Stuttgart kam, wandte er sich zuerst ins hartmannische Haus. August Hartmann besorgte ihm eine Wohnung, der Bruder Heinrich begleitete ihn auf die Solitüde, da er sich des Wegs dahin nicht mehr genau erinnerte. Heinrich Hartmann konnte nicht genug erzählen, wie unvergeßlich angenehm dieser Spaziergang und wie wonnevoll das Wiedersehen von Sohn und Eltern, Bruder und Schwestern gewesen.

207. Um dieſe Zeit widerfuhr ihm auch eine öffentliche Huldigung, die ſchon in Anbetracht des Ortes, wo ſie ſtatthatte, ſeinem Herzen wohlthun mußte. Er hatte es trotz ſeiner anfänglichen Abſicht, Stuttgart nicht zu betreten, nicht unterlaſſen können, ſeine Freunde in dieſer Stadt zu beſuchen, und dieſer Beſuch muß, wie das Folgende zeigt, nach dem Tode des Herzogs Karl ſtattgefunden haben. Ein damaliger Karlsſchüler, der nachmalige reußiſche Landesdirector J. Chr. Fr. Mayer, hat nämlich als ſiebzigjähriger Greis erzählt, des Dichters Andenken ſei in den Räumen der berühmten Akademie in Ehren gehalten worden. Man habe dort Schiller's Bett gezeigt, und das Beet im Garten, welches vormals dem Dichter zugewieſen war, habe den Namen „Schillergarten" geführt. „Als nun Schiller 1793 die Akademie beſuchte — fährt unſer Gewährsmann fort — war ich Zeuge von dem Enthuſiasmus, mit dem er im großen Speiſeſaal von den 400 Zöglingen begrüßt wurde. Vor jeder Tafel, mit 50 Gedecken jede, unter Begleitung des Intendanten der Akademie und ſeiner Offiziere anhaltend, empfing er mit Huld und ſichtbarer Rührung unſer lautes klingendes Hoch."

208. ## Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Bei einem längeren Aufenthalte Schillers in Stuttgart modellirte Dannecker Schillers Büſte, und der Umgang mit dieſem ihm ſo werthen genialen Jugendfreunde erweckte in ihm ein großes Intereſſe für die bildende Kunſt; er zählte die Stunden, die er

mit Dannecker zubrachte, unter die genußreichſten des Stuttgarter Aufenthaltes. Ich gedenke immer mit Rührung des Augenblicks, wo Dannecker, als er die letzte Hand an die Büſte gelegt, zu mir ins Nebenzimmer trat; Thränen ſtanden in ſeinen Augen, und er ſagte: „Ach, es iſt doch nicht ganz, was ich gewollt habe!“ Wie ſpricht ſich das Gefühl des ächten Genius, der immer ein höheres Ideal auch ſeiner vollkommenſten Werke in ſich trägt, ſo ſchön in dieſen Worten aus! Dannecker führte ſein Modell in Marmor aus. In Hinſicht auf treue, geiſtige Aehnlichkeit und zarte Ausführung iſt dieſe Büſte, die ſich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, ein wahres Kunſtwerk, den beſten dieſer Art an die Seite zu ſetzen.

209. Die Nachricht, die ich dem ſeligen Dannecker verdanke, der mir davon einmal ausführlich erzählt hat, daß in dem noch ſtehenden Hauſe des vormaligen herzoglichen Gemüſegartens Schiller in der Zeit wohnte, in welcher er ſeinem Freunde zur Modellierung ſeiner lebensgroßen Büſte ſaß. Nach Danneckers Ausſage arbeitete Schiller damals an einem ſeiner größeren dramatiſchen Gedichte und war in dem Arbeitszimmer einmal eingeſchlafen, als Dannecker zur Fortſetzung ſeiner künſtleriſchen Arbeit eintrat. Bei dieſer Gelegenheit will Dannecker die einzelnen Theile des Kopfs im Original und in der nahezu fertigen Büſte mit einander durch den Zirkel verglichen und ſich von dem vollſtändigen Zuſammentreffen der Natur und des Bildes überzeugt haben.

210. Daß der Dichter in dieſem Garten [dem Stuttgarter Hofküchengarten] zum Oſterfeſt dem nun ein halbes Jahr alten Söhnchen vom Oſterhaſen Eier legen ließ, die er ſelbſt nach dem Herkommen des Elternhauſes gefärbt hatte, hat mir der ... Enkel

des Componiſten Zumſteeg, Rudolf Zumſteeg, bezeugt; ſeine eigene Mutter, Charlotte Rapp, hat damals dem kleinen Karl als deſſen etwas älterer Spielkamerad die verſteckten Eier ſuchen helfen.

111. Aus Abels Aufzeichnungen.

Nach Sch[illers] Entfernung von St[uttgardt] ſah ich ihn nur noch 2 mal. Das erſtemal reiſte ich mit einem gemeinſchaftlichen Freunde, dem jezig. würtemb. geh. Leg. Rath Baz nach Mannheim zu ihm, wo ich ihn am kalten Fieber krank u. ſeine äußere Lage nichts weniger als wünſchenswerth fand. Deſſen ungeachtet entdeckte ich mit Vergnügen, daß ſeine Seele, ſeit ich ihn nicht mehr geſehen, einen höheren Schwung errungen. Er ſprach mit Zuverſicht von ſeinen Planen und dem glücklichen Erfolg derſelben, und ohne noch eine beſtimmte Ausſicht auf eine ſichere und zu Erreichung ſeiner Zwecke zulängliche Stelle zu haben, war er gewiß, daß ihm eine ſolche nicht lange mehr mangeln werde. Sein Ideal ſtand jezt deutlich u. vollendet vor ihm, u. er fühlte Kraft genug in ſich, demſelben immer näher zu kommen, u. was er fühlte u. nun auch deutlich dachte, ſprach er gegen einen Freund, der ihn nie der Anmaßung oder Unbeſcheidenheit verdächtig halten konnte, aus. Daß dieſes Selbſtgefühl ihn nicht getäuſcht habe, lehrte der Erfolg. Don Carlos war ſein nächſtes Werk (Kabale u. Liebe war vorausgegangen) u. ſeine Verbindung mit Weimar folgte darauf.

Das zweytemal ſah ich Sch., da er nach Carls Tode nach Stuttg. und am Ende auch zu mir nach Tübingen kam. Jezt fand ich den gereiften Mann, der dem nahe gekommen, was er lange geſucht, ob er ſich gleich von ſ. Ideal noch ferne fühlte u. daher nach immer größerer Vervollkommung ſtrebte. Bey dieſem Beſuch ſchilderte er mir die, zum Theil ſehr großen, Männer, mit denen er bißher in Verbindung gekommen war, auf eine Art, aus

der ich deutlich ersah, wie weit er sich selbst indessen vervollkommnet habe.

Ich schließe mit einer Anekdote, die Sch. Charakter Ehre macht. Sch. gefiel sich in seinem Vaterlande sehr aufs neue; in seinem Gartenhause in Stuttgardt, wo er einen Theil des Sommers über wohnte, war er stets von s. Jugendfreunden umgeben, u. genoß überdieß der schönen Natur, soweit es seine schon damals zerrütteten Gesundheitsumstände zuließen. Eben so sehr gefiel es ihm in Tübingen; dadurch entstand in einem seiner Freunde die Idee, ob er nicht ein Professorat in Tübingen annehmen würde; Sch. erklärte sich, als freundschaftlich darüber gesprochen wurde, daß er wegen seines Gesundheitszustandes fortlaufende Vorlesung nicht halten, auch s. Stelle in Jena nicht mehr versehen könne. Wohl aber sey er noch im Stande, eine einzelne Materie aus den ihm bekannten Wissenschaften in den wenigen, durch seine Gesundheit ihm gestatteten, Stunden so vorzutragen, daß die Zuhörer dadurch ein Muster erhielten, wie solche Materie[n] behandelt werden sollen; auch könne er noch dadurch nüzlich werden, daß er in s. Hause Abends eine Gesellschaft gäbe, die bloß der Unterhaltung mit Studierenden über wissenschaftliche Materien und überhaupt über ihre intellektuelle und moralische Bildung gewidmet seyn sollte. Beydes hoffte er in Tübingen eher als an einem andern Orte ausführen zu können.

In Stuttgardt war damals eine außerordentliche Studienkommission niedergesezt; ein Mitglied derselben, der jezige Oberjustizrath Georgii, Verfasser des Antileviathans, lernte Schillern kennen, unterredete sich mit ihm über schöne Wissenschaften, die Methode auf Universitäten zu lehren u. d. g.; auch in diesem Manne entstand jezt die selbe Idee, Schillern zum Professor der alten Sprachen und der schönen Wissenschaften zu berufen, u. als er von dem Freunde, dem Sch. seine Gesinnungen

vertraut hatte u. den er ausdruckentlich darüber fragte, die oben angeführten Aeußerungen Schillers gehört, so trug er s. Idee dem versammelten Collegio vor. Alle Mitglieder, deren Präsident der rechtschaffene, alles Gute befördernde, Geheimerrath Hoffmann war, nahmen mit Freuden den Vorschlag an, der Einwilligung des edlen Herzogs Ludwig, der damals regierte, u. der kein höheres Glück kannte, als das Wohl und die Ehre seines Landes zu befördern, konnte man bey einem solchen Vorschlag gewiß seyn; Ich erhielt daher durch jene Kommission den Auftrag, Sch. erst in einem Privat Schreiben zu fragen, ob er die obengenannte Stelle annehmen würde. Sch. schrieb mir darauf einen dem Collegio vorzulegenden Brief, worin er erklärte, wie sehr er sich durch diesen Ruf geehrt fühle, u. wie sehnlich sein Wunsch sey, seine Kräfte seinem so sehr geliebten Vaterland widmen u. s. Leben unter s. Verwandten u. den Freunden seiner Jugend zubringen zu können; Ein einziges Hinderniß stehe im Wege, das ein moralisch handelnder Mann unmöglich wegräumen könne, die Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, den Herzog von Weimar, der ihm seinen Wunsch, ihn in s. Diensten zu behalten, erklärt und zu den vorigen neue Wohlthaten hinzugefügt habe. So sehr man bedauerte, daß Sch. für das Vaterland nicht gewonnen werden könne, so sehr billigte man doch den edlen Beweggrund seiner Weigerung und ebendaher auch diese selbst.

12. Schillers Berufung nach Tübingen.

Schiller kam 1794 nach Tübingen, wo er bey dem damaligen Rector der sogenannten Burse logirte und mit und unter einer bedeutenden Zahl von Studierenden, den Haus- und Tischgenossen des Rectors, einigemal speiste. Das Letztere war ihm sehr angenehm, er unterhielt sich gerne und heiter mit den Studierenden

und dieſe hingen mit Liebe und Bewunderung an dem damals ſchon durch ganz Deutſchland gefeyerten Manne. Als er darauf in die oberen Zimmer des Hauſes geführt wurde, entzückte ihn die herrliche Ausſicht — er war äußerſt vergnügt und wie überhaupt, was ihm neues vorkam ſehr leicht neue Plane in ihm weckte, ſo entſtand jezt plözlich in ihm der Gedanke: Wäre er hier, ſo würde es ihm Freude ſeyn, abends 6—8 Uhr Studierende um ſich zu ſammeln und ſich mit ihnen über Wiſſenſchaft und Kunſt zu unterreden, wodurch er auf Geiſt, Geſchmack und Sitten derſelben mehr und kräftiger als durch Vorleſungen einzuwirken hoffe; doch würde er auch, ſobald ſ. Geſundheitszuſtand es ihm geſtatten würde, Vorleſungen ſich nicht entziehen; nur gegenwärtig ſey er nicht fähig, zuſammenhängende Vorleſungen zu halten.

Es war nach Carls Tode und der beſchloſſenen Aufhebung der Akademie von Herz. Ludwig eine, aus trefflichen Männern, dem geh. Rath Hoffmann, dem (jezigen) Präſidenten Georgii, dem (jezigen) Staatsrath Weiſſer und dem verſtb. Hofrath Schott beſtehende Kommiſſion niedergeſezt, welche den Auftrag hatte, theils überhaupt im Studienweſen in Würtemberg zweckmäßige Verbeſſerungen zu machen, theils beſonders auch die Lehrer, welche durch Aufhebung der Akademie Stellen und Einkommen verlieren mußten, auf eine ihren Verluſt möglichſt erſezende Weiſe und zugleich zum Beſten des Ganzen bey anderen Anſtalten des Vaterlandes unterzubringen.

Einem Mitglied dieſes achtungswerthen Collegiums (dem Präſ. Georgii) und durch dieſen dem Collegium wurde die Aeußerung mitgetheilt und es entſtand Hoffnung, daß der treffliche Mann dem Vaterland wieder gewonnen werden konnte und nach weniger Zeit erhielt der Profeſſor A[bel] zu Tübingen den Auftrag, Schillern in einem Privat Schreiben zu fragen, ob er einen Ruf als Profeſſor der höheren Philologie und Aeſthetik zu Tübingen

annehmen würde. Schiller war indeſſen nach Jena zurückgereiſt; hier erhielt er von dem Herzog von Weimar ausgezeichneten Empfang, es ward ihm eine Zulage gegeben und die Verſicherung hinzugefügt, daß auf den Fall anhaltender Kränklichkeit ſeine Beſoldung verdoppelt werden würde.

Durch dieſe Guadenbezeugungen ward Schiller ſo gerührt, daß er, ſo erwünſcht ihm auch die Rückkehr ins Vaterland geweſen wäre, doch auf obige Anfrage zurückſchrieb: nichts wäre ihm erfreulicher, als unter ſeinen Freunden im Vaterlande zu leben und ſeinen Landsleuten nüzlich zu werden, allein der Herzog von Weimar habe ihm ſeit ſeiner Zurückkunft ſo ausgezeichnete Gnade erwieſen, daß er ſich ſelbſt als einen undankbaren anklagen müßte, wenn er die Dienſte deſſelben jezt verlaſſen wollte.

Es iſt zu bedauern, daß der Schillers Herz wahrhaft ehrende Brief in der Regiſtratur des Studienraths (jenes Collegium wurde bald nachher aufgelöſt und ſeine Akten dem Studienrath überlaſſen) nicht mehr aufgefunden werden konnte.

Nachträge.

133a. Nach Erinnerungen der Sophie Albrecht.

Schillers gewöhnliche Kleidung bestand damals in einem dürftigen grauen Rocke, und der Zubehör entsprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den bescheidensten Anfoderungen des Schönheitssinnes. Neben diesen Mängeln der Toilette machte seine reizlose Gestalt und der häufige Gebrauch des Spaniol-Tabacks einen ungünstigen Eindruck, den das tiefgesenkte, immer sinnende Haupt noch vermehrte. Nur auf seiner schönen Stirn und in dem glänzenden Auge sprachen erhebende Zeichen von den großen Gedanken, die er meistens nächtlich eben damals dem Manuscript seines Don Karlos übergeben.

150a. Aus dem Briefe eines Jenaer Dozenten über Schillers erste Vorlesungen.

[Jena 26. 27. Mai 1789].

— daß man hätte vor Staub ersticken mögen! — Er sagte viel Gutes, und, ut Schiller, noch mehr Schönes und Schöngesagtes. Von seiten des Vortrags, der Deklamation hätt ich mehr von ihm erwartet. Seine Postulate sind mit unter überspannt und verfehlen dadurch den vorgesetzten Zweck. Morgen zur nemlichen Stunde wird er fortfahren uns vollends zu beweisen: daß man ohne gründliches Studium der Universalgeschichte nicht seelig werden könne. —

Das ist doch ein Erzgenie der Schiller. War heute wieder dort, es war das Gedräng noch ärger als gestern wenns möglich ist. Ich kam um drei Viertel, das Vestibüle war aber sogar schon vollgepfropft. Ich drang mich doch nach und nach bis ans Auditorium durch. — Schon nach 5. Uhr hatte das Auditorium angefangen, voll zu werden, ja einige wollten behaupten, ver-

ſchiedene, die bei Griesbach Exegeſe hörten, ſeien ſeit 11. Uhr dageblieben und haben ſich das Eſſen ins Auditorium tragen laſſen, um ihre Plätze nicht zu verlieren. — Ich laſſe dies billig auf ſeinem Werth oder Unwerth beruhen; ihm ſei wie ihm wolle, genug, Schiller zeigte ſich wieder beſonders als ein Kraftſchenie primi ordinis. —

5a. Caroline v. Beulwitz an Caroline v. Dacheröden.

4. Dezember 1789.

Wir lebten vier Stunden mit Schiller. . . . Mein Plan gefällt Schiller nicht, vorzüglich fürchtet er bei indelikaten Auftritten mit ursus und mir nicht Mäßigung genug zu haben und ſeinen Eltern Schmerzen zu machen, wenn er ſich wieder aus einem feſten établissement reißt. O einzig iſt dieſe Seele an Kraft und Güte! Er will itzt noch einige Jahre in Jena bleiben und Lotte ſoll künftigen Sommer mit ihm leben . . . Da Schiller kein Vermögen hat, ſo müßten wir auf die Zukunft für Lotte denken. Mama wird ruhiger dabei ſo ſein und ich hoffe, Schillers Exiſtenz in Jena ſoll ihm leidlicher werden mit Lotte; ich kann viel mit ihnen leben und kleine Entfernungen werden gut auf Lotte wirken. Ich fühlte es in unſerm Zuſammenſein, ganz iſt der reine Klang noch nicht wieder unter uns. Ich war ein paar Minuten mit ihm allein, er ſchloß mich feuriger an ſein Herz und verbarg ſein Geſicht in meinen Händen, ich konnte wenig ſprechen .... Ach, was nennt die Seele, wenn ſie in ein Gefühl aufflammt! Ich ſehne mich ſo mit ihm zu ſprechen, den vollen Sinn ſeiner Seele zu verſtehen. Wie hat das Schickſal dieſes verſchlungen! . . .

173a. Ein Beitrag zu Schiller's Biographie.

Die Zeit des Aufenthaltes in Karlsbad bietet wenig Bemerkenswerthes für den Biographen und wird daher auch meistens nur kurz erwähnt. Interessant dürfte jedoch die Mittheilung sein, daß der Arzt, der als Schiller's Begleiter die Reise nach Karlsbad mitmachte, noch als neunzigjähriger Greis in dem braunschweigischen Landstädtchen Eschershausen lebt. Derselbe heißt Eicke und studirte von 1790 ab in Jena, wo er als Klinikgehilfe des Hofraths Starke, welcher Schiller's Arzt war, functionirte. Im Juni 1791 forderte ihn Starke auf, als medicinischer Beistand den kranken Hofrath Schiller nach Karlsbad zu begleiten. Schiller hatte die letzte Zeit in Rudolstadt bei seiner Schwägerin, Frau von Beulwitz, zugebracht und der junge Dr. Eicke reiste dorthin, um sich dem Patienten, der sich mit seiner Frau und deren Schwester zur Cur begeben wollte, vorzustellen. Schiller litt, den Mittheilungen des Dr. Eicke nach, hauptsächlich an heftigen Brustkrämpfen und bedurfte bei diesen Anfällen eines starken Beistandes, wozu sich der robuste junge Mann besonders eignete. Schon während der Reise mußte dieser dem Patienten im Wagen gegenübersitzen und denselben, wenn er bei seinen asthmatischen Zufällen zurücksank, an den Händen emporziehen, wobei Schiller stets bereitwillig selbst die Hände entgegenhielt. Überhaupt schildert Dr. Eicke Schiller's Stimmung als mild und freundlich, obgleich mitunter beeinträchtigt von hypochondrischen Anfällen. Schiller vermied im Gegensatz zu andern, mit ähnlichen Leiden gequälten Kranken, von seinem Zustande zu sprechen und kam allen ärztlichen Anordnungen pünktlich nach. Er und die Damen verkehrten in Karlsbad mit den vornehmsten Badegästen, worunter mehrere österreichische hohe Beamte und Generäle sich befanden. Der Gebrauch der Cur, Spazierengehen, Reiten auf Eseln und der Besuch von Gesellschaften füllte die

Zeit aus. Auf den Promenaden wurde der junge Arzt fortwährend von Neugierigen belästigt, die ihn fragten, ob sein Begleiter Schiller sei. Der Buchhändler Goeschen aus Leipzig, Schiller's Verleger, machte den Zahlmeister. Die zartfühlende Sorgfalt, womit die Schwestern, Charlotte Schiller und Karoline v. Beulwitz, den Kranken umgaben, ist dem Dr. Eicke noch heute lebendig und er erinnert sich, daß die Damen mitunter recht heiter waren und es nicht verschmähten ein Tanzvergnügen mitzumachen. Leider scheint Dr. Eicke durchaus nicht in nähere Beziehung zu Schiller getreten zu sein, was wohl in der damaligen Periode für den jungen lebenslustigen Arzt nicht gut möglich gewesen sein mag; auch ist das Gedächtniß des neunzigjährigen Mannes geschwächt, wodurch seine Mittheilungen leider nur wenig Werth erhalten. Nachdem Eicke mit seinem Patienten und dessen Begleiterinnen noch einige Wochen in Eger zugebracht hatte, ging er über Rudolstadt nach Jena zurück und kam später nie wieder mit Schiller persönlich oder schriftlich in Berührung. Ueber die äußere Erscheinung Schiller's kann Eicke wenig Auskunft geben; er erinnert sich nur, daß derselbe sein „semmelblondes" Haar lose trug und von schmächtiger Gestalt war.

93a. Zwei Briefe von Karl Wilh. Ferd. v. Funk an Körner.

Cölleda, 6. Juni 1793.

Schiller hat mir diesmal nicht gefallen. Zwar ist sein Aussehen seit dem vorigen Sommer nicht sehr verändert, aber seine Sprache schien mir beklemmter und ich glaubte, in seinem ganzen Wesen einige Veränderung wahrzunehmen. Den warmen Antheil, den ich ihn sonst an allen Dingen nehmen sah, vermißte ich bei ihm. Politik allein interessirte ihn. Doch kann es sein, daß er über irgend einer, dahin schlagenden Idee brütet und

dann pflegt er über alles Andere kälter und zerſtreuter zu reden. Vielleicht auch trug das kalte und rauhe Wetter in der Pfingſtwoche, welches er überhaupt nicht vertragen kann, dazu bei. Wer ihn dieſes Frühjahr geſehen hat, behauptet, er ſei beſſer. Aber alle Welt klagt über ſeine ſchlechte Diät. Der Damenkalender auf 93 iſt das Werk einer ſehr kurzen Zeit geweſen, weil er es bis auf den letzten Augenblick verſchoben hatte und er iſt genöthigt geweſen, den größten Theil der Nächte zu arbeiten und durch ſchwarzen Kaffee und ungariſchen Wein ſeine erſchlaffenden Nerven zu ſpannen. Außerdem hat er viel und mit Leidenſchaft L'Hombre geſpielt, ſich dabei angeſtrengt und bis 2—3 Uhr nach Mitternacht noch aufgeſeſſen. Seit einem Monat hatte er dies jedoch ganz unterlaſſen, ging früh zu Bett und ſtand früh auf und das bekömmt ihm beſſer.

Cölleda, 22. Auguſt 1793.

Daß Schiller's unaufſchiebliche Reiſe uns um die Glückſeligkeit brachte, Sie hier in Thüringen zu ſehen, machte mich in der That ſo lange böſe auf ihn, bis ich ihn ſelber ſprach. Da aber überzeugte ich mich, daß ihm die Reiſe dringend nothwendig geſchienen hatte, aus dem Schmerz, womit er daran dachte, daß ſie ihn verhinderte, Sie noch vorher zu ſehen. Ich fand ihn mit den Zubereitungen zu ſeiner langen Reiſe beſchäftigt, die er freilich etwas geniemäßig tractirte, denn Sie kennen ja ſeine Art, auf der Stelle für jedes Hinderniß eine Auskunft zu finden und dann gleich nicht mehr daran zu denken. Komiſch war es indeſſen, wie glücklich dies Benehmen auf die Menſchen, die einem ſonſt ſolche langwierigen Reiſen (er macht die ſeinige noch dazu mit ſehr vielem Gepäck) ſo ſehr verbittern, auf Fuhrleute, Aufpacker, Frachtkärner uſw. wirkte. Sie kennen gewiß den Kunſtgriff dieſer Leute, daß ſie Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten

thürmen, ſich dann durchaus weigern, unter dieſen nachtheiligen Umſtänden den Contract einzugehen oder zu halten und ſo von dem beängſtigten und verwirrten Reiſenden immer mehr Geld erpreſſen, oder aber ihn zum Zorn reizen und dann entweder auch ihn am Ende ſchnellen oder doch ſich das Vergnügen machen, ihn durch ihre Grobheit aufs äußerſte zu bringen. — Alle dieſe Handwerksſtückchen waren bei Schillern verloren. Er ſah Alles in roſenfarbnem Lichte, daß die Kerls grob werden könnten oder Geld erpreſſen wollten, fiel ihm gar nicht ein; ſie waren ihm gutmüthige Dummköpfe, denen er mit gutem Rath beiſtand, wie ſie die Reiſe, die Fracht, die Ladung uſw. einrichten ſollten. Kaum war die neue Schwierigkeit mit vielem Druckſen hinterhalten, mit Nein und Aber wenn herausgeſagt, ſo hatte er gleich auf der Stelle zehn Gegenmittel und blieb dabei bei ſo guter Laune, daß die Grobians völlig deroutirt nach Hauſe gingen, um in einer Stunde wieder zu kommen, neue Schwierigkeiten zu machen und ebenſo wieder abgefertigt zu werden. — — Er freut ſich ſehr auf die Ausſicht, Vater zu werden.

Mir ſchien er diesmal weit munterer als vor drei Monaten. Doch iſt ſein Befinden immer noch ſo ſchnell abwechſelnd und ſeine Diät nichts weniger als ſtreng. Er ißt, was ihm ſchmeckt und macht zwar keine Debauchen im Wein, trinkt aber doch mehr als ich glaube, daß ihm bei ſeinen Umſtänden geſund iſt. Wir waren einen Abend und einen Mittag ſo vergnügt, daß ich dieſe unter meine glücklichſten in Thüringen zähle.

Nachwort.

Dem Schlußbande bleibe ein ausführlicheres Nachwort überlaſſen; hier genügt eine knappe Erklärung über das Verhältnis zum erſten Teil. Die beiden erſten Bogen, die zu deſſen Ergänzung dienen (Nr. 46—63), übernahm ich bereits gedruckt von meinem Vorgänger, Herrn Dr. Max F. Hecker; die Kommentierung blieb mir überlaſſen. Die folgenden Partien, die auf eigener Sammlung beruhen, ſuchte ich nach Möglichkeit den gegebenen Richtlinien anzupaſſen. Wenn ſich trotzdem gewiſſe Verſchiedenheiten herausſtellen, ſo ſind ſie nicht in prinzipiellem Widerſpruch, ſondern in der Natur des Stoffes begründet. Schillers Heimatjahre ſtellen in viel höherem Maße eine Einheit dar, als die folgenden Wanderjahre, die durch den fortſchreitenden Wechſel des Schauplatzes in geſonderte Kapitel zerfallen. Dieſem Umſtande war durch ſtraffere biographiſche Gliederung Rechnung zu tragen; die Zweckmäßigkeit klarer Orientierung bedingte ſomit gelegentlich eine Zerteilung zuſammenhängender Erzählungen. Auch die Natur der Berichte iſt zum großen Teil eine andere: während die meiſten Nachrichten über die Jugendzeit aus ſpäten Erinnerungen der Augenzeugen fließen, hat weiterhin die Erſcheinung des bereits berühmt gewordenen Dichters mehr momentane zeitgenöſſiſche Aufzeichnungen in Tagebüchern und Briefen hervorgerufen, und dieſe bedürfen um ſo notwendiger der chronologiſchen Aufreihung. Zeugniſſe, Matrikeln, Rechnungen ſind intereſſante Illuſtrationen der Frühzeit; in den Mannesjahren tritt die Bedeutung ſolcher Urkunden hinter den lebendigen perſönlichen Schilderungen zurück; es iſt deshalb auf eine Mitteilung formelhafter Diplome verzichtet worden.

Wenn das Material um einige bisher ungedruckte Stücke bereichert werden konnte, ſo iſt es dem freundlichen Entgegenkommen der Herren Dr. Behnke, Direktor des Keſtner-Muſeums in Hannover, Fabrikbeſitzer E. Götz in Leipzig, Geh. Hofrat Profeſſor

O. Güntter in Stuttgart, Vorstand des Marbacher Schillermuseums, Professor Dr. W. Haecker in Nagold, Geh. Kommerzienrat A. v. Kröner in Stuttgart, Hofrat Dr. E. Peschel, Direktor des Körner-Museums in Dresden, Geh. Hofrat Professor Dr. B. Suphan, Direktor des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar, sowie der Verwaltung der Königl. Öffentl. Bibliothek in Dresden zu danken. Freundliche Unterstützung bei Beschaffung des Materials und fördernde Auskunft gewährten mir ferner die Herren Archivrat Professor Dr. Bangert in Rudolstadt, Professor Dr. Karl Berger in Darmstadt, Geheimer Hofrat P. v. Bojanowski in Weimar, Gymnasialrektor Dr. Dürr in Heilbronn, cand. phil. W. Götz in Berlin, Oberstudienrat Dr. Julius v. Hartmann in Stuttgart, Dr. Max F. Hecker in Weimar, Dr. Ed. v. d. Hellen in Stuttgart, Verlagsbuchhändler Dr. A. Kippenberg in Leipzig, Prof. Dr. A. Leitzmann in Jena, L. L. Mackall in Jena, Töchterschuldirektor Müller-Palleske in Landau, Dr. W. Olshausen in Berlin, Archivdirektor Dr. Overmann in Erfurt, Dr. E. Petzet, Sekretär der K. Hof- und Staatsbibliothek in München, Oberlehrer Dr. R. Riemann in Leipzig, Bibliothekar Dr. Rubensohn in Kassel, Referendar O. Veiel in Stuttgart, Professor R. Weltrich in München. Ihnen allen, vor allem aber Professor Dr. E. Schüddekopf in Weimar, der mir ein stetiger Helfer und Berater war, sei der herzlichste Dank ausgesprochen.

Solln b. München, Oktober 1908.

Julius Petersen.

Anmerkungen.

46. (S. 1.) Mitgeteilt von Julius Klaiber, Vom Fels zum Meer. 1884. S. 443 f. Das erste Strafbillet ist vom 21. November 1773 datiert, das zweite vom 24. Dezember desselben Jahres.

47. (S. 1.) Gedruckt: Hoven, S. 33 f. Hoven scheint noch andere Anekdoten gewußt zu haben, wie sich aus einer Andeutung von Schwab (Schillers Leben S. 475) schließen läßt: „Herr v. Hoven erzählte im Jahr 1815 zu Nürnberg dem Verfasser dieses Lebens einige Akademiescherze Schillers, die allerdings von gehörigem Kaliber waren." Vgl. auch Anm. zu Nr. 43 im ersten Bande.

48. (S. 2.) Unter der Überschrift „Nekrolog. Beiträge zu einer Biographie Schillers (Aus einem Schreiben von Helmstädt)" in der „Hallischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" Sonnabend, den 24. August 1805. Intelligenzblatt Nr. 134, Sp. 1090. Über den Verfasser der Einsendung, die als Ergänzung des am 19. Junius 1805 (Intelligenzblatt Nr. 98) erschienenen Aufsatzes „Über Friedr. v. Schiller" auftritt, ist keine Gewißheit zu gewinnen; vgl. R. Steig, Euphorion XII, 248.

49. (S. 2.) Aus dem Munde einer 97jährigen Ludwigsburger Dame, mitgeteilt von Weltrich (I, 134), der dieser Anekdote Vertrauen schenkt trotz bedenklicher Ähnlichkeit mit einem Streich, den Ludwig v. Wolzogen (Memoiren S. 5) von einem Mitakademiker Graf v. Nassau erzählt. Dort faßt auf des Herzogs Frage: „was würde Er thun, wenn Er an meiner Stelle wär?" der junge Akademiker die Hand der Gräfin und sagt: „Komm Fränzchen, laß den dummen Jungen stehn!" In dieser Form ist die Anekdote bereits durch Karl Grunert (Kühnes Europa 1856, Nr. 35,

Sp. 1028) auf Schiller übertragen. — Zur Kritik anderer apokrypher Jugendanekdoten vgl. Boas I, 10 ff. und Weltrich I, 787 f.

50. (S. 3.) Hermann Kurz berichtet am 19. April 1838 diese Anekdote an Mörike (Briefwechsel S. 82) unter Berufung auf eine sehr glaubwürdige Person (Schlotterbeck?). Man vergleiche die Verwertung im 2. Teil Kapitel 10 von „Schillers Heimatjahre".

51. (S. 3 f.) Schiller als Schauspieler.

Verfasser: Petersen. Gedruckt: Morgenblatt 1807 Nr. 57. Wörtlich wiederholt in der handschriftlichen Jugendgeschichte; vgl. Anm. zu Nr. 53 und Hartmann, Schillers Jugendfreunde S. 205. Hermann Kurz führte diese Episode weiter aus: Morgenblatt 1838, Nr. 52—55 und „Schillers Heimatjahre" 1. Teil Kapitel 12.

52. (S. 4.) Waiblinger, Gesammelte Werke IV, 256. Für die Unmittelbarkeit der Aufzeichnung spricht es, daß W. die Namen der Freunde in Pedersen und Hocken entstellt. — Aus mündlicher Erzählung des Oberbibliothekars v. Staelin in Stuttgart berichtet Boas (II, 161 f.), Schiller und Haug hätten Eberhard den Greiner zum Thema eines poetischen Wettstreites erwählt.

53. (S. 5—8.) Schiller auf dem Fortschreitungswege bis zur Vollendung seiner „Räuber".

Fortsetzung von Bd. 1, Nr. 39. Verfasser: Petersen. Manuskript im Besitz der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. zu Stuttgart. Zuerst vollständig abgedruckt bei Hartmann, Schillers Jugendfreunde, Stuttgart 1904, S. 201—205. Die Fußnote auf S. 5 läßt sich gegen die Zuweisung jenes Aufsatzes im Freimüthigen 1805 an Petersen geltend machen. Tatsächlich ist Schubarts Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" die

Hauptquelle der „Räuber", und Peterſen zeigt ſich minder gut unterrichtet als der Gewährsmann des „Freimüthigen", in dem Hartmann (S. 19 und 347 f.) nicht ohne Grund Conz erblickt. Dies iſt zu Bd. 1, Nr. 37 nachzutragen.

54. (S. 8—10.) Verfaſſer: Karl Heideloff, der Sohn Viktor Heideloffs. Gedruckt: Wagner, Geſchichte der hohen Karlsſchule Bd. 1, S. 5 f. Die Skizze, die Viktor Heideloff hinterlaſſen hatte, iſt durch Karl H. 1856 als Aquarellbild ausgeführt worden. Vgl. auch Wagner, Ergänzungsbd. S. 38. Mit Weltrich (I, 285) iſt die Datierung in Zweifel zu ziehen, da 1778 „die Ausarbeitung der Räuber noch lange nicht ſo weit vorgeſchritten war, als es nach der Erzählung den Anſchein hat". Die Behauptung einer epidemiſchen Erkrankung findet in dem Krankenjournal der Militärakademie keinerlei Beſtätigung; vgl. Rudolf Krauß, Schiller auf der Krankenſtube der Militärakademie und die Entſtehung der Räuber (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1905, Nr. 16, S. 122).

55. (S. 11—15.) Gedruckt: Wagner, Geſchichte der Hohen Carls-Schule, Bd. 2, S. 278 f. Teile daraus ſchon Morgenblatt 1844, S. 1116. — Die „Philoſophie der Phyſiologie" war Schillers erſte mediziniſche Probeſchrift; die Beurteilungen der beiden Arbeiten des Jahres 1780, „Dissertatio de differentia febrium inflammatoriarum et putridarum" und „Verſuch über den Zuſammenhang der tieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen" ſind gleichfalls in Wagners Geſchichte der Hohen Carls-Schule, Bd. 2, S. 280 - 81, abgedruckt, danach bei Kühn, Schiller I, 1. S. 53 f.; auf eine Wiedergabe in unſerer Sammlung wurde verzichtet.

56. (S. 16.) Schillers Disputation.

Verfaſſer: Abel. Gedruckt: Weltrich I, 56.

57. (S. 17.) **Schillers Nationalliste.**

Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie. S. 45. Danach bei A. v. Keller, Beitr. z. Schillerlit. S. 34.

58. (S. 18—21.) **Austritt aus der Akademie.**

Verfasser: Abel. Druck: Weltrich I, 842. — Die Behauptung, mit der Verunglimpfung Graubündens habe Schiller einen unbeliebten Vorgesetzten treffen wollen, findet sich auch bei dem Denunzianten Walter und bei Petersen; vgl. Anm. zu Nr. 61 und 76. — S. 20_{4ff}. Der Aufsatz im Schwäbischen Museum ist als Nr. 76 in diesem Bande abgedruckt. Die Erzählung, daß Schiller seinen Oberst habe schonen wollen, bringt auch Göritz; vgl. Nr. 70 (S. 44 ff. dieses Bandes).

59. (S. 22.) **„Fiesco".**

Verfasser: Abel. Druck: Weltrich I, 845.

60. (S. 23 f.) **Schiller, sich selbst überlassen, während seines Aufenthalts in Stuttgart.**

Fortsetzung von Nr. 53. Verfasser: Petersen. Gedruckt: Hartmann, Schillers Jugendfreunde S. 205 f. — Die Nachrichten über Schillers ärztliche Wirksamkeit stützen sich auf die Aussage des Sohnes Elwert; vgl. Bd. 1, Nr. 19, S. 89 f.

61. (S. 24—27.) Verfasser: Petersen. Lose Blätter aus seinem Nachlasse, mitgeteilt von Hartmann, Schillers Jugendfreunde. S. 207. — S. 24_{14}. Die Lücke ist zu ergänzen: „es galt gar nicht dem Kanton, sondern nur einem einzelnen Mann". Diese Stelle ist wichtig wegen der Übereinstimmung mit Abel; vgl. Anm. zu Nr. 58. — Das letzte Stück S. 27_{3ff} wurde bereits im Morgenblatt 1809, Nr. 253, gedruckt und zog einen Streit über die Möglichkeit derartiger Veränderungen der Nasenform nach sich; vgl. Wurzbach, Schillerbuch, Marg. 2863.

62. (S. 27 f.) Verfaſſer: Scharffenſtein. Die Stelle iſt aus dem Abdruck der Erinnerungen im Morgenblatt 1837, Nr. 58, weggeblieben und erſt von Hartmann (Schillers Jugendfreunde S. 156) aus dem Manuſkript veröffentlicht worden.

63. (S. 29—35.) Einiges über Schiller.

Verfaſſer: Conz. Druck: Elegante Welt 1823, Nr. 3, 4, 7, Sp. 16 ff., 28 ff., 52 ff. — S. 29, Fußn. 2. Döring ſchreibt in ſeiner 1822 veröffentlichten Biographie S. 77: „Sie war eine Tochter des Kammerraths und Buchhändlers Schwan in Mannheim.“ — S. 32, Fußnote: Tatſächlich hat Schiller, ehe er auf die Militärakademie kam, viermal am Landexamen teilgenommen. Lat. Zeugniſſe. Morgenblatt 1809, Nr. 201; vgl. auch Bd. 1, Nr. 22, S. 98. — S. 33_{20}. Das Brockhausſche Konverſations-Lexikon (Real-Encyclopädie oder Konverſations-Lexikon. Fünfte Original-Auflage. 8. Bd., 1819) berichtet auf S. 734: „Schiller unternahm die erſten dramatiſchen Verſuche: Der Student von Naſſau, ein Trauerſpiel, und Cosmus von Medicis, ein nach Julius von Tarent entworfenes Schauſpiel. Beide wurden in der Folge von dem erleuchtetern Verfaſſer ſelbſt verbrannt, und wir zweifeln nicht, daß dieſes Urtheil gerecht war. Nur einzelne Stellen des letztern Stücks nahm er in die ſpätern Räuber auf.“ — Conz ſelbſt ſpricht von dem „Student von Naſſau“ noch an zwei anderen Orten; vgl. Bd. 1, S. 127 u. 137.

64. (S. 36 f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

I, 37—41. — S. 37_{15}. Die Charakteriſtik paßt auf das Gedicht: „Totenfeier am Grabe Philipp Friedrich von Riegers“; das „Carmen auf Wiltmeiſter“, das gleichfalls in Frage kommen könnte, iſt nicht erhalten.

65. (S. 38 f.) Boas nach Emilie v. Gleichen.

Boas I, 257 f. — Von den Erinnerungen Chriſtophinens, auf die dieſe Darſtellung zurückgeht, berichtet auch ein Brief Emiliens

v. Gleichen an Heinrich Laube: „Wie mußten die Karlsſchüler ſie erfreuen, welche die hiſtoriſchen Perſonen derſelben alle gekannt hat! — ſogar in den Redensarten ihres Bruders glaubt ſie ihn wieder zu erkennen. Alle Scherze jener Zeit ſind ihr wohlbekannt . . . Sie drückt Ihnen ganz beſonders die Hände, weil Sie die Frauen ſo hoch gehalten, daß ſie klüger als der Herzog geweſen! . . . Heute mußte ſie mir wieder von den Augenblicken vor der Flucht meines Vaters erzählen, wo Alles ſo herrlich auf der Solitude erleuchtet war, er Abſchied von ihr genommen hatte, und ihr das Geheimniß anvertraut." (Saupe, Schiller u. ſ. väterl. Haus. Leipzig 1851, S. 132.) Andere Erinnerungen Chriſtophinens, die zur Ergänzung ihrer Aufzeichnungen (Bd. 1, S. 21—44) dienen, finden ſich in Briefen an Charlotte Schiller (Beziehungen S. 268 und 323).

66. (S. 39 f.) **Friedrich Förſter nach Minna Körners Erzählung.**

Kunſt und Leben. Aus Friedrich Förſters Nachlaß. Herausgegeben von Hermann Kletke. Berlin 1873. S. 121 f. Über Förſters Unzuverläſſigkeit vgl. die Anmerkungen zu Nr. 107, 129, 133. Dazu Fielitz, Archiv IV, 104. Boxberger, Fleckeiſens Jahrb. 1874, 2, S. 60.

67. (S. 41 f.) **Schiller, Reinhard und die arabiſchen Dichter.**

Verfaſſer: Conz. Druck: Elegante Welt 1825, Sp. 1645 f. Der Ausruf: „Meine Räuber mögen untergehen, mein Fiesko ſoll bleiben" wird auch in Nr. 37 (Bd. 1, S. 125, Z. 10 f.) berichtet.

68. (S. 42.) **Aus Reinhards Aufzeichnungen.**

Erſter Druck: Guhrauer, Raumers Hiſtor. Taſchenb. N. F. 7 (1846), S. 197. Danach Weltrich I, 829. W. Lang, Graf Reinhard, Bamberg 1896, S. 21. — Reinhard erinnert ſich dieſes Zu-

ſammenſeins, das auf Anfang Oktober 1781 fällt, noch im Brief an Schiller vom 16. Nov. 1791 (Urlichs, Briefe an Schiller, S. 120).

69. (S. 69.) Aus F. W. v. Hovens Autobiographie.

Hoven, S. 115 f. Der Beſuch auf dem Hohenaſperg fällt in den November 1781. Mehrere Äußerungen Schubarts geben den Eindruck wieder, den dieſer empfing; er ſchreibt an ſeine Gattin: „Schiller iſt ein großer Kerl — ich lieb' ihn heiß, — grüß ihn". (Strauß, Schubarts Leben II, 47); ſpäter erzählt Reinwald in einem Brief an Pfranger vom 15. Juli 1784: „Für Schiller iſt er enthuſiaſtiſch eingenommen und er wurde einſt, weil er ihn zu ſehr gelobt, von ſeinem General in ein härteres Gefängnis geſetzt. Er machte der Madame Schiller beim Abſchied das Kompliment: Gebenedeyt biſt Du unter den Weibern und Gebenedeyt iſt die Frucht Deines Leibes!" (Chriſtophine S. 277 f.) Die Richtigkeit bezweifelt Wohlwill (Marb. Schillerb. I, 278); doch wiederholte ſich ähnliches nach Schubarts Freilaſſung; er ſchreibt am 7. Juli 87 an ſeinen Sohn Ludwig: „Der Herzog hat mir Zenſurfreiheit verſtattet; doch will er's nicht leiden, daß ich im erſten Blatte den Pabſt unſanft berührte und — den Schiller lobte." — Weniger gut kommt Schiller in einer pädagogiſchen Aufzeichnung für den Sohn aus dem Jahre 1783 weg: „Schiller hat die volle Anlage des großen Mannes; aber er muß noch manchen Fehler ablegen, eh ers iſt. In ſeinen Augen iſt nichts groß — als er!! — und das iſt ein böſes Kennzeichen." (Euphorion VIII, 287. 298.) Wahrſcheinlich ſind dieſe Zeilen dem Herzog zu Gefallen geſchrieben.

70. (S. 44—46.) Aus den Erinnerungen von K. A. Göritz.

Gedruckt: Morgenblatt 1838, Nr. 221, S. 881 f. Vgl. auch Nr. 99. 109. 181. Die Vornamen K. A. (Karl Auguſt) entnahm ich Leitzmanns Regiſter zu Jonas' Schillerbriefen; nach

einer Mitteilung J. Hartmanns hingegen trug Göritz (geb. zu Stuttgart 29. März 1764) die Vornamen Ludwig Friedrich.

71. (S. 46.) Aus Petersens Papieren. Boas II, 63.

72. (S. 46.) Aus den Akten des Mannheimer Theaters. Boas II, 63. — Zwei Mannheimer Quittungen Schillers aus den Jahren 1783 und 1784 sind im „Schiller-Album", Dresden 1861, S. 18, veröffentlicht.

73. (S. 47.) Rechnung des Ochsenwirtes Brodhag. Die Rückseite trägt die Adresse „H. D. Schiller und H. B. Petersinn." Das Original ist mit Petersens Nachlaß in das Cotta'sche Archiv gelangt; es ist bereits 1838 in den „Hallischen Jahrbüchern" S. 500 erwähnt und später von Boas (I, 232), sowie Weltrich (I, 338, 618) benutzt worden. — Von Bedeutung sind, wie Weltrich bemerkte, die Lücken in den fortlaufenden Daten: zwischen 24. Mai und 6. Juli fällt die zweite Mannheimer Reise; zwischen 27. Juni und 12. Juli der durch diese Reise verwirkte 14tägige Arrest.

74. (S. 48 f.) Aus Briefen von Scharffenstein. Die beiden Briefe an Uxkull sind von Jul. Hartmann (Schillers Jugendfreunde S. 185 und S. 171 f.) nach den Konzepten auf der Stuttgarter Landesbibliothek auszugsweise veröffentlicht; der Brief an Lempp von Ernst Müller (Zeitschr. f. vergleichende Literaturgeschichte IX, 237).

75. (S. 49 f.) Aus Scharffensteins Lebenserinnerungen. Auch diese Partie ist im Morgenblatt 1837, Nr. 58 gestrichen (vgl. Bd. 1, S. $164_{9\text{ v. u.}}$) und erst von Hartmann, Schillers Jugendfreunde, S. 154, nach dem Manuskript ergänzt.

76. (S. 50—53.) Beitrag zu einem schwäbischen Martyrologium. Der Verfasser ist Joh. Mich. Armbruster, der, wie Reinh. Steig, Euphorion XII, 244 f. nachwies, an dem Garteninspektor

Walter persönliche Rache nahm. Der Aufsatz, der in Armbrusters Schwäbischem Museum (1785) I, 225 ff. erschien, ist die Quelle sowohl für Zach. Becker (Deutsche Zeitung 1784) und Reinwald (Bd. 1, S. 73 f.), als auch für Nicolai (Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz X [1795], Neue Berlinische Monatsschrift 1805 Okt.), für den Helmstädter Nekrologisten der Hallischen Allg. Literaturze itung (Nr. 48) und einen Berichterstatter der Jenaischen Allg. Lit. Ztg. (8. Dez. 1805). Walters Briefe waren schon im Oktober 1782 im 42. Stück von Amsteins „Sammler" durch den Pfarrer Heinr. Bansi abgedruckt worden, aber mit veränderter Orthographie und in gemilderter Form. Armbruster hatte die Originale von Bansi erhalten; ihre Veröffentlichung war eine Indiskretion, für die er nachträglich feierlich Abbitte leistete. Den Anfang des ersten Briefes hat Armbruster eines wichtigen Satzes beraubt; er heißt im Original: „Der Comedienschreiber ist ein Zögling unserer Akademie, er hat einen Graubündner, Namens Couplet, zum Aufseher gehabt, und um sich an diesem zu rächen, will der Thor die ganze Nation angreifen." In Wirklichkeit war der Name des Graubündner Aufsehers Kuplie. Vgl. Anm. zu Nr. 61. Dazu Vetters Aufsatz „Schiller und die Graubündner" (Archiv XII, 404 ff.), worin die Schweizer Patrioten in Schutz genommen werden.

Mannheim und Oggersheim (1782).

Die Hauptquelle für diese Zeit, Streichers Bericht, ist schon in Bd. 1, S. 218—254 vorausgenommen. Als Ergänzung sei hier ein Brief Streichers an einen unbekannten Stuttgarter Adressaten aus Mannheim 28. Febr. 1783 aufgeführt (mitgeteilt von Fielitz, Archiv VIII, 422):

„Deine Bemerkungen wegen Schillers Schritt sind freilich sehr wahr. Allein höre auch ein Wort von mir darüber. — So fatale Folgen dieser Schritt auf mein eigenes Schikſal hatte,

so sehr mus ich doch Schillern dabei entschuldigen, da — nur ich — allein weis, wie viel andere Menschen dazu beigetragen, ihn nicht ganz glüklich zu machen. Nicht jederman kan das Schiksal haben. Es gehört eine gewisse Größe dazu, so unglüklich zu seyn. Großer Männer Schiksale sind ihrem Geist und Herzen angemessen. Der Fürst ist ganz anders unglüklich als der Unterthan. So auch hier."

77. (S. 54—60.) Schwans Erinnerungen.

Schwans Autobiographie: „Kurze Nachrichten aus meinem Leben", veröffentlicht in den „Hausblättern", hsg. v. Hackländer u. Höfer 1861, 1. Bd., S. 469 f.

Von dem Brief Körners an Schwan hat nach dem Original im Kestner-Museum zu Hannover Max Rubensohn (Euphorion XII, 787) ein Bruchstück veröffentlicht; hier zuerst vollständiger Abdruck.

Die Antwort Schwans an Körner ist zuerst in wenigen Sätzen von Urlichs (Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, Bd. 1, S. 92, Anm.), dann ausführlicher, aber weder ganz vollständig noch ganz genau, von Minor (Schiller-Archiv, S. 12—16) bekannt gemacht worden. Eine ergänzende Kollation E. Schüddekopfs setzt mich in Stand, den ganzen Brief nach dem Original im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv zum Abdruck zu bringen.

78. (S. 60—63.) Zwei Aufsätze von K. Geib.

Der erste Aufsatz im Morgenblatt 1808, Nr. 57, S. 227, unterzeichnet „Julius", als Berichtigung der Nachrichten Petersens (Bd. 1, Nr. 39, S. 127 u. 135). In seiner handschriftlichen Jugendgeschichte hat Petersen diese Nachricht verwendet. (Vgl. Nr. 53, Bd. 2, S. 7.)

Der zweite Aufsatz in G. Seebodes „Neuem Archiv f. Philol. u. Pädagogik" V (1830), Sp. 40, unterzeichnet Karl Geib, in Lambsheim.

Die vier Patente sind abgedruckt bei A. v. Keller, Nachlese zur Schillerlitteratur 1860, S. 5 und 17—19.

Über Schillers Beziehungen zu Derheim (Derain) vgl. auch Streicher (Bd. 1, S. 257 ff.)

79. (S. 63 f.) Beide Notizen vom gleichen Einsender, Morgenblatt 1856, S. 59 f. und 1152; die erste innerhalb eines Aufsatzes „Vom Mittelrhein". — S. 64,11. Josef Rank hatte in seinem Büchlein „Schillerhäuser" (Leipzig 1856, S. 11), Scharffensteins Schilderung des Stuttgarter Quartiers (Bd. 1, S. 163) fälschlich auf die Oggersheimer Behausung übertragen.

Bauerbach (1783).

Einige den Bauerbacher Aufenthalt berührende Berichte haben bereits in Bd. 1 ihren Platz gefunden (siehe Nr. 8, S. 39 f., Nr. 9, S. 63, Nr. 45, S. 275.) Nicht aufgenommen ist in dieser Sammlung aus Charlotte v. Kalbs Erinnerungen die Darstellung von Schillers Verhältnis zu Charlotte v. Wolzogen. In einer novellistisch gehaltenen Erzählung „Das Mahl" wird der Bericht Schiller selbst in den Mund gelegt, unter Änderung der Namen (Winkler statt Winkelmann, Dorothea statt Charlotte) und ohne Gewähr für die Tatsachen. Der Anfang diene als Probe (Charlotte, hsg. v. Palleske, S. 220 ff.):

Friedrich. „In vino veritas! darum schenkt dem Dichter jetzo Glauben; wisset, daß ich Wahrheit rede. Ein Gedenkbuch bezeugt es noch:

Von der Karlschule ist so Manches von mir und meinen Freunden bekannt. Mutter und Tochter Wolzogen, die an der Werra zu Haus, kamen zum Besuch nach Stuttgart, wo ihre Söhne und Brüder meine Schulgenossen. Mit Achtung und Vertrauen war ich ihnen zugethan, und gern besuchte ich mit den

Brüdern die Frauen. Der Schweſter war ein ſelbſtbeſtimmtes Betragen eigen; was irgend im Benehmen einer Uebertreibung, nichtigem Affekt ähnlich war, wurde von ihr ſcherzhaft verſpottet; ihre Gegenwart zügelte oft das Ueberſchwengliche unſrer Rede. Noch ein Akademiker wünſchte der Dame vorgeſtellt zu ſein: Winkler. Er war ſchlanker Geſtalt, dunkel umlockt das Haupt, ſein Naturell bedeutſam. Als die blonde Dorothea ihn ſah, war ſie betroffen. Sonſt ſo gefällig, ſchien ſie nun die Wünſche der Brüder nicht zu vernehmen, nahte aber der Mutter in ſanfter Erregung. Schweigſames Geſtändniß in ihren Zügen und Erröthen. Einſt ſagte ſie: ‚Meine Brüder verſtehen gar nicht zu loben, ſonſt hätten ſie ganz anders von Winkler reden können, ſeine Erſcheinung hätte mich nicht alſo bewegt. Jetzt iſt mir bange, da wir bald ſcheiden werden.‘ Als wir über Dora zu Winkler ſprachen, erwiderte er: ‚Sie iſt ähnlich ihren Brüdern. Daß auch ſie mich achtet, iſt mir werth‘. Der Frauen Abreiſe war beſtimmt, Dora weinte beim Abſchied und ich wähnte, es gälten auch mir ihre Thränen.

Es iſt wohl bekannt, wie ich dem Verlangen, die Räuber in Mannheim auf der Bühne zu ſehen, nicht widerſtand; auch wie ich dann in Drang und arger Widerwart am Werraufer eine Zeitlang verborgen lebte. Den Freunden war ich willkommen; ſtets von treuer Sorgfalt geſchützt, aber verfolgt von Irrung und Drohen ſuchte ich das Incognito. Friedrich Ritter war mein Name. Doch dieſe Larve gab keine Verborgenheit, hatte nur die Feder mit Sonderlichem beflügelt; denn was man ſchrecklich in Argſinn der Leidenſchaft geſchaffen wähnte, war ja meiſt in dieſer Epoche gedichtet. Zur Bildung ſollten Erfahrung und Schmerz mir dienen. Carl Moor giebt jedem die Weiſung, daß er aus dem dunklen Schacht roher Elemente erſtanden iſt.“

80. (S. 65.) Mitgeteilt von Boxberger, Akademiſche Blätter 1884, S. 65.

81. (S. 65f.) **Aus Charlotte v. Kalbs Erinnerungen.** Charlotte, hsg. v. Palleske, S. 38. Dasselbe Erlebnis erzählen auch Charlotte v. Schiller (vgl. Bd. 1, S. 63) und danach Caroline v. Wolzogen (Schillers Leben I, 67).

82. (S. 66.) **Aus Reinwalds Tagebuch.** Mitgeteilt von L. Köhler, Abend-Zeitung 1839, Nr. 225, S. 899.

83. (S. 66—68.) Einen Teil dieses Briefes gab schon (unter falschem Datum) Streicher, Schillers Flucht (1836) S. 150 ff.; ein weiteres Stück O. Brahm in seinem „Schiller" I, 248f. Vollständig wurde er nach dem im Marbacher Schiller-Museum befindlichen Original von O. Güntter, Marbacher Schillerbuch II (1907), S. 383—86 veröffentlicht.

84. (S. 69.) Mitgeteilt von Minor, Schiller-Archiv S. 28f., nach dem unveröffentlicht gebliebenen Manuskript des Archidiakonus Müller in Meiningen. Minor selbst stößt sich an dem theatralischen Charakter der Anekdote, doch tritt Schillers Liebhaberei für solche Erkennungsszenen auch an anderen Orten hervor. Vgl. Bd. 1, S. 236.

85. (S. 69.) Mitgeteilt von Bechstein, Aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen, Halle 1856, S. 207.

Mannheim (1783—85).

Eine wichtige Quelle auch für diese Periode ist Streicher (Bd. 1, S. 261—292). Nicht aufgenommen sind hier zwei Stellen aus Sophie La Roches „Briefen über Mannheim" (1791), auf die Minor (Schiller, Bd. 2, S. 327f.) verwiesen hat. Die eine enthält das literarische Urteil der Frau v. La Roche über den Dichter: „Ich kenne und schätze Hr. S— persönlich, aber ich würde ihm selbst dem vortreflichen Kopf sagen, daß ich die angebohrne Fähigkeiten, und den erworbenen Reich-

thum seines Geists, aufrichtig bewundre, aber daß ich den Gebrauch, welchen er in seinen drey ersten Theaterstücken davon machte, nicht liebe —". Dieses Gespräch spielt nach 1788. Daß sich die spätere Stelle (S. 346 ff.) auf Schiller bezieht, scheint mir nicht ganz sicher; in einer Gesellschaft, in der über den Vergleich zwischen Menschen und Tieren gesprochen wird, erscheint ein Herr S—, der sonst wenig redet, „indem gewisse Dinge ihm so verächtlich scheinen, daß er nichts darüber sagt, besonders wenn er die Gegenstände als kindisch und zwecklos ansieht, und also das Nachdenken und Sprechen für Mißbrauch des Verstandes und der Zeit erklärt." Er übersetzt ein Stück St. Pierre so fließend ohne zu stocken ins Deutsche, daß man glaubt, seine eigenen Gedanken zu hören. Schließlich ergreift er Meißners „Menschenkenntniß", hebt das Buch mit Eifer in die Höhe und sagt: „Gute Weiber! lesen Sie doch dieses schätzbare, allen Menschen so nützliche Werk mit Aufmerksamkeit, empfehlen Sie es Ihren Freunden und Ihren erwachsenen Söhnen vorzüglich. Sie werden nicht nur Menschenkenntniß, sondern auch Kenntniß Ihrer selbst darin finden, und einen so faßbaren Leitfaden der Klugheit und Nächstenliebe erhalten, als Sie je wünschen können, denn der Mann macht Sie ohne Prunk und stattliche Schreibart, Wahrheit fühlen und lieben, er führt Sie zur Ueberzeugung und Thätigkeit des Guten, so daß Sie ihm gewiß danken werden." — Da der erste Teil von Meißners „Menschenkenntnis" frühestens zur Ostermesse 1785 erschien und Schiller Mannheim schon am 9. April verließ, erwachsen der Datierung Schwierigkeiten.

86. (S. 70.) Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Bd. 1, S. 540. Ähnlich schreibt Charlotte 11. Aug. 1810 an Fischenich (Hennes, Fischenich und Charlotte 1875, S. 114 f.)

87. (S. 70 f.) Gefühl höherer Kraft unter drückenden Umständen.

Verfasser: Abel. Aus der im Besitz des Geh. Kommerzienrat

O. Merkel in Eßlingen befindlichen Handschrift mitgeteilt von Weltrich, Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch. XIV, 327 f. In den dem J. G. Cotta'schen Archiv gehörigen Aufzeichnungen Abels ist über den Mannheimer Besuch gleichfalls berichtet; vgl. Nr. 211, S. 289.

88. (S. 71 f.) Gedruckt: Wurzbach, Schillerbuch 1859, Marg. 2886; vielleicht nach Mitteilung Müllers.

89. (S. 72—75.) **Aus Rahbecks Lebenserinnerungen.**

„Erinnerungen aus meinem Leben" von K. L. Rahbeck, Königl. Dänisch. Professor, Mitdirektor der königlichen Schauspiele zu Copenhagen, Ritter vom Danebrog. Aus dem dänischen Original ausgezogen und ins Deutsche übertragen von L. Kruse. Leipzig 1829. Zweiter Teil S. 68—71. Minor (Aus dem Schillerarchiv S. 29—36) hat zuerst auf R.s Beziehungen zu Schiller hingewiesen. Der Däne bereiste die süddeutschen Theater in F. L. Schröders Auftrag und wohnte in Mannheim der Aufführung seines Nachspiels „Der Vertraute" bei (am 20. Juli 84).

90. (S. 75.) Götz, Geliebte Schatten, Mannheim 1858, S. 7. Begleittext zu einer Abbildung jener Pappel auf der Mühlau-Insel, die im Jahre 1840 gefällt worden war.

91. (S. 75.) Veröffentlicht von Walter, Mannheimer Geschichtsblätter 1905, S. 132 f., nach Aussage des Herrn Kaufmann Neher in Mannheim. Es handelte sich um die Feststellung der Weinwirtschaft, in der Schiller 1784 in Mannheim verkehrte.

92. (S. 75.) Pichler, Chronik des Großherzogl. Hof- u. National-Theaters in Mannheim (1879), S. 78.

93. (S. 76.) Pichler S. 98. — Das von Scharffenstein gemalte Miniaturbild befindet sich jetzt im Marbacher Schillermuseum und ist im Marbacher Schillerbuch II, 409, vorher

in Westermanns Monatsheften 1900 und in Koennekes Schiller wiedergegeben. Ein zweites Geschenk Schillers für sie, ein Trinkglas schlichter Art, ist im Besitz des Mannheimer Altertumsvereins (Baumann, Mannh. Geschichtsbl. 1905, S. 118). Die Überreichung des Bildes müßte auf den 18. Januar 1785 fallen, an dem Katharina Baumann, spätere Ritter, zum erstenmal die vorher von Karoline Beck vertretene Rolle der Luise spielte. Doch war bereits 1783 in Stuttgart das Gerücht in Umlauf, Schiller habe sich „mit einer Komödiantin verheuraſſelt" (Zumsteg an Schiller, 11. Okt. 1783. Urlichs, Briefe an Schiller, S. 9). — Schillers Schwäbisch ist in dieser Nachricht unvollkommen wiedergegeben; ebenso in Nr. 88.

94. (S. 76.) **Aus Scharffensteins Erinnerungen.**

Im Morgenblatt 1837 war diese Partie stark gekürzt (vgl. Bd. 1, S. 165); deshalb sei sie hier nach dem Manuskript (Hartmann, Schillers Jugendfreunde S. 155) ausführlicher wiedergegeben. — Das Miniaturbild war nicht für Margarete Schwan, sondern für Katharina Baumann bestimmt (vgl. Nr. 93).

95. (S. 77.) **Aus einem Briefe von Joh. Wilh. Petersen.**

Bisher ungedruckt in Goethes Autographensammlung im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. — Der Adressat ist unbekannt; vielleicht, wie aus einer Erwähnung Tibulls zu schließen wäre, Reinhard. Am 4. April weiß auch Schillers Vater von der Sage, Schiller habe sich mit Mlle. Schwan verheiratet (Beziehungen S. 57); auch später noch verbreitete sich das Gerücht von einer reichen Heirat weithin; beispielsweise schrieb Iffland aus Hamburg am 30. August 1785 an Dalberg: „Ich hörte hier die Neuigkeit, daß Schiller eine Frau von 50000 fl., die der Fiesko so enthusiasmirt hätte, geheirathet habe." (Grenzboten 1854 II, 479.)

96. (S. 77—80.) **Aussage der Caroline Fecht.**

Erster Druck: Urlichs, Briefe an Schiller S. 38—41. Schon vorher erhielt E. Palleske das Blatt durch Emilie v. Gleichen zur Einsicht. Ihr Begleitschreiben vom 14. Dezember 1858 ist im Marbacher Schillermuseum erhalten: „Dieses wurde Carolinen v. Wolzogen auf Verlangen wohl geschickt als sie die Biographie Schillers schrieb. Ich schicke es im Original es macht in diesem mehr Eindruck — wurde mir von Tante W. mit vermacht." Das Original befindet sich jetzt in Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar und ist durch E. Schüddekopf für diesen Abdruck neu kollationiert worden.

97. (S. 81—88.) **Aus Berichten der Luise Pistorius geb. Schwan.**

In der Adresse des ersten Briefes ist ein Irrtum zu berichtigen. Urlichs, der den Brief nach dem Tod Emiliens v. Gleichen herausgab (Briefe an Schiller 1877, S. 31 ff.), bezog die Anrede trotz des auffallenden „Du" auf Schillers Tochter. Ein Brief Emiliens v. Gleichen an Emil Palleske vom 1. Dezember 1858 (unveröffentlicht im Marbacher Schillermuseum) gibt anderen Aufschluß: „Doch lege ich Notizen bei, welche nicht unwichtig sind für das Schwan-Schillerische Verhältniß. Sie sind mir in Abschrift ebenfalls zugekommen und stammen von der Schwester Margarethens. (Die Emilie ist die Tochter von Louise Pistorius geb. Schwan). Durch dritte Hand [Friedr. Götz?] an mich gekommen. Margarethe Schwan hatte noch eine jüngere Schwester Louise, nachherige Pistorius von welcher Sie näheres in einem Brief an meine selige Tante Reinwald erfahren werden, welchen ich in einer schon längst gemachten Abschrift, gleich nachdem Tante den Brief bekommen, beilege. Das Original kam auch nach dem Tod d. Tante in meine Hände."

Der zweite Brief (S. 83), aus Burleswagen bei Crailsheim,

veröffentlicht von Urlichs, Briefe an Schiller S. 37; das Original im Goethe-Schillerarchiv wurde für diese Sammlung durch E. Schüddekopf neu verglichen.

Die Berichtigung (S. 84 f.) der Einleitung zu Laubes „Karlsschülern" im „Literaturblatt", redigiert von Wolfgang Menzel 1847, Nr. 51, S. 204, ist anonym, und nur mit einer redaktionellen Fußnote: „Der Redaktion von einer hochachtenswürdigen Dame mitgetheilt", versehen. Sie berührt sich mit dem ersten Brief. Die Erinnerung an das Trauergedicht für Beck (S. 85$_{8ff}$) scheint Luise Pistorius später aufgefrischt zu haben. Palleske erzählt (12. Aufl. I, 322): „Auch Schiller, tief erschüttert, wie er war, schrieb ein Trostgedicht für den Gatten, welches leider verloren gegangen ist, von welchem sich aber eine Schwester von Margarete Schwan, die Staatsrätin Pistorius zu Stuttgart erinnerte, daß mit einer sehr rührenden Wendung des kleinen Hündchens erwähnt wurde, welches Karolinen mit frohem Bellen empfing, wenn sie abends gefeiert und erschöpft aus dem Theater nach Hause kam." In Palleskes Nachlaß hat sich, wie mir Herr Töchterschuldirektor Müller-Palleske in Landau auf meine Anfrage mitteilt, kein Brief der Luise Pistorius erhalten.

Der dritte Brief (S. 85—87) ist von Minor, Aus dem Schiller-Archiv S. 57 f. veröffentlicht.

Die beiden Briefe an Friedrich Götz (S. 87 f.) sind bisher ungedruckt und befinden sich im Besitz des Herrn Fabrikanten Ernst Götz in Leipzig. Eine Abschrift verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn cand. phil. Wolfgang Götz in Berlin. Die Erinnerung erscheint hier bereits getrübt, namentlich was Charlotte v. Kalb betrifft. Der Artikel in Kühnes Europa 1852 Nr. 87 (28. Oktober), S. 692, bespricht Charlottens als Manuskript gedruckte Memoiren und das Büchlein von Köpke, das einen Auszug daraus gibt. Die Reise des Majors nach Frank-

reich fällt nicht in die Mannheimer Zeit, ſondern in das erſte Weimarer Jahr.

98. (S. 88.) **Schwans Randbemerkung zu Schillers Brief vom 24. April 1785.**

Den Brief ſcheint Fr. Götz durch Luiſe Piſtorius erhalten zu haben (vgl. den Schluß des vorausgehenden Briefes); er ließ ihn in den „Geliebten Schatten" 1858, Bl. 4, faksimilieren. Doch blieb gerade der wichtige Schlußſatz von Schwans Randbemerkung weg. Vollſtändig bei Jonas, Schillers Briefe I, 244.

99. (S. 88 f.) **Aus den Erinnerungen von Göritz.**

Gedruckt: Morgenblatt 1838, Nr. 226, S. 902.

Vgl. Schillers Brief an Lotte und Caroline vom 10. November 1789: „bei dieſem Mannheim fällt mir ein, daſſ ihr mir doch manche Thorheit zu verzeyhen habt, die ich zwar vor der Zeit, eh wir uns kannten, begieng, aber doch begieng! Nicht ohne Beſchämung würde ich euch auf dem Schauplatz herum wandeln ſehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miſerablen Leidenſchaft im Buſen, herumgewandelt bin."

100. (S. 89—93.) **Förſter nach Minna Körners Erzählung.**

Kunſt und Leben. S. 123—128. — S. 90,29. Charlotte von Kalbs Annahme, daß Götz die Heirat mit Margarete Schwan hintertrieben habe, entbehrt der Begründung; richtig iſt nur, daß Margarete urſprünglich ihrem Jugendgeſpielen Gottl. Chriſt. Götz zugedacht war; vgl. Baumann, Mannheimer Geſchichtsbl. 1905, Sp. 104. — S. 92,4. Tatſächlich zählte Charlotte v. Kalb, als ſie nach Mannheim kam, erſt 23 Jahre.

101. (S. 93.) Mitgeteilt von Bobé, Euphorion XII, 154. Datum verdruckt: lies 1784. — Über Becks Verhältnis zu Schiller äußert ſpäter L. F. Huber in einem Bericht über ſeinen Beſuch von Mannheim (an Körner, Mainz 18. Juli 1788) folgendes: „ich glaube, daß ein Hauptband zwiſchen ihm

und Schillern des letztern Superiorität war. Schiller konnte sich ihm zwar immer verständlich machen, aber er blieb immer so weit voraus, daß er in allem auf seine Bewunderung rechnen konnte, und dieses Verhältniß stiftet oft die engsten Freundschaften, der kleinere Geist lebt mit von dem Glanze des größern, und der größere stellt ihn gern einige Stufen höher als er wirklich steht, weil er selbst um diese verhältnißmäßig steigt." (L. F. Hubers Sämmtl. Werke seit d. J. 1802. Tübingen 1806, Bd. 1, S. 280 f.) Ähnlich urteilt Charlotte v. Schiller über Huber selbst.

102. (S. 93.) Braun, Schiller im Urteil seiner Zeitgenossen. Bd. 1, S. 102. Das Ernennungsdekret bei Ad. Kühn, Schiller S. 64.

103. (S. 94—103.) Aus den Erinnerungen Charlottens v. Kalb.

Gedruckt: Charlotte S. 114—115; 127—129; 130—133; 134—137. Charlottens Ankunft in Mannheim am 8. Mai 1784; am 9. Mai die erste Aufführung von „Kabale und Liebe;" am 19. August „König Lear." — S. 97. Fritz v. Kalb wurde am 8. Sept. 1784 geboren.

104. (S. 104.) Mitgeteilt von K. W. Böttiger jun. im Morgenblatt 1855, Nr. 33, S. 783 f.

Leipzig und Gohlis (1785).

Vergleiche auch Charlotte v. Schillers Aufzeichnungen, Bd. 1, Nr. 9, S. 65 ff.

105. (S. 105.) Nach dem Original in der Kgl. Öffentl. Bibliothek zu Dresden. — Der vorausgehende Brief Hubers an Göschen vom 5. März 1785 ist von O. Güntter im Marbacher Schillerbuch II, 392 ff. mitgeteilt.

106. (S. 105 f.) Aus Körners „Nachrichten von Schillers Leben".

Körner S. XIV f. Die Entstehung des „Liedes an die Freude" ist indessen erst in den Herbst 1785 nach Dresden zu verlegen; vgl. Minor, II, 420. Vollständig aus der Luft gegriffen ist die von Hinrichs, Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen, Leipzig 1837, Bd. 1, S. 34 aufgebrachte Erzählung von einem armen Studenten, den Schiller im Leipziger Rosental vom Selbstmord errettet habe. Nachdem er durch Sammlung bei einer Hochzeitsfeier den Unterhalt des jungen Theologen aufgebracht habe, habe er aus Freude über diese Rettung das Lied gedichtet.

107. (S. 106—108.) Förster nach Minna Körners Erzählung.

Kunst und Leben. S. 109—118. — Im weitern Verlauf bringt Förster viel Unrichtiges, z. B. die Behauptung, Körner habe Schiller nicht in das Haus seines Vaters, des Superintendenten bringen und auch nicht an seiner Hochzeit teilnehmen lassen dürfen. In Wahrheit war Körners Vater schon am 4. Januar 1785 gestorben.

108. (S. 109—112.) Schillers erster Besuch.

Journal für Deutsche Frauen. Besorgt von Wieland, Rochlitz und Seume. II. April 1806, S. 78 bis 84. Danach Goedeke, Schillers Geschäftsbriefe S. 343 — 346. — Unterzeichnet: D. — Die Anekdote wird einigermaßen verbürgt durch Göschen, der als Verleger des Journals schwerlich eine Erfindung aufgenommen hätte. Therese Huber freilich bestreitet in Briefen an Göschen die Richtigkeit, weil Huber ihr diese Geschichte niemals erzählt habe und sie zu seinem Charakter nicht stimme. (Das Leben Georg Joachim Göschens von seinem Enkel Viscount Göschen. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1905, 1. Bd., S. 55.) Boxberger (Archiv VIII,170 f.) sucht ihre vollkommene Unglaub-

haftigkeit durch Hindeutung auf das Vorkommen derſelben Anekdote in den Menagiana (III, Paris 1715), wo ſie von den drei Racans erzählt wird, zu erweiſen. Aber gerade das literariſche Vorbild konnte die beiden Freunde zur Wiederholung des Scherzes anregen. Die Abſicht zu einer ähnlichen Myſtifikation, mit der er ſich bei den Schweſtern Stock einführen wollte, verrät Schiller ſelbſt in ſeinem Brief an Huber vom 17. April 1785. Die Anekdote iſt dramatiſiert von Herm. Rollett (vgl. Neue Freie Preſſe 1905, Nr. 14620).

109. (112 f.) Aus den Erinnerungen von Göritz. Morgenblatt 1838 Nr. 226, S. 902.

110. (S. 113.) Brief eines Beſuchers des Stockſchen Hauſes aus dem Jahre 1785. Mitgeteilt von Hartung, Schiller in Leipzig, S. 5. Danach Moſchkau, Schiller in Gohlis. Leipzig 1877, S. 41. Der erſte Druck war mir unzugänglich.

111. (S. 114 f.) Aus der Vorrede von Dr. Albrecht zu ſeiner Ausgabe von Schillers Dom Carlos in Proſa, Leipzig 1808, S. VI—IX. Sophie Albrechts eigene Erinnerungen in Nr. 133a des Nachtrags, S. 294.

112. (S. 115 f.) Wurzbach, Schillerbuch. Marg. 2878 ohne Quellenangabe.

113. (S. 116—118.) Schillers Wohnung in Gohlis betreffend.

Leipziger Tageblatt 1841, Nr. 313, Dienstag 9. November, S. 2630. Der Einſender erhebt ſeine Bedenken gegen die Feſtſtellung des Gohliſer Schillerhauſes, das am 11. November 1841 eröffnet und mit einer Erinnerungstafel verſehen wurde.

114. (S. 118 f.) Schiller am Frühmorgen in Gohlis.

Wiener Converſationsblatt (Theaterzeitung), hsg. v. Adolf Bäuerle 1855, Nr. 228, S. 922 f. — Der junge Schneider war wahrſcheinlich der Sohn von Schillers Hauswirt; die zweite

Zeugin vielleicht eine der Töchter des Ortsrichters Möbius, die in Nr. 116 genannt werden.

115. (S. 120.) Schiller in Gohlis.

Leipziger Tageblatt 1859, Nr. 310, Sonntag 6. November, S. 4962.

116. (S. 120 f.) Schiller in Gohlis noch einmal.

Leipziger Tageblatt 1859, Nr. 313, Mittwoch 9. November, S. 5010. Der als „Enkel des Ortsrichters Möbius in Gohlis bei Leipzig" bezeichnete Einsender bestreitet die Echtheit der vorausgehenden Anekdote Nr. 115.

117. (S. 121.) Moschkau, Schiller in Gohlis S. 58. Der Verfasser hat, wie er in seiner Vorrede sagt, „Privatmitteilungen aus dem Munde glaubhafter älterer Ortsbewohner" entgegengenommen.

118. (S. 121 f.) Moschkau S. 60 f.

119. (S. 122.) Original im Körner-Museum zu Dresden. Gedruckt bei Moschkau S. 69 f. — Weitere Briefe Reinharts sind mir nicht zugänglich geworden. Aus unbekannten Quellen hat Otto Baisch (Joh. Christ. Reinhart und seine Kreise. Leipzig 1882) seine Darstellung der Leipziger Zeit geschöpft. Er berichtet S. 26:

„In den ersten Tagen des Mai verlegte Schiller seinen Wohnsitz für die schöne Jahreszeit nach dem lieblichen Gohlis, wo verschiedene Freunde, darunter das junge Ehepaar Albrecht, ebenfalls ihre Sommerquartiere aufschlugen.

Die Behausung des Letzteren, welche im Gegensatze zu den bescheidneren Junggesellenstübchen eine behagliche Geräumigkeit hatte, bildete nunmehr den abendlichen Sammelplatz des Freundeskreises, zu welchem Reinecke, Jünger, Huber, Göschen zählten. Auch Reinhart pflegte Arm in Arm mit Schütte, einem lieben Kameraden, bei Tagesneige durch das Rosenthal nach Gohlis hinaus zu wandeln, um bei der geistreichen Sophie den Abend

unter lebhaften Gesprächen angenehm zu verbringen, während ein zweiter Theil der Gesellschaft sich am Skat-Tisch um den Herrn des Hauses gruppirte. Bisweilen fuhr dann wohl Dr. Albrecht, der ‚Christuskopf', seine Karten in der Hand, mit Blitzesschnelle vom Spieltisch zum Schreibpult hinüber, um einen eben erhaschten Gedanken für einen neuen Roman zu Papiere zu bringen.

Schiller hielt sich bald zu der einen, bald zu der andern Gruppe; denn so sehr er geistvolle Conversation liebte, so sehr er für Sophie Albrecht, dieses Herz, ‚ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend' noch immer schwärmte, so war er doch auch dem Kartenspiele hold, das Reinhart hingegen als eine Vergeudung der edlen Zeit ganz verschmähte."

An einer späteren Stelle (S. 31) wird erzählt: „Reinhart hütete sich wohl, den Freundeskreis mit seinen poetischen Versuchen bekannt zu machen. Konnte er sich neben Schiller wagen? Zur Seite eines Meisters auf irgend welchem Kunstgebiete hat der Dilettant keinen Raum.

Nun aber war auch Reinhart für den Hochsommer ganz der Stadt entflohen und hatte sich in Gohlis einquartiert. Hier war er in nächster Nähe seiner Studienplätze, in nächster Nähe seiner Freunde. Er fühlte sich behaglich angeheimelt in jeder Beziehung. Unter dem Einflusse solcher Stimmung trat sein gesunder Witz besonders lebhaft hervor. Der mußte nunmehr auch in Versen wiederklingen. Er hatte solche bereits niedergeschrieben und überlas sie, die Feder in der Hand, um vorkommenden Falles diese oder jene Wendung noch prägnanter zu machen, als unvermuthet Schiller ins Zimmer trat. Vergebens sucht Reinhart sein Blatt zu verstecken. Eben seine Bemühungen, das zu thun, verriethen etwas wie böses Gewissen, und Heimlichkeiten durften

unter den Freunden nicht gelten! Alſo her mit dem Blatt! Und Schiller las [es folgt ein Scherzgedicht ‚An den Herren Mond']. Schiller fand Gefallen an dem drolligen Humor dieſer Verſe und ermunterte den Freund, ſeinem muthwilligen Pegaſus öfter die Zügel ſchießen zu laſſen.

Als er jedoch einige Zeit ſpäter frug: ‚Nun, hat Er nichts wieder gemacht?' erhielt er zur Antwort: ‚Ach, Seine Poeſie hat mir die Luſt zu Eigenem verdorben!'

Die Anrede mit ‚Er', die in den Verſen an den Herrn Mond ſich ſo bezeichnend ausnimmt, war eigenthümlicher Weiſe unter den Männern des Freundeskreiſes in Gohlis auf Schillers Veranlaſſung ſtändig eingeführt worden. Man hatte bald das Bedürfniß empfunden, der Zwangloſigkeit des Verkehrs auch durch Abſchaffung des ceremoniellen ‚Sie' Rechnung zu tragen. Das Du und Du aber erſchien etwas platt geworden durch den burſchikoſen Mißbrauch, den ein damaliger Epigrammatiſt in den Zeilen geißelte:

Brüderſchaft trink' ich Dir zu,
Beſter Freund — wie heißeſt Du?

So hatte man denn ſeine Zuflucht zu jener Begrüßungsform mit ‚Er' genommen und fühlte ſich wohl dabei."

120. (S. 122 f.) Aus Kliſchniggs Erinnerungen an Anton Reiſer.

Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiſer als ein Beitrag zur Lebensgeſchichte des Herrn Hofrath Moritz von Karl Friedrich Kliſchnig. Berlin 1794, S. 119—121.

121. (S. 123—125.) Mitgeteilt von Geiger, Archiv VIII, 450 f.; wiederholt Archiv XII, 450.

122. (S. 125.) Original in der Münchener K. Hof- u. Staats-Bibliothek. Abgedruckt bei O. Brahm, Schiller in Leipzig, Nation 1889 Nr. 39.

Dresden, Loschwitz, Tharandt (1785—87).

Unberücksichtigt blieb eine allzu schlecht verbürgte Anekdote „Schiller als Raufbold", die Wurzbach, Marg. 2247, nach einem englischen Werk mitteilt.

123. (S. 126.) L. F. Hubers Sämmtl. Werke seit dem Jahre 1802 nebst seiner Biographie. Tübingen 1806. Bd. 1, S. 38.

Die Verfasserin ist Hubers Witwe, Therese, geb. Heyne. — Auf Hubers Erzählung beruft sich auch der Verfasser eines Aufsatzes: „Zu Schillers Bildungsgeschichte" in den Blättern für literar. Unterhaltung 1836, Nr. 285, S. 1198: „Wie äußerlich arm er dort [in Leipzig] lebte, aber auch wie innerlich reich und glücklich im Liebegeben und Empfangen, darüber hat mir der verstorbene Huber, den ich früher durch Briefwechsel, später (1804) persönlich kennen lernte, gar manches Schöne und Erfreuliche erzählt .... Während man den Dichter im Herzen trug, und ihm auf dem Papier einen Triumphwagen nach dem andern baute, lebte er in einem der kleinsten Studentenzimmer in Leipzig oder dem benachbarten Dörfchen Gohlis und späterhin in Dresden in edler Armuth, die er auf die genialischste Weise nicht blos zu ertragen, sondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundschaft und der Poesie. Seit dem Beginn des „Don Carlos" war ein ganz neues Leben in ihn gekommen. Er sah hier eine Arbeit vor sich, die sein ganzes Gemüth befriedigend anregte; an jedem Tage erneute sich die Hoffnung auf die Gunst der Musen und daß sie ihn eine Mustertragödie würden vollenden lassen."

124. (S. 126 f.) Aus „Körners Nachrichten von Schillers Leben." — Körner S. XV f.

125. (S. 127—129.) Fortsetzung des Nr. 97, S. 81 begonnenen Briefes, der dort falsch adressiert ist. (Urlichs, Briefe an Schiller, S. 35—36.)

126. (S. 129). **Graff im Gespräch mit Friedr. Förster.**

Kunst und Leben. S. 87 f. — Minna Körner erzählt: „Wir wählten diese Stellung, in welcher wir ihn in einsamen Stunden belauscht hatten, vornehmlich deshalb, um ihn zu einer ruhigen Haltung zu nötigen. Gewöhnlich trug er den Kopf etwas trotzig zurückgebogen. Graff war zufrieden, daß ihm Schiller etwa viermal saß, so daß er den Kopf und die Hände fertig malen, das übrige wenigstens anlegen konnte." (Katalog der Berliner Schiller-Ausstellung 1859.)

127. (S. 130.) Car. v. Wolzogens Literar. Nachlaß II, 350.

128. (S. 130.) **Aus G. Partheys Jugenderinnerungen.**

G. Parthey, Jugenderinnerungen (1890), II, 52. Marie ist Minna Körners eigentlicher Vorname, den sie nach dem Tode ihres Gatten wieder führte.

129. (S. 130f.) **Friedrich Förster nach Minna Körners Erzählung.**

Kunst und Leben. S. 67 ff. Im Weiteren läßt Förster wieder seiner Phantasie freie Zügel. Das Mädchen des Körnerschen Hauses, das den Tisch abräumt, trägt den Namen Gustel und entpuppt sich als die berühmte Gustel v. Blasewitz, die vordem Schenkmädchen im Wirtshaus zu Blasewitz gewesen sei und mit der Schiller getanzt habe. Das ist ebenso unrichtig, als die Behauptung, Gustel sei eine berüchtigte Frauensperson gewesen, die von Soldaten besucht wurde. (Leipziger Stadt- und Dorfanzeiger 1889, Nr. 73.) Authentisches über sie berichtet Kneschke, Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt, Nürnberg 1858, S. 356: „Am 24. Februar 1856 starb in Dresden, fast 94 Jahre alt, die verwittwete Senator Renner, geb. Segedin. Diese eben ist durch „Wallensteins Lager" berühmt geworden, worin Schiller sie in Folge eines Scherzes als „Gustel von Blasewitz" erwähnte. In dem, Loschwitz ge-

rade gegenüber, am jenseitigen Ufer der Elbe gelegenen Dorfe besaß ihr Vater ein bedeutendes Gut, und unser Dichter besuchte dasselbe während des Aufenthaltes bei Freund Körner oftmals. Die alte, in glücklichen Verhältnissen lebende Dame hat Schiller, dem sie ihre Berühmtheit verdankt, um mehr als 50 Jahre überlebt, und die Freude lange genossen, als eine Erinnerung an den großen Dichter mit vielem Interesse betrachtet zu werden."

130. (S. 132.) Aus Caroline v. Wolzogens Nachlaß.

Literar. Nachlaß I, 145. — Ähnlich schreibt Caroline v. W. 1840 an G. Schwab (Schwab S. 573 f.)

131. (S. 132 f.) Gedruckt: Europa, hsg. v. Kleinsteuber 1875, Nr. 8. Sp. 232. Die letzten Sätze erhalten dadurch Gewicht, daß Ernst v. Brunnow, aus dessen Schillerrede im Jahre 1841 die Mitteilungen geschöpft sind, die 1847 in Dresden verstorbene Gräfin Henriette v. Kuhnheim geb. v. Arnim wahrscheinlich persönlich kannte.

132. (S. 133 f.) Schiller und das Fräulein von Arnim.

Europa, hsg. v. Gust. Kühne 1853 (29. Sept.) Nr. 80, S. 640.

133. (S. 135—138.) Friedr. Förster nach Minna Körners Erzählung.

Kunst und Leben. S. 128. Försters Unzuverlässigkeit kommt auch hier in den Namen zum Ausdruck; Natalie statt Henriette. Auch der Name Eppsteiner ist falsch; er hieß vielmehr Eibschütz. Vgl. Archiv XI, 91. — Unzuverlässig sind auch die Erinnerungen der Sophie Albrecht, auf die Dörings Darstellung (Friedr. v. Schiller. Ein biographisches Denkmal. 1839. S. 148 ff.) sich stützt. Dort trägt Henriette fälschlich den Vornamen Julie. Schiller soll sie nach einer Aufführung der „Ariadne auf Naxos" im Salon der Sophie Albrecht kennen gelernt haben. Mit Försters Bericht (S. 136, 20 ff.) stimmt es überein, wenn Döring erzählt: „Der Zutritt in Juliens Hause ward ihm auf mannig-

fache Art erſchwert. Er erhielt die Weiſung nicht zu erſcheinen, wenn er Licht in gewiſſen Fenſtern ſähe. Das Fräulein, hieß es, ſei dann im Familienkreiſe. Indeß behaupteten ſeine Freunde, daß Frau v. Arnim alsdann mehr begünſtigte Liebhaber ihrer ſchönen Tochter empfange." Vgl. auch Anm. zu Nr. 133a.

134. (S. 138.) Mitgeteilt von Boxberger, Akademiſche Blätter 1884, S. 64 f.

Weimar, Rudolſtadt (1787—88.)

135. (S. 139.) Mitgeteilt von Geiger, Archiv XII, 451.

136. (S. 139.) Böttiger, Literariſche Zuſtände u. Zeitgenoſſen II, 231. — Der Bericht iſt wegen ſeiner Unrichtigkeiten intereſſant. Von dem zweimaligen Mannheimer Aufenthalt Schillers weiß E. nichts. — Näherliegend als die Vermittlung durch den Freiherrn v. Stein iſt die direkte Beziehung zur Frau v. Wolzogen, die eine geborene Marſchalk v. Oſtheim war. — Das Steinſche Familiengut heißt Nordheim, nicht Nordhauſen. — Wichtig die Beobachtung, daß Schiller in der erſten Weimarer Zeit hauptſächlich mit Charl. v. Kalb verkehrte.

137. (S. 140—144.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.
I, 222—238.

138. (S. 144.) Mitgeteilt von Geiger, Archiv XII, S. 451 f.

139. (S. 144—146.) Aus den Erinnerungen Charlottens v. Kalb.

Palleske, Charlotte. S. 171—173. — Über die Arnims in Erfurt vgl. Fielitz, Archiv VIII, 415.

140. (S. 146—148.) „Aus F. Schillers Leben" (Einer mündlichen Mitteilung nacherzählt von Heinrich Pechtl), Anzeiger aus dem ſüdlichen Böhmen 1855, Nr. 11. — Pechtl beruft ſich auf

die Mitteilung einer Geheimrätin v. T. in Weimar. Ob der Vorfall wirklich in das Jahr 1788 fällt, muß sehr zweifelhaft erscheinen, da Schiller schon am 18. Mai Weimar verließ und erst am 12. November von Rudolstadt zurückkehrte. Vollends unhaltbar ist der Schluß, der in unserem Text wegblieb:

„Wenige Tage darnach las Schiller seinen Freunden jenes Lied vor, das mit den Worten anhebt:

‚Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben'

wir aber woben ihm ja nur:

Irdische Rosen in's himmlische Leben."

Die „Würde der Frauen" entstand im Sommer 1795 in Jena. Auch daß der „Spaziergang" am Ilmufer ersonnen sei, ist nicht richtig. In der Szenerie dieses Gedichtes, das im Herbst 1795 entstand, verbinden sich Jenaer und Hohenheimer Eindrücke.

141. (S. 148—152.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. I, S. 262—274.

142. (S. 153.) Nach dem bisher ungedruckten Original, das aus Palleskes Nachlaß ins Marbacher Schiller-Museum gelangt ist.

143. (S. 154.) Scherr, Schiller und seine Zeit (1859), S. 315. Erst nachträglich ist mir die erste Veröffentlichung durch Herbert König in der Gartenlaube 1855 Nr. 27 S. 354 bekannt geworden. Nachzutragen ist danach folgendes: „eine Frau hoch in die Siebenzig, welche nicht wenig stolz darauf war, ‚den gelehrten jungen Mann', wie sie Schiller nannte, gekannt zu haben, und die beiden ‚gnädigen Fräuleins', die ihn immer von der Stadt aus besuchten. Frau von Beulwitz beschrieb sie als eine schmächtige Dame; Charlottens von Lengefeld erinnerte sie sich jedoch weniger. Die sei simpler gewesen und meist neben oder hinterher gegangen,

wenn die ältere Schweſter mit dem Dichter im Geſpräche war.“

Eine andere Nachricht, die Schöll, Weimarer Sonntagsblatt 1855, S. 165 gibt, muß ich gleichfalls nach Scherr S. 316 regiſtrieren. Danach war der alte Gußmeiſter Meier in der Glockengießerei zu Rudolſtadt noch ſpäter ſtolz darauf, „erzählen zu können, Schiller habe ihm gar manchmal die Hand gedrückt, wenn er in ſeine Werkſtatt gekommen.“ Daran knüpft ſich die Vermutung, Schiller habe ſchon damals die Idee zum „Lied von der Glocke“ gefaßt.

144. (S. 154 f.) Jul. Eberwein, Schillers Liebe und Verhältnis zu Rudolſtadt. Erinnerungen an ſeinem 50jährigem Grabe, Taſchenbibliothek der Reiſe-, Zeit- und Lebensbilder Abt. 1, Bd. 3, Rudolſtadt 1855, S. 60 f. Zwei weitere Erzählungen aus derſelben Quelle ſeien als weniger verbürgt, in folgendem hinzugefügt:

S. 76: „Schiller wurde auf Veranlaſſung des Fürſten Mitglied der Schützengilde und der Trinkſpruch, den er dabei ausbrachte, als ihm nach altem Brauche der ſilberne Pokal mit altem Rheinwein gereicht wurde und zu Ehren des neuen Schützen die Kanonen donnerten, lautete: ‚Gnädigſter Herr! Ich wünſche Ihnen alle Kronen der Erde; denn ich ſehe, Ihre Unterthanen ſind ſehr glücklich!‘“

S. 92. „Als Schiller mit dieſem Geſchichtswerk [dem Abfall der Niederlande] in Volkſtädt beſchäftigt war, überfiel ihn ein nicht unbedeutendes, dieſer Arbeit ungemein hinderliches Unwohlſein. Sein Arzt, Hofrath Conradi aus Rudolſtadt, bemerkend, daß dieſe Behinderung Schiller ſehr drückte und ſogar Sorge wegen der Fortſetzung machte, äußerte zu ihm: ‚Sein Sie unbeſorgt, der Tod wird Sie nicht hindern an der Fortſetzung; Sie werden aber ſterben, ſobald Sie dieſes Werk beendigt!‘

Schiller hörte dieſe Worte des ärztlichen Freundes mit Aufmerkſamkeit an. Später wiederholt zur Beendigung aufgefordert, iſt er nicht dazu zu bewegen geweſen."

145. (S. 155—157.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

I, 278—283. — Die Bibel mit den eingetragenen Verſen aus ſeiner Elegie auf Weckerlin (V. 122 ff.) überſandte Schiller am 2. Auguſt 1788. Luiſe v. Lengefeld berichtet ſelbſt davon ſpäter in einem Brief an den Superintendenten Cellarius (Marbacher Schillerbuch I, 357). Die Bibel erhielt nach ihrem Tode Charlotte v. Schiller. „Und", ſo erzählt Emilie v. Gleichen, „kein Tag verging ſeitdem, wo ſie nicht nach dem Frühſtück vor ihr aufgeſchlagen auf ihrem Tiſchchen lag und nicht ein Kapitel daraus geleſen wurde."

146. (S. 157—159.) Aus den Erinnerungen Charlottens v. Kalb.

Palleske, Charlotte S. 174—177. Später verbrannte Charlotte Schillers Briefe und die ihrigen, die ſie ſich am 18. Februar 1790 zurückgeben ließ; auf S. 190 erzählt ſie: „Den vergangenen Winter [1789/90] war Schiller mit mehreren Bekannten und Freunden in Weimar. Da ich nur ſelten die Wohnung verließ und dann nur zu Herder kam, wo er nicht war, ſo ſah ich ihn nie. Ich erbat mir meine Briefe, um ſolche einmal wieder zu leſen und ſie mit den ſeinigen zu ſammeln und zu heften. Da er von Jena nach Erfurt reiſte, übergab er ſie mir eigenhändig; ich bewahrte ſie in einem Käſtchen, das mit ſchwarzem Maroquin überzogen war; Frau v. Schardt ſah dies und ſagte: ‚o thun Sie doch das Käſtchen weg, ſo eben ſah das Särglein aus, worin meine Kinder ſind begraben' — es waren todtgeborne Kinder. — Das Wort hat eine Gewalt." —

147. (S. 160.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Wolzogen I, 293 f. Schon im September ſchreibt Caroline v. Beulwitz an Caroline v. Dacheröden: „Schiller iſt noch bei uns, ich fürchte aber er wird uns bald verlaſſen, Geſchäfte ziehen ihn nach Weimar. Es wird mich ſehr ſchmerzen, ihn den Winter zu verlieren, auf den Sommer hoffe ich lebt er wieder hier. Gewohnheit hat uns nun auch noch mehr an ſeinen Umgang geheftet, ſein immer lebendiger Geiſt, ſeine ſchöne Vorſtellungsart in vielen Dingen, ſein blühender Ausdruck, und oft ſeine Laune und auch ſein Witz geben meinem Leben viel Reitz durch ihn.“ (Marbacher Schillerbuch II, 186).

Jena (1789—1793).

Goethes Antrag auf Schillers Berufung nach Jena abgedruckt von Hirzel, Archiv I, 117; die übrigen Urkunde über Schillers akademiſche Thätigkeit bei Kühn, S. 65 ff und bei Litzmann, Schiller in Jena S. 125 ff; die Urkunde der Ernennung zum Meiningiſchen Hofrat bei Bechſtein, Aus dem Leben der Herzoge von Sachſen-Meiningen S. 245 f.

148. (S. 161.) **Aus Körners „Nachrichten von Schillers Leben“.**

Körner S. 20. Wolzogen II, 1 wiederholt dieſe Sätze.

149. (S. 161.) Rob. Keil, Wieland u. Reinhold, Leipzig 1885, S. 105 f. Weitere Urteile Wielands ſiehe Anm. zu Nr. 161.

150. (S. 162.) **Aus Böttigers Nachlaß.**

Böttiger, Literar. Zuſtände u. Zeitgenoſſen I, 16. Hier nach der Handſchrift der Dresdener Königl. Bibliothek, durch die der Druck an einigen Stellen berichtigt wird.

151. (S. 162 f.) **Jena zur Zeit Schillers.**

Druck: Morgenblatt 1837, Nr. 86, S. 341 f. Verfaſſer wahrſcheinlich Göritz; vgl. Anm. zu Nr. 181.

152. (S. 163f.) Ein Supplement zu dem Aufſatz: Jena zur Zeit Schillers.

Verfaſſer: Eckermann. Druck: Morgenblatt 1837, Nr. 165, S. 662. — Über Schillers Vorleſungen berichtet Franz Horn, der 1799 in Jena ſtudiert hatte, vom Hörenſagen (Dichtercharaktere, Berlin 1830, S. 15f.): „Faſt die geſammte akademiſche Bürgerſchaft nahm Theil an ſeinen Vorträgen, die ſich durch Kraft, Feuer und einzelne neue lichtvolle Ideen auszeichneten. Indeſſen war dabei auch eine Schattenſeite, der Vortrag verweilte zu ſehr im Pathetiſchen, die Declamation war vorherrſchend und nicht geeignet, die Lückenhaftigkeit der Kenntniſſe des Redners zu verhüllen. Man ſah überall, daß ſelbſt das Beſte, was er vorgetragen hatte, erſt ſeit kurzem, vielleicht ſeit geſtern erſt erworben war.“ Ein anderer Bericht im Nachtrag Nr. 150a S. 294f.

153. (S. 164f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 15—23.

154. (S. 165f.) Aus Briefen von Voigt an Hufeland. Mitgeteilt von Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit, S. 49.

155. (S. 166—171.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

II, 33—35; 47—49; 53—54; 58—61; 64—66.

156. (S. 171f.) Aus dem Tagebuch von J. Gaudenz von Salis-Seewis.

Adolf Frey, J. Gaudenz von Salis-Seewis, Frauenfeld 1889, S. 88. — Das ſeltſame Mißtrauen hielt übrigens nicht an; am 1. März 1794 ſchrieb Salis an Wilhelm v. Wolzogen: „Ihr Vaterland iſt alſo ſo glücklich, wieder ſeinen Schiller innert ſeinen Grenzen zu haben. Wenn Sie ihn ſehen, ſo verſichern Sie ihn meiner Verehrung, vielleicht erinnert er ſich noch meines kurzen Beſuches in Jena. (Car. v. Wolzogens Lit. Nachlaß II, 401.)

157. (S. 172—176). **Aus dem Briefwechsel Wilhelms v. Humboldt mit ſeiner Braut.**

Gedruckt: Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen Bd. 1, S. 60f., 68f., 76, 79, 85, 92f. Zum Verſtändnis dieſer und ſpäterer Briefe (Nr. 162, 168) muß man ſich die enge Freundſchaft zwiſchen Caroline von Beulwitz und Caroline von Dacheröden vor Augen halten. Der Humboldtſche Kreis betrachtete Schillers Verlobung und Ehe nur vom Standpunkt der enttäuſchten Caroline v. Beulwitz, unter vollſtändiger Verkennung von Schillers wahrer Herzensneigung und mit ungerechter Geringſchätzung der geiſtigen Bedeutung Charlottens.

158. (S. 177). **Auszug aus dem Kirchenbuche von Wenigenjena.**

Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde I, 206f.

159. (S. 177f.) **Aus Charlottens Erinnerungen.**

Urlichs, Charlotte I, 59, 114. Die erſte Aufzeichnung vom 22. Februar 1806, die andere vom 16. Dezember desſelben Jahres.

160. (S. 178f.). **Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.**

II, 68f. Über Schillers Geſchäftsſinn unterrichtet ein Brief Maukes, des Verlegers der Memoiren, an Bertuch vom 9. Jan. 1790 (Geiger, Archiv XII, 453): „Geſtern war ich bey dem Hr. Prof. Schiller, denn er ſchickte mir ein Billet und verlangte Geld auf den 2. Band; ich habe ihm wieder, wie beyliegende Quittung zeiget, 51 Thlr. bezahlt und er wünſcht bald wieder ſoviel .... Überhaupt merk ich, daß der Hr. Prof. vieles Geld braucht. Er that mir auch zugleich einen neuen Vorſchlag, nämlich er will ſeine ganze Abhandlung über ſeine Vorleſungen herausgeben, welche bereits im Mſkr. ſchon fertig liegen, doch aber unter $^1/_2$ Jahr noch nicht könnten gedruckt werden. Da verlangt er aber gleich die Hälfte des Honorars im Voraus und er will mir das Mſpt. zum Unterpfande geben."

161. Mitgeteilt von Boxberger, Akademiſche Blätter 1884, S. 69. Wieland hatte am 26. Febr. gebeten, ihm zu melden, ob Schiller mit der Geſchichte des 30jährigen Krieges Wort gehalten habe, „oder ob Sie ſich auf alle Fälle ſo proſpicirt haben, daß Sie nicht zu Schaden kommen können, falls er Ihnen auch nicht Wort halten könnte. Er iſt nun ſeit ein Paar Tagen (wie Sie vermuthlich wiſſen) mit einem ſehr liebenswürdigen Fräulein von Lengefeld verheirathet, und gebe der Himmel, daß dieſer neue Stand recht viel dazu beitrage, ihn von der Ueberſpannung zu heilen, die ihm bisher in manchem Betracht nachtheilig, wiewohl der Grund ſeines großen Rufes und der ſeltſamen faveur populaire ſeiner dramatiſchen Werke geweſen iſt. Sobald er nur eine feſte Richtung hat, und in ſich ſelbſt zu einer gewiſſen Ruhe gekommen ſeyn wird, wird er unfehlbar einer der erſten Männer unſerer Zeit ſeyn, ſo wie er einer der beſten Menſchen iſt, die ich kenne."

Auf Göſchens Brief antwortete Wieland am 5. April: „Ich brauche einem Manne wie Sie, und der mich kennt und mein Freund iſt, nicht viele Betheurungen darüber zu machen, daß mir nichts angenehmer ſeyn wird, als wenn Schiller (den ich gewiß herzlich liebe und ſchätze, wiewohl ich mich mit ſeinen Schauſpielen ſchwerlich jemals werde ausſöhnen können) im Stande iſt, Ihre Erwartung zu erfüllen. Ich würde Ihnen gar nichts von dieſer Sache geſagt haben, wenn ich nicht auf der einen Seite gewußt hätte, wie viel Ihnen daran liegt, daß eine doch immer (in Rückſicht auf die große Konkurrenz) mit ziemlichem Erfolg angefangene Entrepriſe nicht ins Stocken gerathe, und auf der andern, wie ſehr er von ſeinen eignen Lebensgeiſtern und Launen ſowohl als von äußerlichen Umſtänden abhängt, und wie leicht es ihm begegnen kann, ſich zu mehr anheiſchig zu machen, als er halten kann." (Gruber, Wielands Leben, Bd. 4, S. 223 f.)

162. (S. 179 f.) Wilhelm u. Caroline v. Humboldt Bd. 1, S. 100, 107, 143. — Der insipide époux iſt Herr v. Beulwitz; der Goldſchatz K. Th. v. Dalberg.

163. (S. 181.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 70—72.

164. (S. 182—184.) Aus Baggeſens Tagebuch. Mitgeteilt von Bobé, Euphorion XII, 155—157.

165. (S. 185 f.) Aus Briefen von Caroline v. Dacheröden an Wilh. v. Humboldt.

Wilh. u. Caroline v. Humboldt Bd. 1, S. 318 f., 348 f., 357 f.

166. (S. 187 f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, S. 76—79. Nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen wurde Schiller ſchon während des Konzertes unwohl. Der Erfurter Buchhändler Conſtantin Beyer ſchreibt in ſeinem Tagebuch: „Den 3ten [Januar 1791], Montag. Nachmittag ſolenne Sitzung der hieſigen Akademie auf dem Statthalterey-Saale wo die ausgeſetzten Preiſe ausgetheilt, die eingelaufenen Schriften zur Beantwortung der Preisfragen beurtheilt und neue Mitglieder, unter andern auch Schiller, aufgenommen wurden. Ich hatte keine Luſt, dem langweiligen Actus beyzuwohnen und blieb den ganzen Nachmittag zu Hauſe. — Abends auf den Redoutenſaal ins Conzert, das heute Madame Häsler zur Feyer des Geburthstages unſres Churfürſten gab. . . . Es hatte ſich ein zahlreiches Publikum eingefunden, auch Schiller mit ſeiner Frau war da. Nach dem Concerte wurde von einer aus mehr als hundert Perſonen beſtehenden Geſellſchaft, worunter ſich auch der Coadjutor und ſämmtliche hier befindliche Fremde befanden, auf dem Speiſeſaale ſoupirt. — Schiller wurde mitten im Konzert unpaß und mußte ſich in einer Sänfte nach Hauſe tragen laſſen, konnte alſo dem souper nicht beiwohnen.“ (Briefwechſel zwiſchen Schiller und Lotte, hsg. v. Fielitz [Cottaſche Bibl. d. Weltlitteratur],

Bd. 3, S. 34f.) Das Diplom der Aufnahme in die Akademie ist von O. Güntter, Euphorion XII, 403f. veröffentlicht.

167. (S. 188.) Urlichs, Charlotte v. Schiller II, 277.

168. (S. 189—192.) Aus dem Briefwechsel Wilhelms v. Humboldt mit seiner Braut.

Wilhelm u. Caroline v. Humboldt I, 396f., 414f., 454f.

169. (S. 192f.) Urlichs, Charlotte v. Schiller I, 335f. Seit Ende März hielt sich Schiller in Rudolstadt auf. Erhard erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten" (hsg. v. Varnhagen, S. 31f.): „Durch Schillers Bekanntschaft wurde ich veranlaßt, ihn in Rudolstadt bei seinem Schwager zu besuchen. Ich verlebte hier einige der glücklichsten Tage meines Lebens, unter lauter gebildeten Menschen, die mich an äußerer Bildung alle übertrafen, und die doch Güte genug hatten, mir meine innere als einen Ersatz für die äußere anzunehmen." — Am 7. und 8. Mai erfolgten die heftigen Anfälle, die Schiller dem Tode nahe brachten. Am 19. Mai schreibt Paulus aus Jena an Schnurrer: „Unser vortrefflicher Schiller, welcher dieses Semestre seiner Gesundheit wegen bei seiner Familie in Rudolstadt zubringen will, ist auch dort wieder von einem äußerst gefährlichen Brustfieber befallen worden. Jetzt zwar scheint seine Genesung wieder glaublicher. Aber, wer ihn liebt, fürchtet mit Ängstlichkeit neue Rückfälle. Seine äußerst gute und edle Frau hat aller seiner Freunde Mitleiden fast so sehr, als er selbst." (Reichlin-Meldegg, Paulus u. s. Kreis I, 338).

170. (S. 193f.) Urlichs, Charlotte v. Schiller III, 155f. Ähnlich schreibt Karl Graß 1795 aus Livland an Schiller (Urlichs III, 132f.). Die Tagebuchaufzeichnungen von Graß (Baltische Monatshefte 41. Jahrgang) blieben mir unzugänglich.

171. (S. 194—196 f.) **Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.**

II, 82—85. Die Anfälle in Rudolstadt am 7. und 8. Mai veranlaßten die falsche Nachricht von Schillers Tod. Am 30. Juni schrieb Reinhold an Erhard: „Daß Schiller lebt, wissen Sie schon. Aber nicht, daß er an einer großen Schwäche in den Verdauungswerkzeugen und dem Unterleib hart darnieder liegt, und auf Starks Rath nach Karlsbad muß." (Denkwürdigkeiten des Philosophen u. Arztes Joh. Benj. Erhard, hsg. v. Varnhagen u. Ense, Stuttgart 1830, S. 305).

172. (S. 196—201.) **Aus dem Briefwechsel von Baggesen mit Reinhold.**

Baggesens Briefwechsel. Erster Teil, Leipzig 1831, S. 48 ff. und 56.

173. (S. 202.) **Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.**

II, 85 f. Zur Karlsbader Reise vgl. auch Nr. 173a S. 296 f. Schillers Aufenthalt in Erfurt berührt ein Brief des Schauspielers Krüger an Kirms vom 14. Sept. 1791, worin Schillers Anteil an der Rollenbesetzung einer Don Carlos-Aufführung hervortritt (Pasqué, Goethes Weimarer Theaterleitung II, 73 f.).

174. (S. 202 f.) **Aus dem Briefwechsel von Wieland und Göschen.**

Die beiden Briefe Göschens mitgeteilt von Boxberger, Akademische Blätter 1884, S. 71; der Wielands in Wielands Leben von Gruber, Bd. 4, S. 227.

175. (S. 203 f.) Alfr. Meißner, Rococo-Bilder. Nach Aufzeichnungen meines Großvaters. 2. Ausg. 1876, S. 135. M.s Großvater war der Romanschriftsteller Aug. Gottl. Meißner, damals Professor der klass. Literatur und Ästhetik an der Prager Universität. Mehrere Wochen kann Schillers Besuch von Prag, der durch kein anderes Zeugnis bestätigt ist, unmöglich gedauert haben; die Rückreise von Karlsbad führte

über Eger; eine Unterbrechung der Kur zum Zweck eines Abstechers nach Prag wird Schillers Gesundheitszustand schwerlich gestattet haben. K. Ludwig (Schiller in Karlsbad, Neue Freie Presse 7. Mai 1905) und danach K. Berger (Schiller Bd. 2, S. 762) halten deshalb den ganzen Bericht für eine Erfindung des auch sonst verdächtigen Alfr. Meißner.

176. (S. 204 f.) Aus Jens Baggesens Briefwechsel Bd. 1, S. 93 f. Vgl. Schillers Brief an Baggesen vom 16. Dezember 1791 (Jonas III, 177).

177. (S. 205—209.) Mitgeteilt von Hoffmeister, Morgenblatt 1844, Nr. 54 und 55. Danach von Bülow, Novalis Schriften, 3. Teil (1846) S. 135.

178. (S. 210—213.) Aus Grubers Biographie.

Der Titel des Buches ist: „Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter." Leipzig 1805, S. 39 ff. In den Jugendpartien ist dieses Werk, gegen das sich bereits Conz (Bd. 1, S. 98; vgl. auch S. 124) gewendet hat, absolut unzuverlässig; die Stellen, in denen Gruber seine persönlichen Erinnerungen erzählt, verdienen Beachtung. — S. 212_{18}. Schwab (Schillers Leben S. 395 f.) gibt den Wortlaut der alten lutherischen Agende: „Dorn und Distel soll er dir tragen und sollst das Kraut auf dem Felde essen".

179. (S. 213 f.) Mitgeteilt von Leitzmann, Marbacher Schillerbuch II, S. 186 f. Schon im Sommer 1790 hatte Caroline v. Beulwitz an Humboldt über ihre Beziehungen zu Schiller geschrieben: „Kein alter Ton erklingt unter uns, ich verhüte es und er sucht es nicht — die himmlische Freiheit ist entflohn!" Diese Zurückhaltung Carolinens gegenüber Schiller war auf eine Aussprache zwischen ihr und Lotte hin erfolgt, wie A. v. Gleichen Rußwurm in seiner Einleitung zum Briefwechsel zwischen Sch. u. Lotte nach Carolinens

Tagebüchern und vertraulichen Briefen mitteilt. Vgl. auch Nr. 184.

180. (S. 214f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, S. 86—88.

181. (S. 215—230.) Schiller in Jena.

Verfasser: Göritz. Druck: Morgenblatt 1838. Nr. 221—224.

Die Veröffentlichung dieser Erinnerungen, aus denen Teile schon als Nr. 70, 99 und 109 mitgeteilt sind, ist von der Redaktion mit folgender Vorbemerkung eingeleitet: „Wir haben die folgende kleine Denkschrift aus dem Nachlasse des vor mehreren Jahren verstorbenen würtembergischen Decans Göritz erhalten. Wenn wir uns früher bei ähnlichen Mittheilungen genöthigt sahen, aus Rücksicht für noch Lebende hie und da etwas zurückzuhalten, so ist dies bei Vorliegendem nicht der Fall. Wir können die Notizen, welche keinen unbedeutenden Beitrag zu Schillers Lebensgeschichte liefern, ganz und unverändert geben."

Über den Verfasser, der mit seinem Eleven v. Fichard aus Frankfurt an dem Mittagstisch in der Schrammei teilnahm, äußert sich Charlotte v. Schiller in einem Brief an Fischenich vom 1. März 1805 (Hennes, Andenken an Bartholomäus Fischenich 1841, S. 91f.) sehr ungünstig; ähnlich schreibt Emilie v. Gleichen am 29. Dezember 1858 an Palleske: „Göriz war eine unangenehme Persönlichkeit, wie ich aus Erzählungen der seligen Mutter entnehmen konnte, und nicht werth Schiller und Lotten näher gestanden zu haben, wie es die damaligen Verhältnisse im harmlosen Verkehr mit sich brachten." Spricht auch aus dieser Charakteristik die pietätvolle Tendenz, gelegentliche ungünstige Momente in Göritz' Darstellung zu entkräften, so sollen seine Anekdoten, namentlich wo die Antipathie gegen Charlotte daraus redet, doch nur mit Vorbehalt aufgenommen werden. Gerade der unwahrscheinlichsten eine, der Spaß mit dem Erfurter Doktortitel, findet aber von anderer Seite her Bestäti-

gung; vgl. Fielitz, Schiller u. Lotte (Cotta'sche Bibl. d. Weltlitteratur) Bd. 3, S. 40f. Sie ist Ende August 1791 anzusetzen. — Funks erster Besuch fällt in den Juni 1792; er kehrte im Mai 1793 wieder, vgl. Nachtrag Nr. 193a S. 297ff.

182. (S. 230—235.) Jena zur Zeit Schillers.

Fortsetzung von Nr. 152. Druck: Morgenblatt 1837 Nr. 86, S. 341f., Nr. 87, S. 346f. Den Verfasser verschweigt eine redaktionelle Vorbemerkung zu Nr. 84: „Wir bedauern, daß wir weder den Verfasser der folgende Notizen nennen, noch das, was uns von seiner Hand vorliegt, dem ganzen Umfange nach geben können. Manche der Personen, welche die kleine Denkschrift berührt, leben noch; diese, sofern sie uns bekannt waren, haben wir sorgfältig aus dem Spiel gelassen. Wir hoffen in dieser Beziehung keine Indiscretion begangen zu haben; im Uebrigen gehört beim raschen Lauf des Jahrhunderts die Zeit, in der Schiller zu Jena lebte, bereits der Geschichte an." — Obwohl nun im Jahr darauf die Erinnerungen von Göritz, der am 5. Mai 1823 als Decan in Aalen gestorben war, unter Nennung seines Namens veröffentlicht wurden, kann es sich auch hier schwerlich um einen andern Verfasser handeln. Schon Hoffmeister (Schillers Leben 1838, 2. Teil, S. 228) hat diese Vermutung ausgesprochen. Der scheinbare Widerspruch der redaktionellen Vorbemerkung ist vielleicht damit zu erklären, daß die Morgenblattredaktion 1837 die Erinnerungen ohne Angabe des Verfassers erhielt. — S. 232$_{3\ v.\ u.}$: Dieselbe Geschichte, auf Schlosser übertragen in den „Rosen" 1847, Nr. 13, danach in Wurzbachs Schillerbuch Marg. 2913 und bei A. Kühn, Schiller S. 113. — S. 233, unterste Zeile: wahrscheinlich zu lesen: „Madame [Schiller], Stein, Fischenich . . ." Frau v. Stein, die nicht mit dem bürgerlichen Madame bezeichnet worden wäre, äußert zwar einmal die Absicht, Jena zu besuchen (Düntzer, Charl. v. Stein, Bd. 1, S. 355), doch scheint das Leiden ihres Mannes und eigene

Kränklichkeit ſie davon abgehalten zu haben. Übrigens ſchreibt Caroline v. Wolzogen am 25. Januar 1840 an Guſtav Schwab: „Die Studentenbrüderſchaft von Göritz iſt ganz unwahr“ (Schwab, Schillers Leben 1840, S. 440).

183. (S. 235 f.) Nach einem Brief Böhmers vom 22. Juni 1841 mitgeteilt von H. Hennes im „Andenken an Barth. Fiſchenich“, 1841, S. 11, danach „Fiſchenich und Charlotte v. Schiller“, Frankfurt a. M. 1875, S. 9.

184. (S. 236 f.) Mitgeteilt von A. Leitzmann, Marbacher Schillerbuch II, 187 f.

185. (S. 237—239.) Aus Briefen von Reinhold an Baggeſen. Baggeſens Briefwechſel 1. Teil, S. 100, 108 u. 114.

186. (S. 240 f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 88—90. Über Schillers Beſuch in Dresden berichtet auch ein Brief Graffs an Frauenholz (Kat. d. Wiener Schillerausſtellung 1905, S. 10).

187. (S. 241 f.) Guſtav Kühne, Ein Beſuch im Schillerhauſe in Weimar, Gedenkbuch an Friedr. Schiller, hsg. v. Schiller-Verein zu Leipzig 1855, S. 20 ff. — Der Beſuch fand im Jahre 1836 ſtatt. Das Schillerhaus gehörte bis 1847 dem Garteninſpektor Weiſe; doch hatte es auch andere Bewohner, z. B. in den 30er Jahren Goethes Leibarzt Vogel.

188. (S. 242—247.) Aus den Erinnerungen von Conz. Elegante Welt 1823, Nr. 4—6. — S. $244_{11 f.}$ Ähnlich ſchreibt Schiller ſchon am 10. Sept. 1789 an Lotte und Caroline: „Nur durch das, was wir ihr leyhen, reizt und entzückt uns die Natur.“

189. (S. 248.) Schiller und Utz.

Verfaſſer: Conz. Elegante Welt 1825, Nr. 206 Sp. 1644 f. — Über Schillers Theodicee vgl. Boxberger, Archiv VIII, 120 f.

190. (S. 248 f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 97—100. Über das franzöſ. Ehrenbürgerrecht vgl. die

Akten bei Charles Schmidt in den Études sur Schiller, Paris 1905, S. 1 ff. Der Beschluß stand im Moniteur. Am 10. Sept. 1792 schreibt Herzogin Luise an Frau v. Stein: „Stellen Sie sich vor, daß alle fremden Schriftsteller, die zu Gunsten der Revolution geschrieben haben, das französische Bürgerrecht erhalten müssen. Schiller ist von dieser Zahl, aber ich hoffe, er wird es ausschlagen" (Düntzer, Charlotte v. Stein, Bd. 1, S. 364). Frau v. Stein gibt diesen Wunsch am 14. Sept. an Charlotte Schiller weiter (Urlichs, Charlotte Bd. 2, S. 289). Schiller erhielt das an Monsieur Gille adressierte Diplom erst am 1. März 1798 durch Campe. Facsimile in Wychgrams Schiller.

191. (S. 249 f.) Urlichs, Charlotte v. Schiller, Bd. 1, S. 338.

192. (S. 250—252.) Aus dem Tagebuch eines jungen Theologen (1792).

Ohne Name des Verfassers abgedruckt in der Sammlung: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen", Erster Band, Berlin 1854, S. 129—132.

193. (S. 252 f.) Lavaters Aufzeichnungen.

Mitgeteilt von Heinr. Funck, Euphorion XII, 434 f.

194. (S. 253.) Aus Baggesens Tagebuch (1793).

Mitgeteilt von L. Bobé, Euphorion XII, 158.

195. (S. 254.) Aus Jens Baggesens Briefwechsel, Bd. 1, S. 283. — Schiller und Lotte trafen am 4. August in Nürnberg ein, wo sie im Gasthaus „zum roten Roß" abstiegen. Die Weiterreise erfolgte am 7. August.

Besuch der Heimat (1793—94).

196. (S. 255 f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

II, S. 101—104.

197. (S. 257—263.) Schiller in der Reichsstadt Heilbronn.

Verfaſſer: wahrſcheinlich Eduard Schübler, der zweite Sohn des Senators Chriſt. Ludw. Schübler. Druck: Morgenblatt 1854, Nr. 45. Die in unſerer Wiedergabe weggelaſſenen Teile ſchildern die Heilbronner Verhältniſſe zu jener Zeit und ſuchen den Einfluß des dort Beobachteten auf Schillers Dichtungen zu begründen. In begreiflichem Lokalpatriotismus überſchätzt Schübler Schillers Intereſſe für Heilbronn (vgl. dagegen Nr. 200) und unterſtreicht es auch in der Redaktion der folgenden Tagebuchaufzeichnungen ſeines Vaters. Daß Schiller auf der Rückreiſe nochmals in Heilbronn Halt gemacht habe, iſt fraglich.

198. (S. 264—268.) Aufzeichnungen des Senators Chriſtian Ludwig Schübler.

Das Original befindet ſich im Beſitz des Herrn Profeſſor Dr. Walter Haecker in Nagold, eines Urenkels Schüblers, der mir in liebenswürdigſter Weiſe die Wiedergabe erlaubt hat. Unſere bisherige Kenntnis beruhte auf dem Abdruck im Morgenblatt 1854 Nr. 45, der durch den Herausgeber Satz für Satz überarbeitet iſt. Folgende Partien ſind dort beiſpielsweiſe ganz weggeblieben: S. $266_{1-3,\ 11-16,\ \text{und}\ 23-28}$; S. $267_{4\ \text{v. u.}}$; andererſeits hat ſich der Herausgeber, entſprechend ſeiner in Nr. 197 verratenen Tendenz kleine Zuſätze erlaubt; ſo z. B. S. $264_{14\,\text{f}}$: „Es wurde viel über Reichsſtädte geſprochen“, S. 268_{14}: „Er lenkte das Geſpräch auf die Reichsſtädte und das eigenthümliche Leben in denſelben“.

Schüblers Aufzeichnungen bilden ein kleines Quartheft mit der Aufſchrift: „Meine Verhältniſſe mit Hrn. Hofrath Schiller betr. 1793“. Über Schüblers eigentliches Tagebuch teilt mir Herr Prof. Dr. Haecker folgendes mit: Die Schilleraufzeichnungen Schüblers bilden keinen Teil des eigentlichen Tagebuchs, das in Oktavheften (auf durchſchoſſenen Kalenderblättern) von 1773 an, aber mit ſtarken jahreumfaſſenden Lücken, viel Wert-

volles enthält. Über den Aufenthalt Schillers bringt das eigentliche Tagebuch nur den kurzen Eintrag:

„D. 8ten Aug kam Hr. Hofrath Schiller von Jena hier an, um seine Gesundheit wieder herzustellen.

Ich sprach ihn erst den 19ten, wo er mir ein Billet wegen Lesebüchern schrieb; alsdenn wieder den 25sten. Den 28sten speißte ich mit ihm zu Nacht. Den 30. kam er zu mir."

Im September: Den 8ten reiste Hr. Hofr. Schiller wieder von hier ab nach Ludwigsburg."

Eine interessante, Schiller betreffende Notiz findet sich bereits am 1. Aug 1781:

„Vorm. kam ich zu HE. Geh. H. R. Fischer, der mir in wallendem Enthusiasmus: „die Räuber" vorlas ... Ein Stück, wie ich seit vielen Jahren, kann wohl sagen, nie eines gehört — — Ich flamte in Feuer u. fuhr auf in Stärke, wie nun die Scenen kämen — — Da ist mehr, als Göz von Berl. .... — mehr als Shakspear, sagte Hr. Fischer — — Ich war weg — u. bins noch."

Prof. Haecker erwähnt ferner als eine, gewiß nicht ganz unbegründete Familientradition, die schon im Morgenblatt 1856 Nr. 32 verzeichnet ist, Schiller habe sich zu den astrologischen Partien des Wallenstein und zu der Figur des Seni durch die Gespräche mit dem Senator anregen lassen.

199. (S. 268.) Verfasser: Schübler. Druck: Morgenblatt 1855, S. 764. Schiller wohnte zuerst im Gasthof zur Sonne, dann im Haus des Assessors und Kaufmanns Rueff am Sulmertor.

200. (S. 269f.) Zwei Briefe von Charlotte Schiller.

Der erste bei Hennes, Fischenich u. Charlotte v. Schiller aus ihren Briefen S. 33f.; der zweite in den Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Joh. Benj. Erhard, hsg. v. Varnhagen 1850, S. 376. — Schiller siedelte am 8. Sept. nach Ludwigsburg über. Am 14. September meldet der Generalquartiermeister

v. Nicolai dem Herzog, daß „seit einigen Tagen der Professor Schiller . . . sich hier eingefunden habe.“ (Schloßberger, Neuaufgefundene Urkunden über Schiller und seine Familie, Stuttg. 1884, S. 50f.)

201. (S. 270—273.) Aus den Erinnerungen von Conz. Elegante Welt 1823, Nr. 6 u. 7.

202. (S. 273—285.) Aus Hovens Autobiographie.

Hoven S. 124—34. — S. 277_{12} lies „jüngerer Bruder.“ — S. $281_{8\,v.\,u.}$: In der Chronologie irrt Hoven: Karl Schiller kam bereits am 14. September zur Welt. Danach ist auch 282_4 zu berichtigen.

203. (S. 285.) Schwab, Schillers Leben S. 477 nach mündlicher Mitteilung des Archivrats Schönleber und des Apothekers Hausmann, die beide damals Ludwigsburger Schüler waren.

204. (S. 286.) Herrlinger, Schiller in Ludwigsburg, Bes. Beil. des Staatsanzeigers f. Württemberg 1897, Nr. 8.

205. (S. 286.) Schwab, Schillers Leben S. 478 nach mündlicher Mitteilung von Elwert. Verwertet durch Kurtz im Schlußkapitel von „Schillers Heimatjahre“.

206. (S. 286.) Aus einer nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift Karl Mayers „Erinnerungen an Johann Georg August v. Hartmann“ (1849), mitgeteilt von A. v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur S. 48.

207. (S. 287.) Scherr, Friedr. Schiller 1859, S. 432f. nach einer Einzeichnung Mayers in dem „Schiller-Album“ des Weimarer Schillerhauses.

208. (S. 287f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie II, 113f.

209. (S. 288.) Aus einem Schreiben des Oberhofpredigers v. Grüneisen mitgeteilt von A. v. Keller, Nachlese zur Schillerlitt. 1860, S. 23.

210. (S. 288f.) J. Proelß, Marbacher Schillerbuch II, 169f.

211. (S. 289—291.) Aus Abels Aufzeichnungen.

Nach dem im Beſitz der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung befindlichen Manuſkript mitgeteilt von Weltrich, Zeitſchr. f. vergl. Literaturgeſchichte N. F. XIV (1901) S. 325—327.

212. (S. 291—293.) Schillers Berufung nach Tübingen.

Verfaſſer: Abel. Nach der Merkelſchen Handſchrift mitgeteilt von Weltrich, Zeitſchr. f. vergl. Literaturgeſch. N. F. XIV (1901), S. 328f. — In den Akten und Protokollen des akademiſchen Senats hat ſich nichts über die Berufung gefunden (A. v. Keller, Beiträge S. 34). — Schillers Rückkehr nach Jena ſieht ſchon Göſchen in einem Brief an Bertuch vom 10. Sept. 1793 voraus: „Schiller iſt ein Poet. Ich hoffe doch, er ſoll wieder zu uns kommen. Er hat zu angenehme und gebildete Freundſchaften und Bekanntſchaften in Thüringen, welche er in Schwaben vermiſſen muß und die ihm doch Bedürfniß ſind."

Nachträge.

Die folgenden Stücke wurden mir zu ſpät bekannt, als daß ſie in die Reihenfolge hätten eingefügt werden können.

133a. (S. 294.) Nach Erinnerungen der Sophie Albrecht.

Döring, Friedrich v. Schiller. Jena 1839, S. 150. Vorher hatte Fr. Clemens in der mir unzugänglichen Zeitſchrift „Die Poſaune" 1839 Nr. 22 die Erinnerungen der damals noch lebenden Künſtlerin veröffentlicht. Was Sophie Albrecht ſonſt über das Verhältnis zu Henr. v. Arnim erzählt, iſt mit Zweifeln aufzunehmen; vgl. Anm. zu Nr. 133.

150a. (S. 294f.) Aus dem Briefe eines Jenaer Dozenten über Schillers erſte Vorleſungen.

Aus Niethammers Nachlaß mitgeteilt von E. Schmidt in

einem Privatdruck für Weinhold, wiederholt Euphorion II, 124 f. Verfaſſer unbekannt. Von Schillers „Vorſtellung als Profeſſor", die ſchon vor der Antrittsvorleſung ſtattgefunden haben muß, erzählt der ſchwäbiſche Magiſter Seyfer auf der Solitude (Beziehungen S. 365 f.).

155a. (S. 295.) Mitgeteilt von Leitzmann, Euphorion XV, 235. — Carolinens Plan lief darauf hinaus, daß Schiller ſeine Jenaer Stellung aufgeben und nach Rudolſtadt ziehen ſollte, wo auch Herr v. Beulwitz (Ursus) lebte. Vgl. Schiller u. Lotte, hsg. v. Fielitz (Cotta'ſche Bibl. d. Weltlitteratur) Bd. 2, S. 124 f.

173a. (S. 296.) Ein Beitrag zu Schiller's Biographie. Mitgeteilt von A. Glaſer, Weſtermanns Illuſtr. Monatshefte 1860, S. 447. Die Unzuverläſſigkeit von Eickes Angaben kommt mit der Behauptung eines mehrwöchigen Aufenthaltes in Eger zum Ausdruck.

193a. (S. 297—299.) Zwei Briefe von Karl Wilh. Ferd. v. Funk an Körner.

Mitgeteilt von L. Geiger, Frankf. Zeitung 3. März 1903, Nr. 62.

Berichtigungen:

S. 81 Z. 1 lies: An Emilie Pistorius.
S. 93 Z. 5 lies: 1784.
S. 122 Z. 13 lies: Reinhart.
S. 146 Z. 3 lies: Arnim.
S. 164 Z. 11 v. u.: 1789.
Z. 7 v. u.: herbeizuführen.

Gedruckt in Leipzig
bei Poeschel & Trepte

DEC 2 - 1929